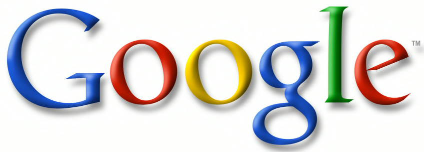




Album

des

Nuremberg (Germ. Nürnberg) —

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1844.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1844.

(1844 — 1871.)

Erlangen
gedruckt bei J. J. Barfus.

Vorwort.

Es hat sich seit einigen Jahren in hiesiger Stadt unter dem Namen eines literarischen Vereines eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder aus den verschiedenen Ständen sich zu dem Zwecke verbunden haben, das Interesse an der Literatur unter sich zu beleben und durch wechselseitige Theilnahme sich zu eignen Leistungen zu ermuntern. In dieser Absicht werden in monatlichen Versammlungen vor Männern und Frauen von Mitgliedern des Vereins, prosaische und poetische Vorträge gehalten. Da es nun der Wunsch der Gesellschaft war, einen Theil der in den ersten Jahren gehaltenen Vorträge zur bleibenden Erinnerung zu besitzen, so wollte man eine solche Sammlung zuerst als Manuscript drucken lassen.

Da wir jedoch glaubten, daß dieselbe durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes und die Art seiner Behandlung auch außer unsrem Kreise hie und da Leser finden dürfte, so haben wir es gewagt, sie hiemit der Oeffentlichkeit zu übergeben und versprechen, wofern sie sich einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben sollte, auch in den nächsten Jahren eine Anzahl Abhandlungen und Gedichte, die in unsrem Vereine zum Vortrag kommen, in derselben Weise folgen zu lassen.

Nürnberg, im December 1843.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

II.

Poetische Vorträge.

I.

Zur Feier des Geburtstags Schiller's.

Von

Dr. E. Lösch.

Wir ehren uns selber, wenn wir die großen Geister unserer Nation gebührend verehren. Eine Pflicht, welche das gegenwärtige Geschlecht gerne und fleißig erfüllt! Der Grund, warum der literarische Verein seine zweite öffentliche Versammlung gerade an dem heutigen Tage anberaumt hat, ist kein anderer, als der, den Manen eines Dichters, welchen das deutsche Volk mit Stolz den Seinigen nennt, seine Huldigung darzubringen. Es ist Schiller's Geburtstag, den wir heute begehen; und ich bin von dem Vorstande ersucht worden, zu dieser Feier einige einleitende Worte zu sprechen. Wenn sonst der Mangel an Stoff das Geschäft des Redners erschwert, so ist es unstreitig im vorliegenden Fall die unübersehbare Fülle desselben. Es hat kaum ein anderer Dichter mit solcher Tiefe des Gedankens, solcher Glut der Phantasie, solchem Glanz des Ausdrucks zu seinem Volke geredet, und kaum ein anderer diese begeisterte Aufnahme von den höchsten bis herab zu den niedern Ständen gefunden, wie Schiller. Seine Werke sind selbst dem nicht unbekannt, dem

die deutsche Literatur sonst fremd geblieben ist, und an seinen lyrischen Dichtungen werden dem herangereiften Schüler gerne die ersten Anfangsgründe der Theorie und Auslegungskunst verständlich gemacht. Dennoch ist die jüngste Vergangenheit geschäftiger gewesen, als man wohl erwarten durfte, den Ruhm des Dichters zu schmälern und ihm einen Theil der hohen Verehrung zu rauben, in welcher er stehet. Es haben Kritiker, welche den eigenen Mangel an poetischem Geiste durch die Schärfe der Kritik bedecken wollten und die Heroen unserer Literatur mit schamloser Frechheit behandelten, sichs nicht nur zum unseligen Geschäfte gemacht, die einzelnen Fehler, von welchen namentlich die Jugendwerke des genialen Dichters nicht frei sind, hervorzuheben, nein, sie haben sich bis zu der Lächerlichkeit verirrt, durch vergleichende Parallelen mit andern Dichtern, namentlich Göthe, ihn in Schatten zu stellen; gleich als hätte der Genius der Kunst nur einen Lorbeer auszutheilen, und gleich als wäre es nicht eben die herrlichste Offenbarung des allgütigen Schöpfers, daß er wie im Reiche der Natur, so auch im Reiche der Geister nicht leicht zwei völlig Aehnliche neben einander stellt. Mag Göthe's Genius universeller, mögen seine Dichtungen objektiver und seine poetischen Gestalten zum Theil klarer und markirter seyn, Schiller's Fülle und Kraft, Reichthum und Glanz bleiben deßhalb völlig dieselben.

Nicht selten hat man den lyrischen Dichtungen das Vorwalten des Gedankens vor dem Gefühle und rednerischen Schmuck statt des poetischen Ergusses zum Vorwurf gemacht. Allein die das tadeln wollten, hätten bedenken sollen, daß der Geist unseres Dichters vor allem andern zum Lehrgedicht organisirt war, und hätten nicht hier als Mangel bezeichnen

sollen, was dort als hoher Vorzug gilt. Es bestehet unter unserem wechselnden Monde unwiderruflich das Gesetz, daß jeder, auch der glänzendste Vorzug auf dieser Stelle seine Schattenseiten nach jener hin offenbart. Die dem Dichter die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit nehmen möchten, haben damit zugleich die Unmöglichkeit gesetzt, jene herrlichen Balladen zu schaffen, die am Sternenhimmel deutscher Dichtung mit unvergänglichem Glanze strahlen, oder Lehrgedichte, wie das Eleusische Fest, die Klage der Ceres, der Spaziergang, die Glocke, die Sprüche des Confutius, und so viele andere, an welchen, wenn tausend ephemere Erscheinungen unserer überfluthenden schönen Literatur untergegangen seyn werden, noch eine dankbare Nachwelt sich erquicken und aufrichten wird, oder Epigramme, von denen ein einziges schwerer wiegt, als ganze Bändchen von Sonneten, Madrigalen, Gaselen und anderen Modegedichten.

Der Genius darf keinem anderen Gesetze folgen, als dem ihm innewohnenden, und das hat Schiller gethan wahrhaft, ohne Schminke, sich selber getreu. Daher bei allem Reichthum seiner Muse kaum ein Dutzend eigentliche Lieder, bei allem Schwunge seiner Phantasie nicht eine Ode, und bei aller Gewandtheit in der Form nicht ein Sonnet. Diese weise Mäßigung ist eben so ruhmvoll, muß eben so dankbar anerkannt werden, wie die hohe Achtung, welche er gegen die Lesewelt und sich selber darin bewiesen hat, daß er das Mittelmäßige unerbittlich ausschloß, ja der strenge richtenden Flamme übergab, was er seines Namens und seines Volkes nicht würdig erachtete.

Einen schweren und nicht ganz zu beseitigenden Vorwurf hat die neueste Zeit gegen den Dichter, als Lyriker, hervor=

die deutsche Literatur sonst fremd geblieben ist, und an seinen lyrischen Dichtungen werden dem herangereiften Schüler gerne die ersten Anfangsgründe der Theorie und Auslegungskunst verständlich gemacht. Dennoch ist die jüngste Vergangenheit geschäftiger gewesen, als man wohl erwarten durfte, den Ruhm des Dichters zu schmälern und ihm einen Theil der hohen Verehrung zu rauben, in welcher er stehet. Es haben Kritiker, welche den eigenen Mangel an poetischem Geiste durch die Schärfe der Kritik bedecken wollten und die Heroen unserer Literatur mit schamloser Frechheit behandelten, sichs nicht nur zum unseligen Geschäfte gemacht, die einzelnen Fehler, von welchen namentlich die Jugendwerke des genialen Dichters nicht frei sind, hervorzuheben, nein, sie haben sich bis zu der Lächerlichkeit verirrt, durch vergleichende Parallelen mit andern Dichtern, namentlich Göthe, ihn in Schatten zu stellen; gleich als hätte der Genius der Kunst nur einen Lorbeer auszutheilen, und gleich als wäre es nicht eben die herrlichste Offenbarung des allgütigen Schöpfers, daß er wie im Reiche der Natur, so auch im Reiche der Geister nicht leicht zwei völlig Aehnliche neben einander stellt. Mag Göthe's Genius universeller, mögen seine Dichtungen objektiver und seine poetischen Gestalten zum Theil klarer und markirter seyn, Schiller's Fülle und Kraft, Reichthum und Glanz bleiben deßhalb völlig dieselben.

Nicht selten hat man den lyrischen Dichtungen das Vorwalten des Gedankens vor dem Gefühle und rednerischen Schmuck statt des poetischen Ergusses zum Vorwurf gemacht. Allein die das tadeln wollten, hätten bedenken sollen, daß der Geist unseres Dichters vor allem andern zum Lehrgedicht organisirt war, und hätten nicht hier als Mangel bezeichnen

sollen, was dort als hoher Vorzug gilt. Es bestehet unter unserem wechselnden Monde unwiderruflich das Gesetz, daß jeder, auch der glänzendste Vorzug auf dieser Stelle seine Schattenseiten nach jener hin offenbart. Die dem Dichter die eben bezeichnete Eigenthümlichkeit nehmen möchten, haben damit zugleich die Unmöglichkeit gesetzt, jene herrlichen Balladen zu schaffen, die am Sternenhimmel deutscher Dichtung mit unvergänglichem Glanze strahlen, oder Lehrgedichte, wie das Eleusische Fest, die Klage der Ceres, der Spaziergang, die Glocke, die Sprüche des Confutius, und so viele andere, an welchen, wenn tausend ephemere Erscheinungen unserer überfluthenden schönen Literatur untergegangen seyn werden, noch eine dankbare Nachwelt sich erquicken und aufrichten wird, oder Epigramme, von denen ein einziges schwerer wiegt, als ganze Bändchen von Sonneten, Madrigalen, Gaselen und anderen Modegedichten.

Der Genius darf keinem anderen Gesetze folgen, als dem ihm innewohnenden, und das hat Schiller gethan wahrhaft, ohne Schminke, sich selber getreu. Daher bei allem Reichthum seiner Muse kaum ein Dutzend eigentliche Lieder, bei allem Schwunge seiner Phantasie nicht eine Ode, und bei aller Gewandtheit in der Form nicht ein Sonnet. Diese weise Mäßigung ist eben so ruhmvoll, muß eben so dankbar anerkannt werden, wie die hohe Achtung, welche er gegen die Lesewelt und sich selber darin bewiesen hat, daß er das Mittelmäßige unerbittlich ausschloß, ja der strenge richtenden Flamme übergab, was er seines Namens und seines Volkes nicht würdig erachtete.

Einen schweren und nicht ganz zu beseitigenden Vorwurf hat die neueste Zeit gegen den Dichter, als Lyriker, hervor-

gebracht, seine Verehrung gegen das Heidenthum und sein Fernstehen von den Vorstellungen und Formen des Christenthums. Dieser Vorwurf konnte nicht ausbleiben in einer Zeit, welche gewohnt ist, die Frömmigkeit ins Dogma zu setzen, und alles Geistige an einem ängstlich und kleinlich zugeschnittenen Maaßstab zu messen. Und freilich, es bedurfte dazu nicht großer Mühe; der Kampf, die Resignation, die Götter Griechenlands, das verschleierte Bild zu Sais, und manches andere Gedicht dieser Art liegen offen vor den Blicken der ganzen Nation. Die Gerechtigkeit aber fordert von uns, daß wir den Grund davon nicht in des Dichters Gemüthe, sondern vielmehr in dem Standpunkt seiner Zeit suchen. Die letzte Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war am größten im Verneinen. Wie eine helle Sonne war Kant's kritische Philosophie aufgegangen, und warf ihr prüfendes Licht in alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens. Sie verscheuchte tausend Irrthümer, tausend Vorurtheile, tausendfachen verjährten Wahn; sie leuchtete herrlich, aber erwärmen konnte sie nicht. Es war ein großer Kampf gegen veraltete Formen, aus welchen der Geist gewichen war; aber mit dem Umstürzen der Formen war nicht alsobald auch der entflohene Geist wieder gewonnen. In jener Zeit des kritischen Kampfes herrschte eine entschieden feindliche Stimmung gegen kirchliche Formen vor, und nicht selten wurde Kunst und Wissenschaft auf Kosten des Heiligen vergöttert. Nicht der Dichter, seine Zeit trägt davon die Schuld. Welch eine warme Begeisterung für das Heilige, welch eine tiefe Verehrung auch gegen das Religiöse und Kirchliche im Innern seines Herzens wohnte, dafür bürgt sein lange, aber vergebens genährter Jugendplan, sich selbst dem geistlichen Stande zu widmen,

dafür bürgt sein häusliches und öffentliches Leben, dafür das Zeugniß seiner Freunde von dem Edelsinn seines Charakters, dafür insbesondere seine beiden ächt religiös gehaltenen, glänzenden dramatischen Gestalten, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans. Was daher auch die letzte Vergangenheit gegen den Dichter vorgebracht hat, seine Größe bleibe von uns angestaunt durch alle Zeiten, und seine poetischen Schöpfungen bleiben uns und dem ganzen deutschen Volke ein köstlich unveräußerliches Erbgut!

Ich habe mit dem bereits ausgesprochenen die lyrischen Gedichte Schiller's, soweit es für diesen Ort erforderlich schien, mit wenigen Worten charakterisirt; ich bin aber um so mehr schuldig, noch ein paar Worte über die dramatischen Werke des Dichters zu sagen, als er gerade in diesen seine höchste Meisterschaft kund gegeben hat. Daß diese Dichtungen nach verschiedenen Perioden beurtheilt werden müssen, ist so anerkannt, daß es überflüssig scheint, es nochmals zu wiederholen. Wenn in den ersten dramatischen Werken sein Genius noch dem frischen Moste gleicht, der schäumend und ungemessen über das gefüllte Glas überströmt, so lag darin nur die Vorbezeichnung und die Gewähr für die künftigen großen Leistungen. Wie aber auch in den ersten Werken das Maaß überschritten seyn, oder in Don Carlos mehr ein philosophisches Baugerüste zu einem Philantropin gegeben, oder wie die spätere Braut von Messina auf einem falschen theoretischen Versuche aufgebaut seyn mag; schon in den ersten Stücken ist in der Charakteristik einzelner Personen und in der Vorführung einzelner Scenen eine Meisterschaft beurkundet, wie nur Wenige sie erreichen mögen. Ich will, um nicht unzählige mal Gesagtes nochmals zu wiederholen, mich nur auf ein

paar Nebenfiguren berufen, und aus den Räubern auf die tragische Größe Schweizers und auf die wunderliebe Gestalt des alten, treuen, redlichen Daniels, und insbesondere auf seinen komisch rührenden Abschied vom theueren Mutterhaus, dem Boden, den er gefegt, und dem Ofen, den er beheizt hatte, hinweisen, oder aus Kabale und Liebe nur einen einzigen, den ehrenfesten, biedern cholerischen Stadtmusikanten Miller vor die Erinnerung führen. Aber freilich wohl gegen den gährenden Most der ersten dramatischen Werke gleichen die spätern: Tell und Wallenstein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans dem köstlichen Drei und Achtziger oder dem Hundertjährigen, den der Wirth nur für die seltensten Feste aufspart. Ich kann es dem jüngst vergangenen Geschlechte nicht verdenken, wenn es am Schlusse des vorigen und am Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts fast ausschließend der Belletristik sein Studium und seine Begeisterung zugewendet hat; denn als eine Johanna d'Arc, eine Stuart, eine Tecla, noch mit dem Reize der Neuheit geschmückt, über die Bretter giengen; als im Wallenstein die Heldengröße mit der Charakterschwäche in überraschender Wahrheit gepaart, im Tell der freigesinnte, unverdorbene, männlich kräftige Sohn der Natur in allem Schmucke der Dichtkunst vor die Augen trat, da mußte wohl auch den kältesten Beschauer die Gluth der Entzückung durchströmen. Welchem von diesen Werken der größere Vorzug gebühre, dürfte schwer seyn zu entscheiden. Wenn in Wilhelm Tell und Maria Stuart mehr menschliche That und menschliches Geschick, so offenbart sich im Wallenstein das Walten einer ewigen Gerechtigkeit und in der Jungfrau der bis in die Wirklichkeit hereinreichende Finger einer allgegenwärtig, wunderbar einwirkenden Gottheit. Wenn

im Wallenstein die schlau berechnende Klugheit das Motiv der Handlungen wird, so ists im Tell die heilige Begeisterung eines nach Freiheit dürstenden Volkes; wenn in Maria Stuart die Resignation eines bußfertig frommen Herzens über des Geschickes feindliches Spiel sich darstellt, so stehet in der Jungfrau die gottbegeisterte, gotterfüllte Prophetin selbst vor unsern Augen. Im Glanze der Ausführung, aber nicht nach der Motivirung, muß die Jungfrau über alle gestellet werden; am vielseitigsten ist Wallenstein durchgearbeitet; von Seiten der technischen Vollendung reicht man dem Tell den Preis; das Köstlichste ist unstreitig in Maria Stuart gegeben. Diese innere Nothwendigkeit, von allen falschen Anwendungen ferne, diese scharfe, feste, wahrhafte Charakteristik der beiden feindlich gesinnten königlichen Frauen, dieser versöhnende Geist der Religiosität, der nicht nur frühere Schuld bedeckt, sondern selbst den Zuschauer über Schmerz und Tod siegreich hinanhebt; dieß gewaltige Interesse, welches Schönheit, Unglück und fromme Resignation zugleich in der Brust des Beschauers anregen, stellen sie würdig neben das Beste, was Göthe geleistet hat, neben seinen Tasso und seine Iphigenie.

Die ewige Güte hat unserem Dichter ein kurzes Lebensziel bestimmt. Er starb schon im 46. Lebensjahre. Dafür hat sie seinem Namen Unsterblichkeit gegeben und künftige Jahrhunderte werden ihn noch mit Bewunderung nennen.

Ich weiß meinen kurzen Vortrag nicht besser zu schließen, als mit den Worten Göthe's über seinen frühen Tod:

„Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme

der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Daß er frühe hinwegschied, kommt auch uns zu gut. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben."

Erfülle sich dieses Wort des großen Göthe auch an uns allen!

II.

Beitrag zur Geschichte der irdischen Ueberreste Schiller's.

Von

Julius Merz.

Wenn Schiller in dem Gedichte: „die Theilung der Erde“ den Poeten seine Ansprüche auf irdische Güter so spät geltend machen läßt, daß ihn Zeus lediglich auf den Himmel verweisen muß, so hat er in diesem Bilde eine an Dichtern sehr häufig gemachte und leider auch an sich selbst erprobte Erfahrung bezeichnet. — Auch Schiller kämpfte stets mit der Sorge für die äußere Sicherstellung seiner Familie nach seinem Tode, welchen er, bei seiner immer schwankenden Gesundheit, nicht gar ferne zu glauben schien. Um die Kosten des Unterhaltes zu decken, berechnete er, nach völliger Uebersiedlung nach Weimar, neben den fortlaufenden Unterstützungen an Geld von hochgestellter Freundeshand, jährlich noch ein paar Dramen dem Druck übergeben zu müssen. Seine schriftstellerischen Arbeiten gaben von Jahr zu Jahr mehr Ausbeute, und so begann er allmählich ruhiger in die Zukunft zu blicken. „Nur noch ein paar Jahre“, schrieb er im Spätherbst 1804 an einen Freund, und nicht ohne Hoffnung auf

den eben vorbereiteten ersten Band seiner Gesammtwerke, „nur noch ein paar Jahre, und es ist alles wohl bestellt.“

So lange Frist war ihm nicht gegönnt!

Schiller, wie Göthe, beide hatten das Jahr 1805 krank angetreten. Sie sahen und sprachen sich lange nicht, bis in den ersten Tagen des Monats März Schiller wieder im Stande war auszugehen und den noch etwas unpäßlichen Göthe zu besuchen. Das Uebermaß von Freude war von beiden Theilen so groß, daß sie sich lange in den Armen lagen, bevor einer von ihnen zu sprechen vermochte. Die heiteren Tage des jungen Frühlings wirkten indeß bald wieder kräftigend auf die Gesundheit beider Freunde, so, daß besonders in Schiller der lang gehegte Wunsch wieder rege wurde, die Schweiz zu bereisen und alle die Orte eigens zu besuchen, die er in seinem Tell nur nach Göthes Berichten zu schildern sich gezwungen sah. Zur Ausführung dieses Planes konnte Schiller nicht mehr kommen; denn schon am ersten Mai wurde er im Theater während der Vorstellung von heftigem Fieber befallen, welches auch in den nächsten Tagen und Nächten nicht von ihm wich. Sein Hausarzt, Hofrath Stark, war selbigen Tages gerade mit der großherzoglichen Familie nach Leipzig abgereist, doch fürchtete darum Schiller nichts, da er auch dem an dessen Stelle gerufenen Arzte volles Vertrauen schenkte. Während er geistig durch lebendige Unterhaltung mit Gattin und Schwägerin oft erfreut und gestärkt schien, nahm sein körperlicher Zustand einen immer mehr beunruhigenden Charakter an, indem nun seit einigen Tagen auch wieder das alte Uebel der Brustbeschwerden hinzugetreten war. Am 8. Mai erschien Schiller seiner Umgebung aufgeregter als vorher. Er deutete es übel, daß man vermied ihm Gelegenheit zum häu-

figern Sprechen zu geben, ließ sich das Fenster öffnen, und betrachtete die untergehende Sonne, verlangte nach seinem jüngsten Kinde, einem halbjährigen Töchterchen, herzte es und barg die thränenden Augen im Kopfkissen. Bald verstärkte sich noch das Fieber, und es trat Delirium ein. In diesem Zustande erhitzter Phantasie, beschäftigte er sich besonders mit der von ihm begonnen gewesenen Tragödie: „der falsche Demetrius", welche Arbeit nach seinem Tode auf dem Schreibtische gefunden wurde. Den nächsten Tag brachte er häufig im Schlafe zu. Ein Glas Champagner, das ihm der Arzt gerathen hatte, trank er, ohne daß sich eine besondere Wirkung zeigte. Gegen 4 Uhr Nachmittags begehrte er Naphta, aber er konnte das Wort nur noch halb aussprechen; er versuchte es zu schreiben, aber auch hier hatte er nur 3 Buchstaben zu Papier gebracht, als er den Kopf tiefer zurück legte, sie krampfhaft pressend, die Hand der Gattin faßte — und seiner Familie und Deutschland verloren war.

Hier beginnen die Mittheilungen, welche ich Ihnen nach der Ueberlieferung eines Augenzeugen mache *).

S. wohnte mit Schiller in einem Hause. Er kam am 9. Mai bei einbrechender Nacht von einer kleinen Reise zurück, und eine ungewohnte Ruhe war ihm gleich bei dem ersten Tritte in das Haus befremdend und unheimlich. In's Zimmer tretend, hörte er von seiner ihm diesmal weniger heiter entgegen kommenden Gattin die betrübende Kunde von Schiller's Tod. Am andern Morgen besuchte er Schiller's Fami-

*) Vergl. auch den Artikel: „Schiller's Gebeine" von Dr. A. Peucer in der Zeitschrift „Europa" 1838, Bd. 1, S. 509 u. s. f.

sie, und traf alle Glieder derselben vom tiefsten Schmerze über den Verlust des guten Gatten und Vaters ergriffen. Der ältere 11jährige Sohn war kaum zu besänftigen; die Wittwe schwamm in Thränen und entschlug sich aller Sorge für das, was nun zunächst zu geschehen hatte. S. übernahm dieselbe und bestellte vor allem den Maler Jagemann, um von dem theuern Todten noch ein Bild, und einen Gypsabdruck von seinem Kopfe nehmen zu lassen. Zu einiger Beruhigung der Wittwe, die sich nun mit den Kindern in ein entlegeneres Zimmer begeben hatte, und nur wenig sich sehen und sprechen ließ, sorgte S. weiter dafür, daß Tags darauf die Brusthöhle des Verblichenen geöffnet wurde, und die Section ergab eine solche Destruction der Lunge, daß Schiller's Tod durch menschliche Hilfe unabweisbar erschien. Die nicht unbedeutende Sängerin Dem. Jagemann, die Schwester des Malers, weigerte sich am Sonnabend auf der Bühne aufzutreten, und so kam es zu keiner Vorstellung. In derselben Nacht, um 12 Uhr, sollte Schiller begraben werden. Die Träger wurden zu den meisten Leichen, welche ohne besondere Auszeichnung statt fanden, von einer Zunft gestellt, und so war diesmal die Reihe an der Zunft der Schneider, welche, das Bahrtuch mit den Insignien ihrer Gilde geziert, Schillern zu Grabe zu bringen hatte. Ein erschütternder Moment wendete dies ab. S. trat, als es bereits zu dunkeln begonnen hatte, in die Hausflur der Schiller'schen Wohnung. Da lag der Freund im Sarge vor ihm; der treue Diener Rudolph, neben dem Sarge auf einem Schemel zusammengekauert, weinte Thränen der Dankbarkeit; eine einzige Kerze beleuchtete vom Geländer der Treppe aus die tiefergreifende Scene. S. blieb ein paar Minuten wie gefesselt stehen, kehrte dann,

ohne ein Wort zu sagen, um, und ging vom schmerzlichsten Freundschaftsgefühle durchdrungen in einen Gesellschaftszirkel, wo er mehrere Freunde Schillers zu finden hoffte. Er traf deren viele. Den zunächst stehenden machte er den Vorschlag, daß sie, als Freunde Schillers, diesen mit ihm zu Grabe tragen sollten. Sein Vorschlag wurde von allen freudig aufgenommen, und sogleich die Verabredung getroffen, sich um 11 Uhr bei ihm zu versammeln. Es waren unter diesen 11 jungen Männern Jagemann, eben der Künstler, der die Züge des Dichters noch durch Griffel und Modell festzuhalten suchte, der erst vor einigen Jahren verstorbene Gelehrte Steph. Schütz, Hofrath Helbig, Heinrich Voß und andere Gelehrte, Beamte oder Künstler, wie sie sich eben gerade, ohne Rücksicht auf Stand oder Confession, wenige Stunden vorher zusammen gefunden hatten. Man näherte sich der Stätte der Trauer. Auch schon mehrere der gedungenen Träger hatten sich eingefunden. S. befriedigte ihre Forderung und entband sie ihrer Pflicht. Oben aber war noch dasselbe Bild, von einer Kerze beleuchtet, Schiller im Sarge, neben ihm der Diener. Die Freunde umstanden den Sarg; Mancher drückte noch einmal die kalte Hand des Entseelten, und vermochte nur mit der Kraft des Mannes den hervorbrechenden Thränen zu wehren; dann schloßen sie den Sarg, brachten ihn auf die Bahre, und traten mit ihr auf den Schultern in die stille Nacht hinaus. Kein feierlicher Conduct hat die Begrabenden empfangen. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich; die Straßen waren menschenleer. Wer hin und wieder durch irgend ein Leiden schlaflos erhalten war, konnte jetzt aus dem einfachen Tönen eines Glöckleins bemerken, daß jemand nach dem Ziele irdischer Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu

wissen, daß es den Dichter der „Glocke“ zu Grabe läute. Auf dem Markte angekommen, wurde von den Trägern etwas angehalten, um zu wechseln. Zwei Fackeln spendeten das nöthige Licht; zu spärlich noch, um eine eben aus einer Seitenstraße tretende, tief in den Mantel gehüllte männliche Gestalt genauer erkennen zu lassen. Sie folgte den Trägern in immer gleichweiter Entfernung nach dem Kirchhofe. Hier angelangt, traten diese zu dem geöffneten alten Cassengewölbe, einer großen, feuchten Todtengruft. Mit Hilfe des harrenden Todtengräbers wurde der Sarg zu bereits an 10 eingesenkten gestellt. Da wurde die unbekannte Begleitung, jene hohe männliche Gestalt, an der Wand des Kirchhofes wieder sichtbar, und tiefer, langverhaltener Schmerz wand sich schluchzend los. Die 12 wackeren Freunde aber umstanden die Gruft, beteten ein stilles „Vater Unser“: und der Wärter des Platzes ließ die eiserne Fallthüre nieder, deren klirrender Riegel die Kammer des Todes verschloß. Am Himmel war inzwischen der Mond durch die Wolken gebrochen und leuchtete den Freunden nach Haus. Wer der Zeuge ihres stillen Schmerzes, ihres letzten Beweises treuer Freundschaft war, ist ihnen nie bekannt geworden, — die Vermuthung nannte neben Andern als solchen auch Göthe.

Das war die Nacht vom 11. auf den 12. Mai des Jahres 1805 zu Weimar, zugleich der Anfang jener langen, ewigen Nacht, auf welche für Schiller kein irdischer Tag mehr folgte.

Sein Genius, eine ewig aufflackernde Flamme im leichtzerbrechlichen thönernen Gefäße, hatte sich indeß in der Gestalt des Wortes Bahn in das Herz des deutschen Volkes gebrochen. Seine Werke wurden mehr und mehr in der Hand des

Gebildeten gefunden, und bald nahm er in der Zahl deutscher Dichter, dem Volke gegenüber, die Stelle eines Lieblings ein.

Nicht gar lange nach Schillers Tod waren in verschiedenen Zeitschriften Stimmen für die Errichtung eines öffentlichen Denkmals laut geworden, aber sie sind ohne erklecklichen Erfolg geblieben. So sind 20 Jahre seit jenem Begräbnißtage verflossen, ohne daß etwas anderes geschah, als daß der Bildhauer Danneker zu Stuttgart die colossale Marmor-Büste seines Jugendfreundes ihrer Vollendung entgegenführte. Die beiden Söhne Schillers, gleich nach dem Tode des Vaters von der Erbprinzessin in Weimar in Versorgung genommen, und nun im Besitze von Gütern und Würden, kauften diese Büste an sich, und machten sie Weimar zum Geschenke.

Diese Büste, auf dortiger Hofbibliothek aufgestellt, veranlaßte S., einen forschenden Blick in die Räume des so lange verschlossen gewesenen Cassen-Gewölbes zu thun, und den Schädel des Freundes, als theure Reliquie, sich heraus zu holen.

Aber wie war er bei der Eröffnung erstaunt. Alle in demselben niederlegt gewesenen Leichen waren so sehr ein Raub der Verwesung geworden, daß keine derselben mehr von der andern zu unterscheiden war. S. zog den, erst vor wenigen Jahren verstorbenen, früheren Diener Schillers zu Rathe, und dieser versuchte es, den an einer Zahnlücke kenntlich gewesenen Schädel „seines guten Herrn", wie er sich ausdrückte, heraus zufinden. S. verzichtete indeß bald auf den alleinigen Besitz desselben, und um so mehr, als sich im Jahre 1826 durch die Anwesenheit des zweiten Sohnes, des Appellationsgerichts-Rathes Dr. Ernst Schiller zu Cöln, die Gelegenheit darbot, ihn feierlich durch diesen der Stadt

übergehen lassen und gleichfalls in der Hofbibliothek deponiren zu können.

Aber auch hier, wo er in dem hohlen Piedestale der Büste aufbewahrt worden war, war ihm die Ruhe nur auf kurze Zeit gegönnt. Der Großherzog von Weimar ließ sich ein prachtvolles Mausoläum erbauen, und es sollte nicht minder ein Denkmal geistig erworbener, als weltlich angeborner Größe werden. Göthe sollte seinen Platz in demselben erhalten, aber auch Schiller darin nicht fehlen. So ward ihm denn das zweite Haus gezimmert, der Schädel in dasselbe auf sammtenem Kissen niedergelegt, und geschickte Anatomen mühten sich ab, aus den Gebeinen in dem alten gemeinsamen Grabgewölbe das ganze Gerippe herzustellen.

Diese Compilation irdischer Ueberreste ruht nun eingesargt mit Göthe in der fürstlichen Gruft, zu den Seiten des Großherzogs, ihres einstigen Mäcens und Freundes.

Armes Zeichen der Erinnerung, das wir hätten, wäre es das einzige! Die Gegenwart hat Schillern ein Denkmal von Erz gesetzt, aber auch dieses ist nicht vergleichbar demjenigen, das der große Sänger sich errichtet hat in dem Herzen des dankbaren deutschen Volkes.

Und so ist erfüllet, was Göthe ansprechen zu dürfen glaubte, wenn er in Beziehung auf Schiller sagt:

Zum Höchsten hat er sich empor geschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
Drum feyert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

III.

Ludwig Uhland und seine Gedichte.

Von

Dr. W. B. Mönnich.

Wem wäre Uhland nicht als einer unserer vorzüglicheren Dichter bekannt, wen hätte nicht manches seiner Gedichte gerührt, erfreut, erhoben? Wenn ich demselben daher gleichwohl einen eigenen Vortrag widme, so kann dieß nicht in der Absicht geschehen, nur überhaupt auf ihn hinzuweisen; vielmehr werde ich dabei einen bestimmteren Zweck in's Auge zu fassen haben. Es scheint mir nämlich, wie viel auch schon über Uhland geurtheilt worden ist, keineswegs überflüssig, wenn es noch einmal versucht wird, das eigenthümliche Wesen seiner Dichtungen zu ermitteln und dem gemäß die Stellung zu bezeichnen, welche ihm in der deutschen Dichterwelt zukommt; und ein solcher Versuch ist es, welcher den Inhalt meines heutigen Vortrages bilden soll.

Das Leben und der persönliche Charakter des Mannes bedingen weit mehr, als man immer noch zuzugeben geneigt ist, den schriftstellerischen, vor Allem aber den dichterischen Charakter; und so mögen denn auch die wenigen Notizen, die ich über

Uhland, den Mann, zu geben vermag, der Würdigung seiner Dichtungen vorantreten. — Johann Ludwig Uhland ist am 28. April 1787 zu Tübingen, woselbst sein Vater Universitätssecretär war, geboren. Je unschöner seine Geburtsstadt als Stadt ist, desto schöner, im romantischen Sinne schöner ist ihre Lage; und es fehlt auch nicht an Andeutungen in U.'s Gedichten, aus denen hervorgeht, daß es den Knaben oft hinaus getrieben habe in Gebirg und Thal, in Wald, Wiese und Feld, — daß der Anblick der alten Schlösser und Burgruinen auf den vorspringenden Bergen der rauhen Alp, an deren nordöstlichem Ende der Hohenstaufen, an deren südwestlichem der Hohenzollern emporsteigt, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, in seiner Seele frühe schon Bilder, Ahnungen und Gedanken vergangener Herrlichkeiten hervorgerufen habe. Nicht minder mußte der tüchtige, fleißige, zum Theil auch schöne Schlag Menschen in den nahen, oder nicht gar entfernt liegenden Thälern jenen Sinn für's Volk, für's Ländliche und Volksthümliche in ihm beleben, dem wir so oft in seinen Gedichten begegnen. Dazu kam das Leben in ehrenwerthem, gebildetem Familienkreise und jene gründliche Gymnasialbildung, welche seit Jahrhunderten dem Würtemberger Land tüchtige Beamte, dem deutschen Vaterlande ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller herangezogen hat. Zum Jüngling herangereift, studierte er, mehr durch Verhältnisse dazu aufgefordert, als innerlich dazu getrieben, Jurisprudenz, gleichwohl aber mit solchem Fleiß und Erfolg, daß der Einundzwanzigjährige bereits Rechtsanwalt werden konnte, als welcher er dann noch zwei Jahre später die nicht so leichten Kaufs zu erringende Würde eines Doctor's der Rechte erwarb. Aber mitten unter seinen juristischen Studien war er

auch schon schönwissenschaftlichen Bestrebungen zugewandt, wie wir aus seinem Gedichte: Die neue Muse (p. 108), auch aus Varnhagen von Ense's Memoiren wissen: — Und dem Gotte mit der Binde wurde manches Lied geweiht!

Auch während seiner Rechtspraxis, in welcher er sich die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger erwarb, erglühete seine Seele für allgemeine, höhere Interessen. Vaterländische Angelegenheiten, besonders auch die Verfassungsfragen waren es, an denen er einen lebhaften, späterhin immer thätigeren Antheil nahm. Hatte die Schmach der Fremdherrschaft, unter welcher Würtemberg sich, wie das übrige Deutschland, beugen mußte, den Jüngling und jungen Mann tief betrübt; so jubelte er hoch auf, als die Erhebung von 1813 statt fand und in ihm, wie in so vielen der edelsten Männer, die freudigsten und stolzesten Hoffnungen erregte. Denn auch er war keineswegs der Meinung, daß mit der Abschüttelung des fremden Joches Alles geschehen sey. Wenn Max von Schenkendorf sang:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Müßt den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.

so fand solcher Gesang in seiner Seele nicht einen bloßen Wiederhall; der Priester der Gerechtigkeit, der er nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen war, dachte dabei gleich an vertragmäßige und gesetzkräftige Feststellung der Rechte des Volkes durch eine weise Verfassung. Doch ist für Uhland's ganzes Wesen bezeichnend, daß er zu denen gehörte, welche eine zeitgemäße Erneuerung der alten würtembergischen Verfassung, keine moderne, nach französischem Zu-

schnitt haben wollten. Man hat darin eine beschränkte Vorliebe für das Alterthümliche erblicken wollen; allein wer jene alte, schon 1504 errungene Verfassung und die Befugnisse kennt, welche durch sie den alten Ständen eingeräumt werden, der dürfte wohl anders urtheilen, besonders wenn er bedenkt, daß U. dieselbe wohl nur wegen ihrer festen Grundmauern in Schutz nahm, keineswegs aber zeitgemäßen Erweiterungen starrsinnig entgegen war. Zugleich aber spricht sich hierin freilich auch U.'s, in Natur und Land, im Leben und in der Geschichte wurzelnde Weltansicht aus. — Seit 1819 ist er öfters Mitglied der Abgeordnetenkammer seines Heimathlandes gewesen, zu dessen parlamentarischen Notabilitäten er mit Recht gezählt wird. Im Jahre 1833 brachte er die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen, welche er erst 1829 erhalten hatte, und welche ihm Gelegenheit gab, seine Lieblingsstudien mit seinem Beruf zu verbinden, dem Vertrauen seiner Mitbürger zum Opfer dar, als die Regierung ihm den Eintritt in die Kammer nicht gestatten wollte. In dieser, wie in jeder Ständeversammlung hat er, obgleich er nichts weniger als ein Jacobiner ist, mit männlichem Muth, ja mit einer an Eigensinn und Hartnäckigkeit gränzenden Beharrlichkeit, stets das verfochten, was ihm das Rechte und Heilsame schien: allein eben deßwegen hat er es, wie jeder wahrhaft freie, nur das Rechte wollende Mann, Niemandem ganz recht gemacht: — den Servilen nicht, weil er jedes verfassungmäßige Recht in unverkürztem Maße in Anspruch nahm, — den Liberalen nicht, weil er eben so unbeugsam jeder Maßregel entgegentrat, welche über die Gränzen verfassungsmäßiger Befugniß hinausführte. —

Dieselbe Zuverläßigkeit, Gradheit und — Unschmiegsamkeit, welche unser Dichter als öffentlicher Charakter bewiesen hat, bezeichnen auch sein gesellig bürgerliches Verhalten. Ernst und Sprödigkeit, fast Kälte und Stolz drücken sich in Miene, Gebährde und Wort gegen Jeden aus, der ihm das erste Mal entgegentritt. Allein nicht zu lange dauert es, so zeigt sich, daß die Kälte bei ihm nur latente Wärme ist, die Sprödigkeit sich zur Treue, zu aufopferungsfähiger Treue gegen die gestaltet, denen er einmal sein Herz geöffnet, während der Ernst Heiterkeit und selbst fröhlichen Scherz nicht ausschließt. Nimmt die Unterhaltung einmal die Richtung von der Oberfläche in die Tiefe, von dem Allerlei und Bunterlei zu dem, was für Gemüth und Charakter, was für das Rein- und Edelmenschliche Bedeutung hat, zum Schönen, Rechten, Wahren: dann belebt sich der sonst ruhige Blick, dann lös't sich der Zauber, der die Zunge gefesselt hielt; dann bricht ein reicher Strom des Gefühles aus vollem, warmem Herzen hervor. Aber nie läßt er sich in's Maaßlose fortreißen; denn das Feuer seiner Seele ist kein vulkanisches, es ist klares, wohlthuendes Sonnenfeuer. Nicht minder zeigt er sich offen, gesprächig, zuthätig in geselligen Kreisen, wann allgemeinere Fröhlichkeit bei edlem Wein die Pulse beschleuniget; doch bleibt er auch hiebei gemessener und gehaltener, wie Andere. Endlich gehört zu seiner Charakteristik, daß er es von Jugend auf liebte, kleinere oder größere Fußwanderungen zu unternehmen, zu welchen ihn nicht allein die Lust angetrieben zu haben scheint, sich in Gebirg und Thal, in Feld und Wald zu ergehen. Vielmehr war es ihm wohl eben so sehr darum zu thun, die Sitten und die Lebensweise des Volkes zu Stadt und Land kennen und würdigen zu lernen.

Wenden wir uns nun von Uhland dem Menschen, dem sittlichen Charakter zu Uhland dem Dichter; so werden wir bald finden, daß dieser jenem sehr nahe verwandt ist, namentlich in einer gewissen Gemüthsinnigkeit, die nicht minder durch scherzhafte Gedichte hindurchschimmert, als sie die eigentliche Seele vieler anderen ist. Doch ich will nicht vorgreifen; vielmehr sey es nunmehr Aufgabe, den Dichter als Dichter zu betrachten. Hat er doch in den Zueignungsversen zu seinen Gedichten selbst verheißen, daß man in ihnen finden werde:

Als die Einheit im Zerstreuten
Unsers Dichters ganz Gemüth.

Dieses ganze Gemüth des Dichters tritt, wenn es auch die Seele all' seiner Dichtungen ist, doch am unmittelbarsten in den lyrischen uns entgegen, in denen bald die Natur in ihren manichfaltigen Bezügen, bald persönliche Erlebnisse und Zustände, bald das gesellige Leben, endlich Vaterland und Recht und das Göttliche — man kann nicht sagen — besungen, sondern gesungen wird. Denn wir bekommen z. B. in den Gedichten, in welchen die Natur gefriert wird, keine zierlich ausgeführten Landschaftgemälde in Wasserfarben, wie sie Matthisson geliefert. Unserm Dichter ist vielmehr die Natur Bild, Gleichniß, ja eigentlich der ihm zunächst liegende Ausdruck seiner Gefühle, seiner Stimmungen; und dieß ist oft so sehr der Fall, daß man ungewiß ist, ob die Erscheinungen und Zustände in der Natur die dichterischen Gefühle hervorgerufen, oder diese jenen sich erst eingebildet haben. Selbst wo der Dichter in Gleichnissen und Allegorieen sich ausspricht, erscheinen Gefühl und Bild, Gedanke und Zeichen wie Zwillingsblüthen, die auf einem Stängel stehen. Es ist eben

bei Uhland, wie bei jedem wahren Dichter, Mensch und Natur nicht eigentlich geschieden; es wird der Mensch in der Natur, die Natur als der Boden des Menschenlebens angeschaut, empfunden, dargestellt; ihm, dem Dichter, ist sie sogar das Heiligthum, in welchem er sich mit dichterischer Weihe zu erfüllen hat. „Ergehst Du Dich im Abendlicht“ heißt es in dem schönen Gedichte: „Dichter's Abendgang“, welches die Sammlung eröffnet, p. 3:

Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen. ꝛc.

Der feierliche Ernst, die fromme Rührung, welche zugleich aus diesem Gedichte uns entgegentönt, durchklingt noch viele Uhlandische Lieder; auch wehmüthigen, traurigen, trübsinnigen Stimmungen begegnen wir, nie aber verzweifelnden und trotzköpfigen. Das hat ihm die moderne Kunstkritik sehr übel genommen, die nicht müde werden kann, ein von ihm selbst, schon im poetischen Vorwort zur ersten Auflage seiner Gedichte von 1815 über die wehmüthigen ausgesprochenes Wort zu wiederholen:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus.

Allein man vergißt dabei, daß einem lyrischen Dichter höchstens dann ein Vorwurf gemacht werden könnte, wenn er nur zu klagen verstünde, daß Uhland sich oft genug zu männlichen, heiteren Empfindungen erhoben hat, und daß über seine Thränengedichte, an denen es selbst der Göthe'schen

Lyrik nicht fehlt, nichts Treffenderes zu sagen ist, als was er selbst darüber gesagt hat:

„Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reichen Herbstes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Daß aber Uhland mit seinem Schmerz nicht geprahlt, und um dieses Schmerzes willen Leben und Welt nicht verhöhnt, noch auch, wie modernste Dichter sich rühmen, mit Gott gegrollt hat, — das ist gewiß des größten Lobes werth; denn es ist das Zeichen männlicher Gesinnung, welcher Ahnung, Gefühl und Gedanke eines ewigen, Natur- und Menschenleben durchwaltenden Gottes stets gegenwärtig bleibt. —

Wenn U. die Leiden und Freuden des liebenden Herzens besingt, so ist das nichts Besonderes; aber wie er es thut, darin spricht sich eine Eigenthümlichkeit aus, welche Beachtung verdient. Höchst selten nämlich läßt er sich als Selbstbetheiligter vernehmen; vielmehr führt er uns Gärtner, Hirten, Jäger, Wandrer, Studenten als Liebende, Andere als Geliebte vor. Weit entfernt, dieß tadeln zu wollen, erkennen wir hierin die echtdichterische Neigung, die eigenen Zustände zu objektiviren, welche bei unserm Dichter nicht sowohl mit der poetischen Lust zur Masquerade, als vielmehr mit einer gewissen Scheu, das tiefste und bewegte Innere unverhüllt zur Schau zu stellen, zusammenhängen mag. — Aber er begnügt sich nicht damit, den Strahl des tiefsten und allgemeinsten Gefühles in die Farben verschiedener Persönlichkeiten sich brechen zu lassen; auch durch alle Stationen der glücklichen und unglücklichen Leidenschaft führt er uns, vom ersten Begegnen bis zur Vereinigung — oder zur Trennung

durch Verhältnisse, Untreue, Tod; ja über Grab und Tod hinaus läßt er dieselbe dauern und sich zu — himmlischem Gefühl verklären. — Nicht so reich und mannichfaltig, aber nicht minder schön, rein und wahr werden die Gefühle des Freundes, des Sohnes *), überhaupt des Menschen gegen den Menschen geschildert. Unseres Dichters Herz verschließt sich weder der Noth des Bettlers, noch der Trauer, welche in's Herz eines Fürsten dringt. Auch der Geselligkeit hat er einige treffliche Lieder geweiht: den durstigen Kehlen Trinklieder, den zarten Frauen ein feines, zierliches, aber freilich ironisches Theelied **), welches durch das derbhumoristische, aber ernsthaft gemeinte Metzelsuppenlied ***) fast verdunkelt wird. — In den vaterländischen Gedichten verherrlicht er die Ideen von Vaterland, Recht und Freiheit auf eine höchst würdige Weise, obgleich nicht so überschwänglich und phantastisch, wie es von jugendlicheren Dichtern geschieht, welche daher die U.schen trocken finden. Ich darf dagegen versichern, daß einige von diesen trockenen Liedern, wie z. B. das am 18. Oktober 1816 gedichtete, eben damals, wie ein gewaltiger elektrischer Strom, durch ganz Deutschland wirkten,

---

*) Vgl. Nachruf an seine Mutter p. 152. Nicht allein dieses, sondern fast alle besonders angeführten Gedichte wurden bei'm Vortrage vorgelesen; hier dürfen nur einige derselben abgedruckt werden, da die Nothwendigkeit, mit dem Raum möglichst sparsam umzugehen, es gebietet, und U.'s Gedichte ja Jedem, der sich für sie näher interessiren will, leicht zugänglich sind.

**) P. 87.

***) P. 89.

in den näheren Kreisen des Dichters aber historische Bedeutung gewonnen haben. Hier sind ein Paar: p. 121 und p. 129. — Wir sehen auch hier, daß die Früchte eines trockenen Jahres die kernhaftesten und markigsten sind.

Religiöse Gedichte im strengeren, namentlich in einem bestimmt confessionellen Sinne hat er nicht verfaßt, und man kann auf ihn unverkürzt anwenden, was Göthe von sich selbst gesagt hat, daß er kein Lied gedichtet habe, welches im Lutherischen Gesangbuch stehen könnte. Gleichwohl athmen viele seiner Gedichte einen religiösen, ja einen christlichen Geist, wie z. B. „Schäfers Sonntagslied“ und das Sonett: „An den Unsichtbaren.“ Daß ihm aber praktische Frömmigkeit höher, als die beschauliche oder dogmatische gilt, das hat er bündig genug in folgender „Bitte“ ausgesprochen:

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt.

Die Form seiner Lieder ist in der Regel schlicht und anspruchlos, wie er selbst, aber nichts weniger als kunstlos und so schlechtweg natürlich. Die Einfachheit, Leichtigkeit und scheinbare Kunstlosigkeit dürfte Jedem, der keine besondere Gabe dafür hat, oder der es für überflüssig hält, sich darum zu bemühen, am wenigsten gelingen. Die jambische oder trochäische vierzeilige Strophe mit abwechselnden, sich durchschlingenden weiblichen und männlichen Reimen liebt er vorzüglich; und er bewegt sich darin mit Göthe'scher Leichtigkeit.

Wo es jedoch Inhalt und Stimmung mit sich bringt, wendet er auch sechs= und achtzeilige Strophen an. Wer aber sich eine Vorstellung von der Verskunst Uhlands verschaffen will, der gehe seine Sonette und Octaven durch, die musterhaft zu nennen sind. Ein besonderer Vorzug seiner Lieder ist ihre Singbarkeit, welche bei unseren neuesten Lyrikern oft über Gebühr zurücktritt; und wie Viele giebt es wohl, welche, wie er, ohne in Affektation zu gerathen, mit der größesten Kürze die kräftigste Wirkung zu verbinden wissen? — Endlich kann ich es nicht unbemerkt lassen, daß unser Dichter sich nie zum eigentlichen Oden= und Hymnenschwung erhebt, eben so wenig aber auch zum Lehrgedicht, oder zu bloßen poetischen Beschreibung sich herabläßt. Hymne und Ode setzen eine gewisse Rhetorik und zugleich ein ideales Uebersliegen der Lebenszustände voraus, welches ganz und gar nicht zu U.s Wesen passen würde, da es gerade eine Eigenthümlichkeit desselben ausmacht, sich stets mitten im Leben zu fühlen und zu wollen. Die poetische Beschreibung und das Lehrgedicht dagegen bleiben, wie sehr sie auch vollendet seyn mögen, höchstens mit poetischen Blumen und Kränzen geschmückte Prosa, die ihm noch weniger zusagte.

Obgleich ich schon einige Gedichte meinem bisherigen Vortrage eingewebt habe; so kann ich doch zur Betrachtung der lyrisch=epischen und epischen Gattung nicht übergehen, ohne zuvor einige lyrische mitgetheilt zu haben, in denen sich des Dichters Eigenthümlichkeit höchst glücklich zu offenbaren scheint.

In: „des Knaben Berglied", p. 27 weht uns eine wahre Alpenluft an; und wie sehr dieß der Fall ist, hatte ich einst Gelegenheit zu bemerken, als dieß Lied von einem Studenten in Gegenwart mehrerer Senner gesungen wurde.

Kaum hatte jener geendigt, so erhoben sich diese, schüttelten ihm die Hand, bezeugten ihm sein Wohlgefallen und verlangten das Lied noch mehrmals zu hören, bis einer von ihnen es auswendig wußte.

Das Gedicht: „Entschluß“ p. 30 enthält eine gemüthvoll heitere Verspottung jener Baghaftigkeit, der Geliebten zu sagen, daß man sie liebt, welche gerade mit der reinsten, innigsten Jünglingsliebe sich so gern verbindet. Umgekehrt spricht das „Waldlied“ p. 33 den Uebermuth glücklicher, erwiederter Liebe auf's liebenswürdigste aus.

Wem wären die Frühlingslieder nicht bekannt, welche Kreuzer zum Theil vortrefflich componirt hat? Seite 49 — 52. Hier stehe „Frühlingsruhe.“

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein! —
In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn. —

Ob ein Dichter seinen Dichterberuf wohl bescheidener, anmuthiger und zugleich entschiedener aussprechen kann, als in „Lerchen“? S. p. 68.

Welch' ein Schwirren, welch' ein Flug?
Sey willkommen, Lerchenzug!
Jene streift der Wiese Saum,
Diese rauschet durch den Baum.
Manche schwingt sich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn, —
Eine, voll von Liebeslust,
Flattert hier in meiner Brust.

Die „Wanderlieder“ von p. 79 — 84 sind zum Theil erfüllt von der Wehmuth des Abschieds, vom Schmerz der

Entfernung, von dem Gram dessen, der die Geliebte nicht mehr am Leben, oder untreu findet, der ungeliebt scheiden muß; allein es klingen auch harmlosere Töne an, der Genuß des Morgens, die Erquickung im Schatten eines Apfelbaumes wird geschildert, und das letzte Gedicht dieser Reihe: „Heimkehr“ ist unvergleichlich in humoristischer Bezeichnung des innigsten Verlangens:

O brich nicht Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel fall' nicht ein, —
Bis ich mag bei der Liebsten seyn! —

Die Neigung unseres Dichters, das Empfundene als einen Vorgang darzustellen, die schon in seinen lyrischen Gedichten hervorbricht, tritt nun ganz selbstständig in seinen vielen lyrisch-epischen und epischen Gedichten an den Tag, die er selbst Romanzen und Balladen genannt hat. In diesen bewegt er sich denn auch mit einer Lust und Freiheit, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft; und es wird daher Niemanden befremden, wenn er sieht, daß U. gerade in dieser Gattung das höchste, Höheres geleistet hat, als alle seine Vorgänger, Schiller und Göthe nicht ausgenommen. In der reingeschichtlichen, volksthümlichen Ballade, die von neueren Aesthetikern auch Mähr oder Rhapsodie genannt wird, hat er sogar eine neue Gattung aufgestellt, in welcher er von allen seinen Nachahmern noch unübertroffen dasteht. — Ausgegangen ist Uhland, wie in der lyrischen, so ganz besonders in seiner Romanzen- und Balladendichtung von den Anregungen, die er von der älteren romantischen Schule, von Tieck, den Schlegeln und Novalis erhalten hat. Kaum konnte dieß anders seyn, da er gerade zum Jüngling erblühete, als jene Romantiker in der Litteratur den Ton angaben, als die Trostlosigkeit der öffent-

schnitt haben wollten. Man hat darin eine beschränkte Vorliebe für das Alterthümliche erblicken wollen; allein wer jene alte, schon 1504 errungene Verfassung und die Befugnisse kennt, welche durch sie den alten Ständen eingeräumt werden, der dürfte wohl anders urtheilen, besonders wenn er bedenkt, daß U. dieselbe wohl nur wegen ihrer festen Grundmauern in Schutz nahm, keineswegs aber zeitgemäßen Erweiterungen starrsinnig entgegen war. Zugleich aber spricht sich hierin freilich auch U.'s, in Natur und Land, im Leben und in der Geschichte wurzelnde Weltansicht aus. — Seit 1819 ist er öfters Mitglied der Abgeordnetenkammer seines Heimathlandes gewesen, zu dessen parlamentarischen Notabilitäten er mit Recht gezählt wird. Im Jahre 1833 brachte er die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen, welche er erst 1829 erhalten hatte, und welche ihm Gelegenheit gab, seine Lieblingsstudien mit seinem Beruf zu verbinden, dem Vertrauen seiner Mitbürger zum Opfer dar, als die Regierung ihm den Eintritt in die Kammer nicht gestatten wollte. In dieser, wie in jeder Ständeversammlung hat er, obgleich er nichts weniger als ein Jacobiner ist, mit männlichem Muth, ja mit einer an Eigensinn und Hartnäckigkeit gränzenden Beharrlichkeit, stets das verfochten, was ihm das Rechte und Heilsame schien: allein eben deßwegen hat er es, wie jeder wahrhaft freie, nur das Rechte wollende Mann, Niemandem ganz recht gemacht: — den Servilen nicht, weil er jedes verfassungmäßige Recht in unverkürztem Maße in Anspruch nahm, — den Liberalen nicht, weil er eben so unbeugsam jeder Maßregel entgegentrat, welche über die Gränzen verfassungsmäßiger Befugniß hinausführte. —

Dieselbe Zuverlässigkeit, Gradheit und — Unschmiegsamkeit, welche unser Dichter als öffentlicher Charakter bewiesen hat, bezeichnen auch sein gesellig bürgerliches Verhalten. Ernst und Sprödigkeit, fast Kälte und Stolz drücken sich in Miene, Gebährde und Wort gegen Jeden aus, der ihm das erste Mal entgegentritt. Allein nicht zu lange dauert es, so zeigt sich, daß die Kälte bei ihm nur latente Wärme ist, die Sprödigkeit sich zur Treue, zu aufopferungsfähiger Treue gegen die gestaltet, denen er einmal sein Herz geöffnet, während der Ernst Heiterkeit und selbst fröhlichen Scherz nicht ausschließt. Nimmt die Unterhaltung einmal die Richtung von der Oberfläche in die Tiefe, von dem Allerlei und Bunterlei zu dem, was für Gemüth und Charakter, was für das Rein- und Edelmenschliche Bedeutung hat, zum Schönen, Rechten, Wahren: dann belebt sich der sonst ruhige Blick, dann lös't sich der Zauber, der die Zunge gefesselt hielt; dann bricht ein reicher Strom des Gefühles aus vollem, warmem Herzen hervor. Aber nie läßt er sich in's Maaßlose fortreißen; denn das Feuer seiner Seele ist kein vulkanisches, es ist klares, wohlthuendes Sonnenfeuer. Nicht minder zeigt er sich offen, gesprächig, zuthätig in geselligen Kreisen, wann allgemeinere Fröhlichkeit bei edlem Wein die Pulse beschleuniget; doch bleibt er auch hiebei gemessener und gehaltener, wie Andere. Endlich gehört zu seiner Charakteristik, daß er es von Jugend auf liebte, kleinere oder größere Fußwanderungen zu unternehmen, zu welchen ihn nicht allein die Lust angetrieben zu haben scheint, sich in Gebirg und Thal, in Feld und Wald zu ergehen. Vielmehr war es ihm wohl eben so sehr darum zu thun, die Sitten und die Lebensweise des Volkes zu Stadt und Land kennen und würdigen zu lernen.

Wenden wir uns nun von Uhland dem Menschen, dem öffentlichen Charakter zu Uhland dem Dichter; so werden wir bald finden, daß dieser jenem sehr nahe verwandt ist, namentlich in einer gewissen Gemüthsinnigkeit, die nicht minder durch scherzhafte Gedichte hindurchschimmert, als sie die eigentliche Seele vieler anderen ist. Doch ich will nicht vorgreifen; vielmehr sey es nunmehr Aufgabe, den Dichter als Dichter zu betrachten. Hat er doch in den Zueignungsversen zu seinen Gedichten selbst verheißen, daß man in ihnen finden werde:

Als die Einheit im Zerstreuten
Unsers Dichters ganz Gemüth.

Dieses ganze Gemüth des Dichters tritt, wenn es auch die Seele all' seiner Dichtungen ist, doch am unmittelbarsten in den lyrischen uns entgegen, in denen bald die Natur in ihren manichfaltigen Bezügen, bald persönliche Erlebnisse und Zustände, bald das gesellige Leben, endlich Vaterland und Recht und das Göttliche — man kann nicht sagen — besungen, sondern gesungen wird. Denn wir bekommen z. B. in den Gedichten, in welchen die Natur gefeiert wird, keine zierlich ausgeführten Landschaftgemälde in Wasserfarben, wie sie Matthisson geliefert. Unserm Dichter ist vielmehr die Natur Bild, Gleichniß, ja eigentlich der ihm zunächst liegende Ausdruck seiner Gefühle, seiner Stimmungen; und dieß ist oft so sehr der Fall, daß man ungewiß ist, ob die Erscheinungen und Zustände in der Natur die dichterischen Gefühle hervorgerufen, oder diese jenen sich erst eingebildet haben. Selbst wo der Dichter in Gleichnissen und Allegorieen sich ausspricht, erscheinen Gefühl und Bild, Gedanke und Zeichen wie Zwillingsblüthen, die auf einem Stängel stehen. Es ist eben

bei Uhland, wie bei jedem wahren Dichter, Mensch und Natur nicht eigentlich geschieden; es wird der Mensch **in** der Natur, die Natur als der Boden des Menschenlebens angeschaut, empfunden, dargestellt; ihm, dem **Dichter**, ist sie sogar das Heiligthum, in welchem er sich mit dichterischer Weihe zu erfüllen hat. „**Ergehst Du Dich im Abendlicht**“ heißt es in dem schönen Gedichte: „Dichter's Abendgang“, welches die Sammlung eröffnet, p. 3:

Ergehst du dich im Abendlicht, —
Das ist die Zeit der Dichterwonne —
So wende stets dein Angesicht
Zum Glanze der gesunknen Sonne!
In hoher Feier schwebt dein Geist,
Du schauest in des Tempels Hallen,
Wo alles Heil'ge sich erschleußt
Und himmlische Gebilde wallen. rc.

Der feierliche Ernst, die fromme Rührung, welche zugleich aus diesem Gedichte uns entgegentönt, durchklingt noch viele Uhlandische Lieder; auch wehmüthigen, traurigen, trübsinnigen Stimmungen begegnen wir, nie aber verzweifelnden und trotzköpfigen. Das hat ihm die moderne Kunstkritik sehr übel genommen, die nicht müde werden kann, ein von ihm selbst, schon im poetischen Vorwort zur ersten Auflage seiner Gedichte von 1815 über die wehmüthigen ausgesprochenes Wort zu wiederholen:

Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus.

Allein man vergißt dabei, daß einem lyrischen Dichter höchstens dann ein Vorwurf gemacht werden könnte, wenn er **nur** zu klagen verstünde, daß Uhland sich oft genug zu männlichen, heiteren Empfindungen erhoben hat, und daß über seine Thränengedichte, an denen es selbst der Göthe'schen

Lyrik nicht fehlt, nichts Treffenderes zu sagen ist, als was er selbst darüber gesagt hat:

„Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reichen Herbstes Tagen,
Kraft und Freude gebend, quillt.

Daß aber Uhland mit seinem Schmerz nicht geprahlt, und um dieses Schmerzes willen Leben und Welt nicht verhöhnt, noch auch, wie modernste Dichter sich rühmen, mit Gott gegrollt hat, — das ist gewiß des größten Lobes werth; denn es ist das Zeichen männlicher Gesinnung, welcher Ahnung, Gefühl und Gedanke eines ewigen, Natur- und Menschenleben durchwaltenden Gottes stets gegenwärtig bleibt. —

Wenn U. die Leiden und Freuden des liebenden Herzens besingt, so ist das nichts Besonderes; aber wie er es thut, darin spricht sich eine Eigenthümlichkeit aus, welche Beachtung verdient. Höchst selten nämlich läßt er sich als Selbstbetheiligter vernehmen; vielmehr führt er uns Gärtner, Hirten, Jäger, Wandrer, Studenten als Liebende, Andere als Geliebte vor. Weit entfernt, dieß tadeln zu wollen, erkennen wir hierin die echtdichterische Neigung, die eigenen Zustände zu objektiviren, welche bei unserm Dichter nicht sowohl mit der poetischen Lust zur Masquerade, als vielmehr mit einer gewissen Scheu, das tiefste und bewegte Innere unverhüllt zur Schau zu stellen, zusammenhängen mag. — Aber er begnügt sich nicht damit, den Strahl des tiefsten und allgemeinsten Gefühles in die Farben verschiedener Persönlichkeiten sich brechen zu lassen; auch durch alle Stationen der glücklichen und unglücklichen Leidenschaft führt er uns, vom ersten Begegnen bis zur Vereinigung — oder zur Trennung

durch Verhältnisse, Untreue, Tod; ja über Grab und Tod hinaus läßt er dieselbe dauern und sich zu — himmlischem Gefühl verklären. — Nicht so reich und mannichfaltig, aber nicht minder schön, rein und wahr werden die Gefühle des Freundes, des Sohnes *), überhaupt des Menschen gegen den Menschen geschildert. Unseres Dichters Herz verschließt sich weder der Noth des Bettlers, noch der Trauer, welche in's Herz eines Fürsten dringt. Auch der Geselligkeit hat er einige treffliche Lieder geweiht: den durstigen Kehlen Trinklieder, den zarten Frauen ein feines, zierliches, aber freilich ironisches Theelied **), welches durch das derbhumoristische, aber ernsthaft gemeinte Metzelsuppenlied ***) fast verdunkelt wird. — In den vaterländischen Gedichten verherrlicht er die Ideen von Vaterland, Recht und Freiheit auf eine höchst würdige Weise, obgleich nicht so überschwänglich und phantastisch, wie es von jugendlicheren Dichtern geschieht, welche daher die U.schen trocken finden. Ich darf dagegen versichern, daß einige von diesen trockenen Liedern, wie z. B. das am 18. Oktober 1816 gedichtete, eben damals, wie ein gewaltiger elektrischer Strom, durch ganz Deutschland wirkten,

*) Vgl. Nachruf an seine Mutter p. 152. Nicht allein dieses, sondern fast alle besonders angeführten Gedichte wurden bei'm Vortrage vorgelesen; hier dürfen nur einige derselben abgedruckt werden, da die Nothwendigkeit, mit dem Raum möglichst sparsam umzugehen, es gebietet, und U.'s Gedichte ja Jedem, der sich für sie näher interessiren will, leicht zugänglich sind.

**) P. 87.

***) P. 89.

in den näheren Kreisen des Dichters aber historische Bedeutung gewonnen haben. Hier sind ein Paar: p. 121 und p. 129. — Wir sehen auch hier, daß die Früchte eines trockenen Jahres die kernhaftesten und markigsten sind.

Religiöse Gedichte im strengeren, namentlich in einem bestimmt confessionellen Sinne hat er nicht verfaßt, und man kann auf ihn unverkürzt anwenden, was Göthe von sich selbst gesagt hat, daß er kein Lied gedichtet habe, welches im Lutherischen Gesangbuch stehen könnte. Gleichwohl athmen viele seiner Gedichte einen religiösen, ja einen christlichen Geist, wie z. B. „Schäfers Sonntagslied“ und das Sonett: „An den Unsichtbaren.“ Daß ihm aber praktische Frömmigkeit höher, als die beschauliche oder dogmatische gilt, das hat er bündig genug in folgender „Bitte“ ausgesprochen:

Bitte.

Ich bitt' euch, theure Sänger,
Die ihr so geistlich singt,
Führt diesen Ton nicht länger,
So fromm er euch gelingt!
Will einer merken lassen,
Daß er mit Gott es hält,
So muß er keck erfassen
Die arge, böse Welt.

Die Form seiner Lieder ist in der Regel schlicht und anspruchlos, wie er selbst, aber nichts weniger als kunstlos und so schlechtweg natürlich. Die Einfachheit, Leichtigkeit und scheinbare Kunstlosigkeit dürfte Jedem, der keine besondere Gabe dafür hat, oder der es für überflüssig hält, sich darum zu bemühen, am wenigsten gelingen. Die jambische oder trochäische vierzeilige Strophe mit abwechselnden, sich durchschlingenden weiblichen und männlichen Reimen liebt er vorzüglich; und er bewegt sich darin mit Göthe'scher Leichtigkeit.

Wo es jedoch Inhalt und Stimmung mit sich bringt, wendet er auch sechs= und achtzeilige Strophen an. Wer aber sich eine Vorstellung von der Verskunst Uhlands verschaffen will, der gehe seine Sonette und Octaven durch, die musterhaft zu nennen sind. Ein besonderer Vorzug seiner Lieder ist ihre Singbarkeit, welche bei unseren neuesten Lyrikern oft über Gebühr zurücktritt; und wie Viele giebt es wohl, welche, wie er, ohne in Affektation zu gerathen, mit der größesten Kürze die kräftigste Wirkung zu verbinden wissen? — Endlich kann ich es nicht unbemerkt lassen, daß unser Dichter sich nie zum eigentlichen Oden= und Hymnenschwung erhebt, eben so wenig aber auch zum Lehrgedicht, oder zu bloßen poetischen Beschreibung sich herabläßt. Hymne und Ode setzen eine gewisse Rhetorik und zugleich ein ideales Ueberfliegen der Lebenszustände voraus, welches ganz und gar nicht zu U.s Wesen passen würde, da es gerade eine Eigenthümlichkeit desselben ausmacht, sich stets mitten im Leben zu fühlen und zu wollen. Die poetische Beschreibung und das Lehrgedicht dagegen bleiben, wie sehr sie auch vollendet seyn mögen, höchstens mit poetischen Blumen und Kränzen geschmückte Prosa, die ihm noch weniger zusagte.

Obgleich ich schon einige Gedichte meinem bisherigen Vortrage eingewebt habe; so kann ich doch zur Betrachtung der lyrisch=epischen und epischen Gattung nicht übergehen, ohne zuvor einige lyrische mitgetheilt zu haben, in denen sich des Dichters Eigenthümlichkeit höchst glücklich zu offenbaren scheint.

In: „des Knaben Berglied“, p. 27 weht uns eine wahre Alpenluft an; und wie sehr dieß der Fall ist, hatte ich einst Gelegenheit zu bemerken, als dieß Lied von einem Studenten in Gegenwart mehrerer Senner gesungen wurde.

Kaum hatte jener geendigt, so erhoben sich diese, schüttelten ihm die Hand, bezeugten ihm sein Wohlgefallen und verlangten das Lied noch mehrmals zu hören, bis einer von ihnen es auswendig wußte.

Das Gedicht: „Entschluß“ p. 30 enthält eine gemüthvoll heitere Verspottung jener Zaghaftigkeit, der Geliebten zu sagen, daß man sie liebt, welche gerade mit der reinsten, innigsten Jünglingsliebe sich so gern verbindet. Umgekehrt spricht das „Waldlied“ p. 33 den Uebermuth glücklicher, erwiederter Liebe auf's liebenswürdigste aus.

Wem wären die Frühlingslieder nicht bekannt, welche Kreuzer zum Theil vortrefflich componirt hat? Seite 49 — 52. Hier stehe „Frühlingsruhe.“

O legt mich nicht in's dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben seyn,
Lieg' ich in's tiefe Gras hinein! —
In Gras und Blumen lieg ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn. —

Ob ein Dichter seinen Dichterberuf wohl bescheidener, anmuthiger und zugleich entschiedener aussprechen kann, als in „Lerchen“? S. p. 68.

Welch' ein Schwirren, welch' ein Flug?
Sey willkommen, Lerchenzug!
Jene streift der Wiese Saum,
Diese rauschet durch den Baum.
Manche schwingt sich himmelan,
Jauchzend auf der lichten Bahn, —
Eine, voll von Liedeslust,
Flattert hier in meiner Brust.

Die „Wanderlieder“ von p. 79 — 84 sind zum Theil erfüllt von der Wehmuth des Abschieds, vom Schmerz der

Entfernung, von dem Gram dessen, der die Geliebte nicht mehr am Leben, oder untreu findet, der ungeliebt scheiden muß; allein es klingen auch harmlosere Töne an, der Genuß des Morgens, die Erquickung im Schatten eines Apfelbaumes wird geschildert, und das letzte Gedicht dieser Reihe: „Heimkehr“ ist unvergleichlich in humoristischer Bezeichnung des innigsten Verlangens:

O brich nicht Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel fall' nicht ein, —
Bis ich mag bei der Liebsten seyn! —

Die Neigung unseres Dichters, das Empfundene als einen Vorgang darzustellen, die schon in seinen lyrischen Gedichten hervorbricht, tritt nun ganz selbstständig in seinen vielen lyrisch-epischen und epischen Gedichten an den Tag, die er selbst Romanzen und Balladen genannt hat. In diesen bewegt er sich denn auch mit einer Lust und Freiheit, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in der Luft; und es wird daher Niemanden befremden, wenn er sieht, daß U. gerade in dieser Gattung das höchste, Höheres geleistet hat, als alle seine Vorgänger, Schiller und Göthe nicht ausgenommen. In der reingeschichtlichen, volksthümlichen Ballade, die von neueren Aesthetikern auch Mähr oder Rhapsodie genannt wird, hat er sogar eine neue Gattung aufgestellt, in welcher er von allen seinen Nachahmern noch unübertroffen dasteht. — Ausgegangen ist Uhland, wie in der lyrischen, so ganz besonders in seiner Romanzen- und Balladendichtung von den Anregungen, die er von der älteren romantischen Schule, von Tieck, den Schlegeln und Novalis erhalten hat. Kaum konnte dieß anders seyn, da er gerade zum Jüngling erblühete, als jene Romantiker in der Litteratur den Ton angaben, als die Trostlosigkeit der öffent-

lichen Zustände in Deutschland, welches der Fremdherrschaft erlegen war, Gemüth und Phantasie mit Gewalt jenen Zeiten zuwendete, wo der deutsche Name in Ansehen und Ehren stand, oder in die Welt eigener, oft unmuthiger Empfindungen zurückdrängte. Darum lebt und webt er, wie jene, im Mittelalter, entlehnt aus diesem seine meisten Stoffe, dichtet im Geiste der Provençalen, in spanischen Formen, beschwört die Sagen= und Märchenwelt und führt die mondbeglänzte Zaubernacht herauf. Gleichwohl fühlt man durch die meisten Gedichte dieser Art eine Eigenthümlichkeit hindurch, welche unsern Dichter vortheilhaft von seinen Vorgängern und dichterischen Altersgenossen unterscheidet. Es ist mehr gesunde Kraft und Plastik in ihm; er verhält sich nicht bloß reproductiv, nicht bloß staunend; er versinkt nicht in die Nebel und Tiefen der Vorzeit; noch weniger brütet er über dem Karfunkel mystischer Poesie. Vielmehr greift er keck und dreist in den reichen Schacht jener Zeiten hinein, holt das reine Gold, Krystalle und Edelsteine, die er birgt, an das Tageslicht herauf, und bildet sich daraus neue, glänzende Schmuckstücke nach eigenem Geschmack. Nicht allein die Tiefen, auch die Höhen des Geistes, des Gemüthes und der Natur sind ihm, wie jedem echten Dichter, das Gewissеste; allein sie sind es ihm nicht als etwas Wundersames, Gespensterhaftes, Verwirrendes. Er anerkennt das Große, das Gewaltige, das Uebermenschliche, aber es erdrückt ihn nicht; er behandelt es mit Freiheit, als ein Naturgemäßes; selbst das Wunder, und alles etwaige Kobold=, Hexen= und Zauberwesen ist ihm nur Form und Mittel, um dem Gemüth und der Phantasie das ewige Durchdrungenseyn des Sichtbaren vom Unsichtbaren, des Endlichen vom Unendlichen, des Zeitlichen vom Ewigen

nahe zu bringen. Nur selten streift er an den Abweg hin, welchen Andere, die Werner, Müllner, Hoffmann, Justinus Kerner und Andere, unbesonnen oder frech betreten. Vielmehr gelingt es ihm, kraft der Freiheit des Geistes, die er sich bewahrt hat, immer wieder zur klaren Wirklichkeit, zum lichten Tage der Gegenwart, von Märchen, Sage und Legende zum Volksliede, zur poetischen Erzählung, zur Geschichte zurück zu kehren. Man könnte seine lyrisch-epischen Gedichte in Gruppen ordnen, von denen eine bedeutende als die rein, unbefangen mittelalterliche bezeichnet werden könnte, in welcher er dem Geist des Mittelalters, seiner ritterlichen Tapferkeit und Minne volle Anerkennung zu Theil werden, ja ihn in verklärter Gestalt erscheinen läßt. Eine zweite Gruppe könnte man die kritische nennen, wo er die Rohheit und das Ungefüge desselben in ihren grassen Folgen mahlt, wo er selbst vor den Abwegen warnt, in welche manche Richtung der Romantik führt, wo ihm Wunderhaftes und Abergläubisches nur zu einem Scherz, oder nur dazu dient, den Aberglauben als solchen blos zu stellen. Die dritte Gruppe führt uns Momente der Auflösung, des Ueberganges in eine neue Zeit vor, in welche Gruppe jene herrlichen geschichtlichen Balladen vom Grafen Eberhard gehören. Viertens fehlt es sogar nicht an solchen Gedichten, welche gegenwärtige Interessen in Form des Volksliedes, der Romanze und der legendenartigen Allegorie berühren. Ist auch in diesen Gedichten der Stoff noch häufig der älteren Zeit entlehnt; so hat er doch keine Bedeutung mehr für sich, er ist nur noch Mittel zu einem höheren Zweck; der Dichter steigt nur noch in die Tiefen der Vergangenheit, um desto besser in den Himmel der Zukunft hinaufzublicken. Achten wir auf Empfindungen, Motive, Si-

tuationen und Ideen, welche die Uhlandischen Romanzen, Balladen und Erzählungen zum Gegenstande haben; so ist es uns unbegreiflich, wie man hat behaupten können, U. bewege sich in einem zu beschränkten Kreise poetischer Gedanken. Natur und Gott, Könige und Dichter, Ritter und Jäger, Bauern und Bettler, Ritterlichkeit und Minne in allen Farben und Nüancen, Zorn, Haß, Rache, Versöhnung, Trauer, Wehmuth und Beruhigung, Ernst und Scherz, Alles, Alles wird uns vergegenwärtiget und veranschaulicht. Zwar ist U. kein Allerweltsdichter, der sich und uns für Mohren und Samojeden, für Kosaken und Baschkiren, für Botocuden und Kamtschadalen, für Arabien und Indien, für China und Persien begeistern will; er überläßt das billig den dichterischen Uebersetzern, von denen wir Alle mit Dank annehmen, was sie uns S c h ö n e s aus den fernsten Landen und Meeren bieten. D e r Dichter ist aber zu beklagen und sicher auf einem Abwege, der sich erst durch ethnographische Studien zur Poesie begeistern läßt, der des Fremden und Weithergeholten bedarf, um unsere Theilnahme zu erregen. Der D i c h t e r hat es lediglich mit dem Hohen und Tiefen, mit dem Schönen und Anmuthigen der Natur und des Lebens, vornehmlich aber des Menschlichen zu thun. Wir erwarten von ihm nur dieß und damit zugleich seine eigenthümlich neue und schöne Weltanschauung, die er aber nur aus sich und aus Selbsterlebtem, nimmermehr aus Büchern schöpfen kann. Dazu bedarf es keiner Weltumsegelung, am wenigsten einer auf Landcharten und mit dem Buch in der Hand, keiner Kreuz- und Querzüge, keines Studiums der Menschenraçen *). Hat er den Zauberstab der

---

*) „Der Poet, sagte Göthe zu Eckermann, ergreife das

Poesie, so wird er dieselbe aus dem ödesten Gestein hervorsprudeln lassen; fehlt er ihm, so schäumen ihm die Herrlichkeiten aller Zonen vergebens. Unserm Uhland hat er nicht gefehlt; wohin er damit getupft hat, ist ihm des Gesanges Quell gesprungen: und wenn wir etwas zu beklagen haben, so ist es nur dieß, daß er ihn so früh auf die Seite gelegt, und daß er nicht öfter die Gegenwart damit berührt hat. Denn wo dieß geschehen ist, wo er moderne Stoffe gewählt, wo er den Geist der Gegenwart hat walten lassen, ist es mit bestem Erfolge geschehen. So feiert die Ballade: die Bidassoabrücke: den spanischen Freiheitshelden Mina vortrefflich; so ist die unvollendete Erzählung „Fortunat und seine Söhne" von dem freiesten, an Wieland, ja an Ariost erinnernden Geist durchdrungen — Allein wir dürfen nicht vergessen, daß unser Dichter gerade von der Zeit an, da er die schönsten Früchte am Baum seiner Poesie hätte zur Reife bringen können, von dem Leben mit seinem ganzen Ernst und Jammer in Anspruch genommen worden ist, daß Sorgen, Mühen und trübselige Erfahrungen aller Art in ihm die Lust zum Dichten unterdrückt haben. Es war ihm weder durch die äußeren Umstände vergönnt, noch nach Gemüth und Gesinnung möglich, dem Leben den Rücken zu kehren, dem Kampf für die Interessen der Wirklichkeit zu entfliehen, um in einer erträumten, oder in der Ferne aufgesuchten Welt der Poesie zu schwelgen.

Besondere und er wird, wenn dieses etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen;" „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten."

Von dem im verklärten Geist des Mittelalters gedichteten Romanzen bilden unstreitig jene die Blüthenkrone, welche überschrieben sind: Sängerliebe, und unter ihnen ragen wieder hervor Dante und der Castellan v. Couci 330. 336. —

Aus der zweiten Gruppe, welche ich vielleicht nicht ganz passend die kritische genannt habe, führe ich folgenden Schwank an, bei welchem es dem Dichter offenbar nur darauf angekommen ist, den Schwabenstreichen eine überraschende Deutung zu geben. Schwäbische Kunde 398. Kaiser Karl's Meerfahrt ist nicht allein spaßhaft, sondern in der Schlußstrophe so bedeutsam, daß sie uns Karl den Großen mit einem Pinselstrich als den zeichnet, der er war, als den unvergleichlich seine Genossen alle an Kraft und Würde Ueberragenden.

Aus der dritten Gruppe hebe ich eine von den Balladen aus, welche den Kampf des übermüthigen Adels mit den Städten und mit den Grafen von Würtemberg, welche als Reichsvögte die Ordnung in Schwaben aufrecht zu erhalten hatten, in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, zum Gegenstande haben. Der Dichter hebt nämlich einzelne Begebenheiten aus diesem Kriege Aller gegen Alle hervor und windet sie zu einem Kranz, mit welchem er das greise Haupt des Grafen Eberhard Rauschebart (1344 — 1392) schmückt. Er nimmt es mit der Zeitfolge nicht zu genau und bedient sich des dichterischen Rechtes, Alles so zu ordnen, wie es sich zu einem Ganzen am besten abrundet. Zuerst besingt er den Ueberfall im Wildbad, bei welchem der alte Graf nur durch die Treue eines Bauern der Gefangenschaft oder gar dem Tode entgeht, womit ihn die Schlegler, ein Adelsbund, bedroht. Hierauf wird als Vergeltung für jene gute Absicht

geschildert, wie die Häupter des Schleglerbundes vom Grafen, und zwar mit Hülfe der Bauern, wieder gefangen genommen werden. Eine dritte Ballade berichtet von einer Niederlage, welche der Adel unter Anführung des Grafen Ulrich, Rauschebarts Sohn, vor Reutlingen von den Bürgern erleidet, und wie der Vater darob mit dem Sohne zürnt. Zuletzt wird uns ein allgemeiner Kampf des unter dem Grafen vereinigten schwäbischen Adels gegen die Schwäb. Städte gemalt. Denn nach dem Siege bei Sempach 1386 war ein Geist der Befreiung auch über die Schwäb. Städte gekommen, da sie aber die Freiheit nur für sich haben, nicht aber auch den Bauern gönnen wollten, gegen die sie fast härter, wie Adel und Fürsten, verfuhren, so erlagen sie am Ende. Bei Döffingen schlug Eberhard die Städte in einem blutigen Treffen, in welchem sein Sohn Wunder der Tapferkeit vollbrachte, aber fiel. So viel, um das Gedicht: „die Schlacht bei Reutlingen“ *), welches ich vortragen will, zu verstehen. Wer die übrigen nicht kennt, versäume ja nicht, sie zu lesen. Nicht bloß Muth und Tapferkeit, Ruhm und Sieg werden in ihnen verherrlicht; sie sind voll von einzelnen Schönheiten, die sich nur im Ganzen empfinden lassen. Nach dem Siege bei Döffingen z. B. heißt es vom alten Rauschebart, der bei seines Sohnes Leiche wacht:

Er kniet zur Bahre nieder, verhüllet das Gesicht;
Ob er vielleicht im Stillen geweint, — man weiß es nicht.

Als nun später der gebeugte, greise Sieger gen Stuttgart reitet, erhält er die Nachricht, daß ihm ein Urenkel geboren sey, und:

*) P. 436.

Da hebt er hoch die Hände, der ritterliche Greis:
Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sey Dank und Preis.

Nehmen wir zur Abwechselung einen Scherz oder Schwank in Volksliedform, der an und für sich lustig, befriedigend, gleichwohl aber auch allgemeinerer Deutung fähig ist. Der weiße Hirsch 367. — Die humoristische, Fiction „Unstern" 353, welche Chamisso in seinem „Pech" glücklich genug nachgeahmt hat. Ueberhaupt hat kaum ein Dichter das Volksgemüthliche so getroffen, das echte Volkslied so wiederzugebären gewußt, wie Uhland. Wem fällt nicht ein: Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein p. 236; oder: Ein Goldschmied in der Bude stand p. 283; oder: Ich hatt' einen Kameraden, Einen besseren find'st du nit p. 300.

Zum Schluß seyen noch ein paar ernste und deutsame angeführt: 1) „die Ulme zu Hirsau", ein Gedicht, in welchem geschildert wird, wie eine Ulme zu Hirsau herrlich aus Klostermauern zum Himmel emporragt, und welches schließt:

Zu Wittenberg im Kloster, wuchs auch ein solcher Strauß
Und brach mit Riesenästen zum Klausenbach hinaus.
O Stral des Lichts! du dringest hinab in jede Gruft.
O Geist der Welt! du ringest hinauf in Licht und Luft! —

2) das schöne Reisebild: „die Wanderung" 137.

Als dramatischen Dichter will man Uhland gar nicht gelten lassen, ja man hat ihm sogar die Fähigkeit dazu abgesprochen, obgleich mehrere dramatische Fragmente, dann die größeren dramatischen Gedichte Herzog Ernst von Schwaben und Ludwig der Bayer zwar den vollendeteren Dramen Göthe's und Schiller's nicht gleich, aber doch höher zu stellen sind als die Produktionen Müllner's, Raupach's, Houwald's, sogar Immermann's. Ich bin überzeugt, daß Uhland, wenn die Umstände nicht überhaupt ihn der Dichtkunst entfrembet

hätten, im historischen Drama Ausgezeichnetes geleistet, daß er namentlich einen Hohenstaufencyclus gedichtet haben würde, welcher Nienstädt's und Raupach's, Immermann's und Grabbe's Versuche weit hinter sich gelassen hätte. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieses Urtheil, für welches, außer den beiden historischen Dramen, auch das dram. Fragment: „Konradin“ spricht, hier weiter begründen wollte *), wo es mir zunächst darauf ankam, Uhland als lyrischen und epischen Dichter zu schildern, als welcher er allerdings das Vorzüglichere geleistet, die meiste Anerkennung gefunden und einen bedeutenden Einfluß auf Altersgenossen und jüngere Dichter geübt hat. Gustav Schwab, Justinus Kerner, Adolf Follen, Egon Ebert, Lenau, Anastasius Grün und viele Andere, um nicht die ganze schwäbische Dichterschule zu nennen, ja selbst die neuesten politischen Dichter können diesen Einfluß nicht verleugnen. Uhland ist derjenige Dichter, welcher aus der romantischen Schule hervorgegangen, sich neben Rückert als höchst bedeutender Dichter für Vaterland, Freiheit und Recht erhoben, und so die Dichtkunst aus dem Mittelalter in die Gegenwart, aus der Fremde in die Heimath, von dem Ritterthum zur Anerkennung der Würde und des Adels im Menschen zurückgeführt hat. Dabei ist er es gewesen, der sich eben so weit von Vernachlässigung der dichterischen Form, als von Künstelei in Rythmus und Reim gehalten, und eben darin ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben hat. — Das ist die würdige Stellung, die er in der deutschen Poesie einnimmt; und das Wort Göthe's, welches derselbe in einer

*) Ueber Uhland's Herzog Ernst habe ich mich in einem Schulprogramm von 1839 umständlicher ausgesprochen.

von seinen Mephistophelischen Anwandlungen ausgesprochen hat: U.'s und der schwäbischen Dichter Poesie thun sich einen religiös=politisch=moralischen Bettlermantel um, womit sie ihre Blößen decke, glaube ich durch meine ganze Darstellung als ein ziemlich unbefugtes bezeichnet zu haben. Ueberdieß hat Göthe sein mißliebiges Urtheil durch eine andere Bemerkung selbst aufgehoben, die er in Bezug auf eine neue Auflage von Uhland's Gedichten machte: Wo man eine so bedeutende Wirkung sehe, müsse man doch auf eine ungewöhnliche Kraft schließen. Von Andern, Kleinmeistern und Kleingeistern, welche, auf jenes erste G. Wort gestützt, U.'s Dichterwerth zu benagen versucht haben, ist kaum der Mühe werth zu reden. Wenn man z. B. von U.'s Poesie mehr Prometheisches, Titanenhaftes, Himmelstürmerisches verlangt, so antworten wir, daß das Himmelstürmerische Alles, nur nicht eigentlich poetisch, weil eben nur zerstörend, verneinend, nicht aufbauend, gestaltend, schöpferisch ist. Göthe's Faust sogar, wie vieles Schöne und Herrliche, Große und Gewaltige er enthält, ist eben jener Himmelstürmerei wegen nichts weiter, als ein colossaler Trümmerbau geworden, welchen der zweite Theil keineswegs vollendet hat, indem er sich nur als zweiter Flügel an jenen Bau anlehnt nnd dazu paßt, wie ein großes Raritätencabinet und Oekonomiegebäude zu einer romantischen Kaiserburg. — Byron's Titanomachieen endigen ebenfalls in Selbstvernichtung; und gerade sie sollten die Poeten zur Einsicht gebracht haben, daß sie den Himmel nicht zu stürmen, sondern als ihre Heimath zu betrachten haben, für deren Schönheit uns andere Erdgeborne zu gewinnen ihr göttlicher Beruf ist.

IV.

Ueber Fr. Rückerts Schi-King.

Von

Georg Neumann.

Da Sie, verehrte Anwesende, mir jüngst so freudig gefolgt sind, als ich Freiligraths Gedichte vorführend, den Weg durch Wüste und Meer machte, so mögen sie auch jetzt ein noch entfernteres Land mit mir betreten — China. Den heutigen Vortrag hatte ich schon vor längerer Zeit beschlossen. Und da ich einiger nothwendiger Aufklärungen und Erläuterungen wegen mich an Rückert selbst wandte, so antwortete er mir in einem Briefe vom 28. November 1839: „es freut mich und ich danke es Ihnen, daß Sie sich so großmüthig des armen Schiking annehmen wollen; möge Ihrer guten Absicht ein guter Erfolg entsprechen". —

Die neueste Zeit hat zu dem Reichthume ihrer eignen Literatur auch noch die Mannigfaltigkeit der außereuropäischen, besonders der orientalischen Literatur gesellt. Diese wurde zuerst nach ihrem historischen Werthe aufgefaßt. Es galt die Geschichte des Orients aus seinen eignen Quellen zu erforschen. Nachdem einmal Bahn gebrochen war, stiegen die Sprachkundigen in das Bergwerk der Sprachen des Orients, sichteten

und bearbeiteten aus dem reichen Vorrath von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden, und gewannen so einen Blick in die schöne Literatur jener Völker, deren Erzeugnisse immer häufiger auf den deutschen Büchermarkt gebracht wurden.

Anderes übergehend, erwähnen wir hier der Bestrebung, die Volkslieder zu sammeln, auf welche Herder zuerst in seinen Stimmen der Völker die Aufmerksamkeit der Deutschen gelenkt hat. Durch die große Vorliebe für dieses Fach entstand eine wahre Liedergeographie. Die Deutschen haben nach ihrer empfänglichen Art sich angeeignet, was in Europa, vom hohen Norden bis zur Südspitze herunter, vom äußersten Westen bis zum Osten aus dem Munde des Volkes als Poesie klang. Die Liedersehnsucht ging immer weiter, man klopfte an die zauberhaften Pforten des Morgenlandes; sie sprangen auf: türkische Lieder quollen hervor; aus dem Lande der Rosen drangen entzückende Töne; mit wunderbarer Innigkeit berührten uns Indiens Göttergeschichten.

Nur ein Volk und Land wollte seine Stimme nicht in das große Concert volksthümlicher Töne einreihen; mit unersteiglicher Mauer hat es sich ja seit Jahrtausenden von europäischem Einflusse abgeschlossen — Land und Volk von China. Wir kannten dieses Volk lange nur aus dem Thee, den wir tranken, aus den Handelsberichten von Canton und den buntbemalten steifen Porzellanfiguren, deren dicke Bäuche, breite Köpfe und kleine Füßchen wir verlachten. Aber dieses Land mit einer Geschichte, die eine große Reihe von Herrscher-Dynastien zurückgeht, mit seinen übervölkerten Städten und Dörfern, seinem gesegneten Himmelsstriche und reichen Wechsel von Gebirgen und Thälern, See'n und Flüssen, wurde schon zur Zeit, da Europa's Geschichte kaum zu dämmern begann,

von einem Volke bewohnt, dessen Erfindungsgeist, Nachahmungsart und mechanische Fertigkeit, dessen nach allen Ständen reichgegliedertes Gesellschaftsleben sich allmählich eine große Bildung angeeignet hatte, die mit Bestimmtheit schließen ließ, daß auch Poesie nicht fehle. Seitdem der Franzose Abel Remusat den Roman „die beiden Cousinen“ übersetzt hatte, war uns das Herz für chinesische Familienverhältnisse und Herzensangelegenheiten etwas aufgegangen. Doch von eigentlicher Poesie bot sich wenig dar. Nun aber wurde sie uns von einem Manne gegeben, der fast in allen Zungen spricht, der Persien und Indien sich dienstbar macht und über seine deutschen Landsleute den Zauber der höchsten Lyrik ausstreut — es ist Friedrich Rückert.

Ihm hat jedoch ein anderer Deutscher zuerst den Weg gebahnt. Dr. Jul. Mohl fand in Paris eine vollständige handschriftliche Uebersetzung des Schi-King, welche der Jesuite Pater Lacharme vom J. 1733 an verfertigt hatte. Nur sehr wenige Stücke waren daraus früher in europäische Sprachen übergegangen. Diese Uebersetzung ist eine lateinische Prosa und wurde an Mohl in Deutschland herausgegeben u. d. T.: Confucii Chi-king, sive liber carminum, ex latina intepret. edidit J. Mohl, Stuttg. 1830. Diese lat. Prosa ist trocken, schroff und verräth eine wörtliche, mindestens nicht verschönernde Uebertragung. Aber Rückerts Geist ist in die ursprüngliche Schönheit eingedrungen; sein Scharfsinn ahnte das lautere Gold echter Poesie. Mit sicherer Gewandtheit brachte er die poetischen Gedanken in angemessene Formen und stellte uns abermals eine Fülle der verschiedensten Versarten dar, die schon um ihrer Vollendung willen werth gehalten werden muß. Nur ein Dichter, der in dem

Verständnisse und der reichsten Nachbildung fremder Poesie lebt, konnte das Menschlich-Schöne so empfinden und so bilden und uns einen Schatz von ganz eigenthümlichen, in ihrer Zierlichkeit und Sauberkeit echt volksmäßigen Liedern aufschließen, welche beweisen, daß alle Lebensverhältnisse des Volkes von dieser Poesie durchdrungen und anmuthig begeistigt wurden.

Das Buch Schi-King ist nicht von Kong-fu-tse (Confucius) verfaßt, sondern nur von ihm gesammelt. Jener Weise lebte 550 Jahre vor Christi Geburt; er trat, politisch und religiös reformirend, als Sittenlehrer auf, brachte gegenüber dem Staatsverfall die Regeln der alten guten Zeit wieder hervor, und verbreitete eine strenge Moral und feine Zucht über das nun recht breit und verständig geordnete Staatswesen. Die unerbittliche Strenge seiner Aussprüche hat eine entsetzliche Steifheit über Alles geworfen — über Besuch und Unterhaltung, über Schulen und Prüfungen, über die Zimmer der Frauen wie über das Beisammenseyn der Liebenden. Daher mochte wohl die reichste und schönste Poesie der Chinesen in eine frühere Zeit gefallen seyn. Mehrere Kaiser hatten selbst gedichtet, andere hatten Lieder gesammelt, welche ihnen die Stadthalter einsenden mußten, um daraus den Zustand der Provinzen kennen zu lernen. So entstand allmählig eine große Liedersammlung in den kaiserlichen Archiven. Aus 3000 solcher Lieder wählte Confucius 311 aus, sammelte sie und vereinigte sie zu dem Schi-King, welches Buch zu den 5 Kings, d. h. zu den klassischen (kanonischen, heiligen) Büchern gehört, die sich auf Geschichte, Moral, Politik und Poesie des chinesischen Volkes beziehen. Der Schi-King mit seinem uralten Inhalte ist zu allen Zeiten sehr hoch gehalten worden. Man übersetzte ihn in das Tartarische, zu welcher Uebertra-

gung der Kaiser Chun-tchi etwa im J. 1650 n. Chr. selbst eine kritische Vorrede geliefert hat. Er zerfällt in 4 Theile. Der erste Theil Kiuen-fong, Volkslieder für den Kaiser, damit er auf Reisen sein Land kennen lernte, mit Bitten, Klagen und Vorschlägen. Der zweite Theil Siao-ya, der dritte Theil Ta-ya, Lieder für die kaiserlichen Gastmähler, die Volksversammlungen, Opfer x. Der vierte Theil Song enthält meist Trauerlieder und Leichengesänge. Diese Eintheilung hat Rückert's Uebersetzung nicht beibehalten; er giebt die Lieder in abwechselnder Mischung. Sein Buch führt den Titel: Schi-King. Chinesisches Liederbuch, gesammelt von Confucius, dem Deutschen angeeignet v. Fr. R. Altona, 1833. 360 S. 8.

Im Vorspiel regen die Geister der Lieder den Dichter durch seltsame Töne an, mit dem Schlüssel der Sprache und der Poesie sie aus der Gefangenschaft zu befreien. Sie triumphiren, als der erste Funke springt und sie aus dem Thore hervortreten dürfen; der Dichter aber, der Befreier, dankt ihnen selbst, daß sie ihn, den die chinesische Literatur nie angesprochen habe, von diesem Wahne befreit hätten. Er versichert in freudiger Ueberraschung:

Und jetzo seh' ichs um mich walten,
Sich glänzend einen Lenz entfalten,
Mir eine Neuwelt aufgethan
In der urält'sten alten.

Ich fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschiednen Zungen,
Hat Völker, Zeiten, nah und fern
Durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen.
Ob etwas herber oder reifer,
Ob etwas weicher oder steifer:
Ihr seyd Gewächs' aus Einem Kern
Für meinen Liebeseifer.

Gerne schauen wir nun in dieses zu unsrer poetischen Ergötzung aufgeschlossene Leben eines entfernten Volkes, und wer mit eindringender Beobachtung auch eine vergleichende Betrachtung der eigenthümlichen Dichtweise der verschiedenen Völker verbindet, wird an der in dem menschlichen Gemüth ursprünglich begründeten Macht der Lyrik sich erfreuen und dem Schluß des Einleitungsgedichtes beistimmen:

Mög' euch die schmeichelnde Gewöhnung
Befreunden auch mit fremder Tönung,
Daß ihr erkennt: Weltpoesie
Allein ist Weltversöhnung.

Was die Form, d. h. hier nicht Reim oder Metrum, sondern den Gedankengang der Gedichte betrifft, so haben sie alle lyrisches Element und beginnen meist mit einem Naturbilde; sie führen diese symbolische Anschauung zuerst aus und wenden sie dann an; oder sie geben in 3 Strophen denselben Gedanken mit ähnlichen Bildern wieder. (Parallellismus der Glieder). Z. B. für die erste Art (S. 49.)

Pflanzentreue.

Man bricht die Pflanze Fong und läßt
Die Wurzel in der Erden;
Und wie sie Thau und Regen näßt,
Wird neu die Pflanze werden.
Ein treues Weib, wie Kummer auch das Herz ihr preßt,
Doch ihren Gatten nie verläßt,
In Sorgen und Beschwerden
Ist sie bemüht sich freundlich zu geberden.

Für die zweite Art der Form: (S. 12.)

Hat sie nicht den Fels erstiegen,
Späht sie nicht entgegen mir?
Ach, was muß mein Roß erliegen,
Das mich tragen soll zu ihr!
Einzuwiegen
meine Sorgen,
Trink' ich eins aus goldnen Fläschen.

Statt dich heut zu überraschen,
Soll ich erst dich grüßen morgen.

Ist sie auf den Berg gestiegen,
Späht sie dort herab nach mir?
Ach, was kann mein Roß nicht fliegen!
Keine Sehnsucht spornt das Thier.
Zu besiegen
meine Schmerzen,
Leer' ich dir die goldne Schale,
Siehst du's nicht im Abendstrale,
O so fühl's in meinem Herzen.

Hat sie nicht das Dach bestiegen,
Um noch einmal hinzusehn?
Schlummernde Gefährten liegen,
Und die müden Rosse stehn.
Könnt' ich fliegen
meine Wonne
Mit dem Nachtwind durch die Strecken!
Schlafe wohl, ich will dich wecken
Morgen mit dem Stral der Sonne.

Das äußere Leben der Chinesen entfaltet sich vor uns auf die vielfachste Weise; alle sittlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten des Volkes werden berührt; das Leben im Staat und in der Familie, die politische Verfassung tritt uns entgegen. Der Kaiser mit seiner blendenden Pracht und seinem fast göttlichen Ansehen steht an der Spitze seiner vielen Beamten. Ein mühsamer Dienst lastet auf allen. Die Beamten klagen über die Beschwerlichkeit des Amtes, wie über den Zwang des steifen Hoflebens. Vergl. S. 107, 119, 165, 176 f. Aber des Kaisers Dienst geht vor Allem. Bei plötzlichem Einbruch der Feinde wetteifert die Vaterlandsliebe. Doch wenden sich auch die bangen Klagen der verlassenen Heimath zu. Vgl. S. 83, 159 fg. Aber auch ohne Krieg ist im Vaterlande viel Noth. Die Ungerechtigkeit der Mächtigen ruft die Klagen der Verarmten und Unterdrückten her-

vor; der harte Stolz aufgeblasener Emporkömmlinge wird mit beißendem Spott übergossen. Ueberhaupt bezeugen uns viele Lieder die gedrückte Lage des Volkes. Wir vernehmen den Schrei der Natur, die bittern Ausbrüche des menschlichen Gefühls gegenüber dem Gesetz der Despotie. Vortrefflich wahr ist die Empfindung in dem Gedichte (S. 218):

Der Beängstete.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest frei hinaus,
Es wächst in jedem Raume
Ein Körnlein deinem Schmaus.
Du weißt es klug zu naschen
Aus Netzen selbst und Maschen;
Du lässest dich nicht haschen,
Und lachest fröhlich deinen Laurer aus.

O Vöglein auf dem Baume,
Du fliegest froh dahin;
Es reifet Kirsch' und Pflaume
Dir einzig zum Gewinn.
Du bist in diesem Lande
Der einz'ge frei vom Stande,
Frei von des Kummers Bande;
O daß ich hätte deinen leichten Sinn!

Ich lieg' in schwerem Traume
Von nichts als Fahr und Noth.
Ich schweb' auf einem Baume,
Der stets zu brechen droht;
Und unten ringsum wachen
Mit aufgesperrtem Rachen
Die Tiger und die Drachen;
Und wenn ich falle, fall' ich in den Tod.
O daß ich könnt' erwachen,
Als wie aus einem Traum, aus dieser Zeiten Noth!

Gleich schön ist auch das längere Gedicht: Ein Verfolgter (S. 219).

Doch hoch über aller Noth und Leidenschaft, erhaben über alle Parteien steht der Kaiser. An den feierlichen Ahnenfesten

wird sein Geschlecht hoch geprießen (S. 358); seine Gegenwart beim Mahle ist die höchste Feier; seine Brautfahrt wird in bilderreichen Versen besungen. So z. B. Das Königsfest (S. 137) oder Zum Einzug der fürstlichen Braut (S. 71). Im letztern Gedicht spricht sich die chinesische Galanterie lobpreisend aus:

Herrlich als ein Baum in seidnem Laubgewand
Schwillt ihr Wuchs, und schwellet das Gemüthe;
Und ein fünfgetheilter Zweig ist jede Hand,
Farb'ge Nägel sind daran die Blüte.

Ihrer Wangen Haut ist ein geronnener
Rahm, der jeden reizet, der ihn siehet;
Ihres Mundes Lächeln ein begonnener
Frühlingstag, der sich mit Duft umziehet.

Dunkle Schmetterlinge sind die Augenbrau'n,
Und die Zähne feuchte Kürbiskerne;
Doch im bläulich weißen Himmel dunkelbraun
Leuchten wunderbar die Augensterne.

Rosse vom Wagen heben ihr Genick
Stolz empor, die Königsbraut zu tragen.
In ihr Reich ein fährt sie, und mit einem Blick
Hat sie ganz in Fesseln es geschlagen.

Mehr als Alles gilt dem Chinesen das häusliche Leben. Er preißt das Glück eines sorglosen Müssigganges, schildert die Geselligkeit, das gute Essen und Trinken, die heiteren Feste und den vertrauten Kreis (S. 251, 252); dabei liebt er klingende Musik und hält viel auf Gastfreundschaft. So das Festlied S. 182.

Weiter finden wir elegische Schilderungen der Winterstille nach der Arbeit des Sommers, und Dank= und Freudelieder für den Segen der Ernte (S. 235, 335).

Treten wir endlich in das Haus ein, wo schon bei der Geburt des Kindes eine symbolische Sitte obwaltet (S. 38).

Die sittsame, eingezogene Hausfrau wird der blendenden Schönheit von freien Sitten vorgezogen; eine reich geputzte Schöne wird gar köstlich geschildert, und in Bezug auf ihr kokettes Wesen witzig gesagt, der Schiller dieser Seide mache die Farbe an ihrem Kleide ungewiß und räthselhaft. (Zweideutige Schönheit S. 63).

Die Brautwerbung hat ihre von dem Gesetze der Höflichkeit bestimmt vorgeschriebenen Regeln. In herrlichen, elegischen Bildern wird die Sehnsucht der Braut dargestellt; endlich sehen wir ihr hohes Glück an der Seite des Geliebten, und die Verbindung wird gepriesen:

Wie hold es ergötzet, wie schön es behagt,
Wo, Hoheit zu fesseln, der Anmuth gelinget. (S. 8.)

Die Poesie der Lyrik erschließt sich uns in ihrer vollen und empfindungsreichen Schönheit. Die Sehnsucht kann nicht rührender klagen, die Leidenschaft nicht zarter und gefühlvoller sich ausdrücken, als bei diesem äußerlich so steifen und ernstem Volke, bei dem „Volke von schwarzen Augen und schwarzen Haaren.“ Die verkannte Liebe klagt in empfindsamer Zartheit (Jungfrauen-Klage S. 128), der Schmerz der Entfernung bricht zur Abendstille aus, in der Hoffnung baldigen Wiedersehens oder baldigen Todes: (S. 133.)

Die verlassene Braut.

Am Boden winden sich die Ranken,
Weil auf kein Baum sie nahm,
So winden mir sich die Gedanken:
Fern ist mein Bräutigam.
Wer ist bei mir? ich bin allein;
Wer sollte bei mir seyn?
Ich bin allein mit meinem Gram.

Um einen Grabstein weben Ranken
Ein trauriges Geschmeid;

Mir weben traurige Gedanken
An einem Hochzeitkleid.
Wer ist bei mir? ich bin allein,
Allein mit meiner Pein,
Mit meinem Kummer, meinem Leid.

Nach Winternächten, Sommertagen,
Nach manchem, langen Jahr,
Wird man zuletzt zusammentragen
Ins Grab uns als ein Paar.
Wer ist bei mir? ich bin allein;
Mit dir will ich zu zweyn
Dort seyn auf lang, auf immerdar.

Es erinnert an den Stoff unzähliger Romane, wenn die standhafte Treue (S. 66) der Jungfrau den Drohungen der Mutter zum Trotze unerschütterlich an dem Geliebten festhält, und sagt:

Die Mutter hat mir Gut's erwiesen,
Ihr dankbar seyn ist meine Pflicht.
Sie sey gesegnet und gepriesen;
Doch meinen Sinn versteht sie nicht.

Die ängstliche, stille Liebe fürchtet verrathen zu werden, der Geliebte wird daher zur Behütsamkeit ermahnt (S. 88). Man bestellt sich indeß zu heimlichen Zusammenkünften, die oft, selbst wenn sie verfehlt sind, mit humoristischem Witze dargestellt werden. So der Unrechte (S. 96) empfängt ein schlechtes Compliment:

Auf hohem Berg die Fichte,
Im Thal das Besenkraut.
Indeß den Sinn ich richte
Nach einem Buhlen traut,
Kommt mir das Glück daher mit einem Wichte,
Der meint, nach ihm hab' ich geschaut.

In gleich freundlich ansprechender Art tritt endlich das eheliche Leben auf. Stille Bilder häuslichen Glückes gehen an uns vorüber, und die Liebe der Gattin läßt in ein starkes und

inniges Gemüth schauen. (S. 45. 87. 142). Häufiger noch ergreifen uns die Seelenleiden, welche die Ehe der Gattin auferlegt. Es klagt die Fürstin um den gefangenen Gatten; das Weib von ihrem Gatten aufgegeben, seufzt, daß sie soll leben ohne Leben (S. 85); eine andere wird durch Kaltsinn und Lieblosigkeit des Mannes in den tiefsten Schmerz versenkt. So eins der herrlichsten Gedichte: (S. 32.)

Klage einer ungeliebten Gattin.

Auf dem Wasser schwankt der Nachen,
Geht nicht wie und wo er will,
Sondern wie es treibt den schwachen
Folget er und seufzet still.
Also fühl' ich mich getrieben
Von dem Manne, den ich lieben
Muß, wiewol er kund mir giebt,
Daß er selber mich nicht liebt.

Soll ich's meinen Brüdern klagen,
Wie der Gatte mich verletzt?
Meine Brüder werden sagen:
Deines Gatten bist du jetzt.
Ach, den Brüdern ist entrissen
Und die Eltern muß vermissen
Eine arme, die den Mann,
Nicht den Freund in ihm gewann.

Mein Gemüth ist nicht ein Spiegel,
Offen lachend in den Tag,
Noch ein Stein, den man vom Hügel
Wälzen kann wohin man mag,
Noch ein Teppich, nach Behagen
Auf und wieder zu zu schlagen.
Nach der Richtschnur strenger Pflicht
Leb' ich, nur zu Dank ihm nicht.

Um das Loos der armen Frauen
Klag ich, nicht um meines blos.
Auf ein lieblos Herz zu bauen,
Herzenslieb', o hartes Loos!

Die verschmähte, die gekränkte,
Schweigend in sich selbst gesenkte
Fühlt erwachend ihren Schmerz,
Und im Schlaf ihr wundes Herz.

Ließen uns nun alle diese Lieder einen Blick in das Gemüth des chinesischen Volkes thun, so werden wir aus dem Bereich dieser schönen Menschlichkeit noch gern einige Sprüche der Weisheit hören, an welchen dieses Volk so reich ist. Das ganze chinesische Moralsystem ist in solchen gnomenartigen Weisheitslehren, welche sinnvolle Bilder und eindringliche Lebensregeln enthalten, ausgesprochen z. B. S. 73:

Die fallenden Blätter.

Eh die Maulbeerblätter fallen,
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen,
Sind dem Falle nah die Fraun.

Wenn von ihrem Stiel die Blätter
In den Staub gefallen sind,
Wäschet sie kein Regenwetter,
Glättet sie kein Frühlingswind.

Wenn gestrauchelt ist ein Mann,
Mag er wieder sich erheben;
Dem gefallnen Weibe kann
Nichts die Reinheit wiedergeben.

Einige solche Gedichte entsprechen durch ihren treffenden Witz ganz unserm Epigramme z. B. S. 136.

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise;
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, lernen aber lange;
Menschen von der letzten Sorte,
Bleiben immer dumm und lernen Worte.

oder die Räthe (S. 215.)

Ein jeder meint das Rechte nur zu wissen,
Da jeder doch was anders meint.
Der vielen Lichter Streit wird uns zu Finsternissen;
Tag ist es nur, wo eine Sonne scheint.

V.

Ueber die Antigone des Sophokles.

Von

J. L. Hoffmann.

Der Tragödiendichter Sophokles hat, wie die Alten einstimmig berichten, nach Aufführung seiner Antigone vom athenischen Volke zum Dank eine Befehlshaberstelle im Heere erhalten: ich, sein unbedeutender Geleitsmann, würde es für Lohnes genug achten, wenn Ihnen der Gegenstand meiner Darstellung nicht völlig mißfallen sollte.

Da nun aber Manchen von Ihnen der Mythenkreis, aus welchem dieses Meisterwerk antiker Poesie entnommen ist, nicht gerade ganz gegenwärtig sein dürfte, so erlauben Sie mir, bevor ich an unser Drama selbst gehe, die thebanische Sage, so weit sie hierher gehört, in kurzen Umrissen Ihnen andeuten zu dürfen.

Wer bedauert nicht den unglücklichen Oedipus, der von den Tragikern so gern auf die Bühne geführt ward, weil er ein würdiger Gegenstand des edelsten Mitleides und ein sprechendes Bild so vieler Unglücklichen ist, die ohne Schuld und ohne Vorwissen sich selbst die Grube graben, in der sie mit ihrem erworbenen und gehofften Lebensglücke hinabsinken, gleich als

spielte ein nach andern als moralischen Gesetzen waltendes Verhängniß mit der menschlichen Freiheit und ihren Entwürfen.

Sicher glaubte Laius dem geweissagten Tode zu entrinnen, indem er den neugeborenen Sohn mit durchstochenem Fuße den wilden Thieren auf dem rauhen Cithäron Preis gab: und gerade diese Aussetzung mußte die Veranlassung sein, daß das Kind vom corinthischen Könige erzogen wurde, erzogen von vermeintlichen Aeltern; und als der Jüngling vom Verdacht einer fremden Abstammung gequält zum Orakel reiste und vom Gott in Delphi die Mahnung erhielt: Gehe nicht in deine Heimath; du wirst deinen Vater tödten und deine Mutter heirathen; wie vermied er geflissentlich die Rückkehr in seine scheinbare Vaterstadt Corinth, um gerade auf dem Wege, wo ers nicht ahnete, ohne Vorbedacht im fremden Manne den eignen Vater zu erschlagen. Und wie der Fremdling dann einzog in das vom Ungeheuer geängstete Theben, und als Preis für die glückliche Lösung des Räthsels die Hand der Königin erhielt, da glaubte der Beglückte wohl von neuem auf sichrem Kahn den glatten Strom des Lebens hinabzufahren, und wußte nicht, daß er mit der eignen Mutter sich vermählt habe, bis er selbst ohne Rast den Gottverhaßten suchend, der aufs neue durch unbekannten Frevel Verderben über die Stadt brachte, den vor ihm geöffneten Abgrund plötzlich wahrnahm, und schaudernd vor den unverschuldeten Geuelthaten durch Blendung sich dem Anblick seiner Thaten entzog, deren Erinnerung er nimmer entfliehen konnte, während die Mutter und Gattin durch Selbstmord ihr gequältes Dasein endete. Und des Vaters Schickung erbte fort auf die Söhne. Denn der alte Vater muß ausziehen aus der Heimath, seinen Fluch läßt er weissagend ihnen zurück, den ungerathenen Kindern, die den

blinden Greis an der Hand des schwachen Mädchens, der liebenden Tochter Antigone, ziehen lassen, einsam wandern lassen durch ganz Griechenland, bis er zuletzt einen ruhigen Tod bei den versöhnten Erinnyen auf Kolonos findet. Was hilft der Brüder Bestreben, dem Fluche des Vaters auszuweichen, daß sie durch Wechselmord sterben sollen, ohne das ruhige Herrscherglück genossen zu haben? Was nützt der Beschluß, daß, um Zwist zu meiden, die Herrschaft Jahr um Jahr wechseln und der jedesmal abgetretene das Land verlassen soll? Sie entrinnen nimmer dem Schicksal.

Der verblendete Eteokles will nach abgelaufenem Jahre dem aus Argos zurückkehrenden Bruder, der sich inzwischen mit der Tochter des dortigen Königs Adrastus vermählt hat, den Thron nicht mehr abtreten; mit einem argivischen Heere zieht der getäuschte vor die Vaterstadt. Die feindlichen Brüder suchen sich auf in der Schlacht zum Zweikampf, die Thebaner siegen, aber die Brüder durchboren sich. Des Oedipus Geschlecht ist erloschen bis auf seine zwei Töchter Ismene und Antigone, und der Mutter Bruder Kreon erbt das Scepter von Theben. So hätten wir den Stand der Begebenheiten, die unsrem Stücke der Zeit und dem Zusammenhange nach vorhergehen.

Der Hintergrund unsres Trauerspiels also ist ein heller und doch zugleich düsterer: die Argiver sind geschlagen, Theben gerettet, aber zwei Brüder, zwei Königssöhne haben sich als Feinde getödtet. Doch konnte Kreon in Sicherheit fortan über seine siegesfrohe Vaterstadt das Scepter führen, hätte er nur nicht im Gefühle der neuen Herrscherwürde mißachtet, daß es noch ein höheres Gesetz gebe, als das Gebot der Könige, ein Gesetz das die Natur selbst mit diamantenem Griffel

in unsre Brust geschrieben hat, und dem die Könige nur zu ihrem eignen Verderben zuwiderhandeln. Im Siegerstolz und Herrscherdünkel verbietet er, den einen der Brüder, den Polynices, der als Feind gegen sein Vaterland gezogen, zu bestatten, und läßt den nackten Leichnam den Vögeln und Hunden vorwerfen und Todesstrafe dem androhen, welcher dem Gebote zuwider handeln würde. Wenn solcher Frevel gegen einen wehrlosen Todten schon bei uns mit Recht Schauder und Abscheu erregt, die wir doch bei unsern mehr vergeistigten Ansichten von einem Leben nach dem Tode für die Glückseligkeit des Verstorbenen selbst keine Bedeutung auf die Ruhe seines zurückgebliebenen Staubes legen und an Zerstückung der Leichname schon im Dienste der Wissenschaft gewöhnt sind, so war diese zarte Rücksicht weit größer noch bei den Griechen, welche von der bestimmten Voraussetzung ausgiengen, daß die Seele jenseits sich noch ernstlich um ihren einstigen dießseitigen Gefährten kümmere und selbst keinen Frieden finde im Lande des Friedens, wenn nicht der Angehörigen frommer Sinn dem Körper hätte sein Recht wiederfahren lassen. Ging man ja doch in der Rücksicht für Todte so weit, daß man leere Grabstätten errichtete, wenn man eines im Meere oder sonst verunglückten Leichnams nicht mehr habhaft werden konnte. Welch ein Jammer für die zurückgebliebenen Schwestern also, die den todten Bruder auf so schauderhafte Weise öffentlich verspottet sehen sollen! Den Vater, die Mutter, die Brüder haben sie verloren, ihr eignes Dasein muß ihnen ihrer Geburt wegen verhaßt seyn, und nun sollen sie auch dem theuern Bruder den letzten Dienst versagen, bei welchem die trauernde Liebe noch eine schmerzlich süße Beruhigung findet.

Aber verschieden wirkt der Tyrannen Druck auf die menschliche Natur: der sanfte, schwache und gewöhnliche Mensch läßt ihn über sich ergehen, seufzt wohl unter seiner Last, aber kanns ja nicht ändern; er athmet fort in der trüben, schweren Luft, die ihn umgibt, und kann nicht loskommen von seinem leidenvollen Dasein, das er gleichwohl mit ängstlicher Liebe festhält; aber der große und erhabene Charakter kennt keinen andern Maßstab des Handelns und Leidens, als den der Pflicht, wägt nicht behutsam das Maß seiner Kräfte ab, geht geraden Weges von Pflicht zur That, und sieht er auch als Preis den Tod drohen im Hintergrunde, was liegt daran? ein edler Tod ist besser als ein schimpflich Leben.

Diesen Charakter trägt denn die Hauptheldin unsres Stückes, Antigone, und der Dichter hat denselben mit einfacher Kunst noch mehr gehoben, indem er ihm seinen Gegensatz in der liebenswürdigen aber ganz mädchenhaften Ismene zur Seite gab. Beide Schwestern eröffnen die Scene; Antigone erzählt der Ismene das Gebot des Kreon, und erwartet von ihr eine Entschließung, wie sie sich beide diesem Gebote gegenüber verhalten wollen; diese im Gefühl weiblicher Schwäche sieht nicht, wie sie dem Gesetze der Stadt zum Trotze etwas ändern können, und als Antigone ihr ihrerseits den Entschluß ankündigt, den Bruder zu bestatten, stellt sie ihr mit jener dem Leidenden eignen zur Seele sprechenden Beredsamkeit dar, was sie schon alles erlitten, und mahnt sie voll liebenden Schwestergefühls, sie solle doch durch ihr Wagniß nicht noch neues Unglück hereinführen. Als Frauen seien sie nicht stark genug, um mit Männern zu kämpfen; sie werde die Todten um Nachsicht bitten, wenn sie der Gewalt weiche.

Darauf antwortet ihr Antigone, streng, weil sie von der bindenden Nothwendigkeit der Pflicht durchdrungen ist:

.... wähle du, was dir bedünkt, ich werd' im Grab
Ihn bergen, ruhmvoll ist der Tod bei solcher That.
Bei ihm, dem Lieben, werd' ich ruhn, die Liebende,
Die frommen Frevel übte: muß ich längre Zeit
Den Unten doch gefallen, als den Lebenden.
Denn dort ja werd' ich ewig ruh'n: wenn dir's gefällt,
Entehre du, was Göttern auch ehrwürdig scheint.

Ismene billigt das Unternehmen an sich, aber es fehlt ihr an Kraft und Muth, es zu vollbringen, und eine Thorheit scheint ihrs, nach Unmöglichem zu streben, indeß Antigone mit klarem Blicke dem Tod ins Auge schaut.

Drum lasse mich und meines Sinnes Unverstand

(ruft sie am Schlusse dieser Eingangsscene der um sie zagenden Schwester zu)

Dieß herbe Loos erdulden. Nichts erduld' ich doch
So schweres, daß mir nicht verblieb' ein schöner Tod.

Nach dieser Einleitung, welche uns die künftige Stellung der Antigone zu dem Gebote des Kreon zeigt, erscheint der Chor, bestehend aus angesehenen bejahrten Thebanern, den Aeltesten der Stadt, welche herbeschieden sind von Kreon, damit er ihnen seinen Willen eröffne. Der Chor tritt auf mit einem herrlichen Sieges- und Jubellied über die Rettung der Vaterstadt, gegen dessen Ende Kreon selbst erscheint, um das, was er den übrigen Bürgern bereits gebieten ließ, den angesehensten Männern in eigner Person kund zu thun. Kreon ist kein Bösewicht, aber er ist verblendet von seiner Herrschermacht. Wir dürfen die Worte, in welchen er hier dem Chor seine Regierungsgrundsätze darlegt, und als deren unmittelbare Folgerung er jenes sein Gebot betrachtet wissen will, nicht für Verstellung achten. Kreon ist ein reiner Staatsmensch, der

dem Nützlichkeitsprinzipe huldigt und nicht daran denkt, daß es auch Gebote der Moral und der Religion gibt, die nach andern als blos menschlichen Maximen abgemessen werden müssen. Nicht, sagt er, achte er den, dem Freunde mehr werth seyen, als das eigne Vaterland, das allein uns Schutz und Sicherheit gewähre. Demgemäß gehe auch jetzt sein Wille dahin, daß Polynikes, der als Feind gegen seine Vaterstadt gezogen, nicht bestattet, sondern nackt den Vögeln und Hunden vorgeworfen werde, obgleich er sein Verwandter sey.

Doch alsbald, nachdem er noch einige Worte mit dem Chore, der sich zum Gehorsam bereit zeigt, gewechselt hat, erscheint einer der Wächter, welche zur Sicherung des Leichnams von Kreon aufgestellt worden sind, und erzählt nach langem, für schlimme Boten charakteristischem Zögern, daß der Leichnam mit Staub bedeckt gefunden worden sei, daß aber jeder Mitwächter aufs heiligste betheure, ja selbst in einem Gottesurtheile zu beweisen bereit sei, daß er nicht der Thäter wäre. Ihn aber hätte das Loos getroffen, diese schlimme Nachricht zu überbringen. — Der Chor vermuthet die Einwirkung eines Gottes, worüber Kreon, als über die Thorheit eines alterschwachen Greises, entrüstet wird. „Wann sahst du Frevler von den Göttern je geehrt?“ Vielmehr hätten unzufriedne Bürger die Wächter bestochen, und diese selbst den Todten bestattet, was sie aber mit ihrem Haupte büßen sollten, woferne sie den Thäter nicht auslieferten.

Nach dieser Scene entfernen sich Beide zu verschiedenen Seiten, und der Chor, erstaunt über das kühne Wagniß, auf den Leichnam, trotz dem strengen Verbot, mitten zwischen Wächtern Sand zu streuen, nimmt davon Veranlassung über die Kühnheit des Menschengeistes überhaupt Betrachtungen anzu-

stellen. Denn der Chor knüpft immer das Einzelne an etwas Allgemeines, Höheres an und gibt dadurch jenem eine tiefere Bedeutung und Begründung.

Plötzlich aber sieht er die Antigone hereingeführt von dem vorhin abgetretenen Wächter, und ahnt das Geschehene, und der Bote wiederkehrend erzählt dem gleichfalls zurückkommenden Kreon den ganzen Hergang, wie sie entdeckt worden sei, mit umständlichen Worten. Die Wächter hätten nämlich den Leichnam wieder völlig vom Staube rein gemacht und ihn unmittelbar den Strahlen der Sonne ausgestellt, sich aber in die Ferne gesetzt. Da sei Antigone klagend erschienen, und habe neuen Staub aufgestreut, und sei so auf frischer That ergriffen worden. Es ist herrlich, wie hier der Dichter Antigone dem Kreon gegenüber gezeichnet hat. Während der Erzählung des Boten blickt sie betroffen zur Erde; denn schwer muß es dem Mädchen auf dem Herzen lasten, sich vor so vielen Menschen wie eine Verbrecherin anklagen zu hören für eine That, die Pflicht und Schwesterliebe ihr geboten hat. Als nun aber Kreon sie hart anredet:

> Du, die zur Erde neigt das Haupt, ich frage dich:
> Bekennest oder läugnest die Missethat?

spricht sie ohne Entschuldigung die einfachen Worte, die ihr das Gefühl der gerechten Sache eingibt, fest und offen:

> Ich that es, frei bekenn' ichs und verläugne nichts.

Und als Kreon voll Unwillen fragt, wie sie es habe wagen können, wider sein Verbot zu handeln, spricht sie die bedeutsamen Worte:

> Es war ja Zeus nicht, der es mir verkünden ließ,
> Nicht Dike wars, die bei den Göttern unten wohnt,
> Die solche Satzung aufgestellt den Sterblichen.

Auch nie so mächtig achtet' ich, was du befahlst,
Um über ungeschriebnes, festes, göttliches
Gesetz hinauszuschreiten, eine Sterbliche.
Denn heute nicht und gestern, nein, in aller Zeit
Lebt dieses, keinem wurde kund, seit wann es ist u. s. w.

und begnügt sich, rücksichtslos die Sprache der Wahrheit zu reden, ohne Reue, ohne Bitten, ihrem wahrscheinlichen Schicksale ins Auge schauend.

Mit rothgeweintem Angesicht erscheint nun Ismene, und es ist rührend, wie dieses liebenswürdige, weiche Wesen wieder gut machen will, was sie vorhin am Bruder und an der Schwester aus Verzagtheit verschuldete. Sie, die den fernen Tod gefürchtet hat, will sich freiwillig dem nahen überliefern. Sie kann ja nicht ohne die Schwester leben; in ihr fand sie bisher allein noch Halt und Stütze, nun sieht sie ihr eigen Selbst in der Schwester vernichtet, und darum erdichtet sie Theilnahme an der That, die jedoch Antigone abweist. Sie solle zurückkehren zum Leben, denn sie lebe noch, während ihre eigne Seele schon längst gestorben gewesen. Solch einen Wettkampf kann freilich Kreon, der nüchterne Staatsmann, nicht begreifen:

Von diesen Mädchen (meint er) ward die eine jetzt
Sinnlos, die andre war es schon seit Anbeginn.

Denn dem bloßen Verstande erscheint jeder Enthusiasmus als Sinnlosigkeit.

Am Schlusse dieser Scene erfahren wir noch, daß Antigone die Braut von Kreons Sohne Hämon ist, und werden dadurch vorbereitet auf die folgende Scene zwischen Vater und Sohn. Die beiden Mädchen werden in den Palast abgeführt, und der Chor, tief erschüttert von dem abermaligen Schlag, der die letzten Sprößlinge des Königshauses getroffen,

wendet sich zu einer allgemeinen Betrachtung menschlichen Unglücks in einem düstren, doch in vielfacher Beziehung wahren Gesange.

Sehr interessant ist die nun folgende Scene zwischen dem Vater und seinem Sohne Hämon. Der Vater fragt ihn mit kurzen Worten, wie er von seinem Befehle denke, und als er anfangs etwas zurückhaltend sich zu fügen scheint, um des Vaters Motive zu erlauschen und dessen Vertrauen zu gewinnen, so lobt ihn dieser, fordert ihn auf bei seinem Sinne zu beharren: eine kalte Umarmung böte ja ein schnödes Weib. Männer dürften sich von keines Weibes Uebermacht bändigen lassen, und

> Wen die Stadt erhoben (meint er), dem gehorche man
> Im Kleinen und Gerechten und im Gegentheil.

Dagegen gibt ihm nun Hämon warnend zu verstehen, es sei nicht gut, wenn Einer seine Ansicht allein für weise achte. Vor dem Könige verstummten die Bürger, aber er, dem Volke näher gestellt, höre die Stimme der öffentlichen Meinung. Die ganze Stadt erhebe die Jungfrau, er solle nachgeben und nicht eine That vollbringen, welche nur der Zorn ihm anzudrohen geboten habe. Allzugroße Starrheit pflege Verderben zu bringen. Aber durch diese Rede des Sohnes wird Kreon nur mehr erbittert. Der Knabe wolle dem Vater Lehren geben? die Stadt solle ihm sagen, was er zu ordnen habe? Er sieht im Sohne nur den Weiberdiener; und allerdings hat ihm Liebe die Zunge beredt gemacht, so wenig er deren selbst Erwähnung gethan hat, wohlwissend, daß vor dem Vater nicht diese Zaubersprache des Gemüthes gilt, sondern nur die kalte Rede über Nützlichkeit und Schaden. Auf diesem Wege allein wenn irgend, wußte Hämon, wäre etwas bei Kreon auszu-

richten, und auch so hat er den reizbaren Mann, troz aller Vorsicht, nur erbittert. Nun hält er sich auch nicht mehr in den frühern Schranken. In raschem Schlage treibt Rede die Gegenrede.

Zulezt geht Hämon ab, entschlossen den Tod seiner Geliebten nicht zu überleben, und zeigt dadurch, wie er sie geliebt, besser, als wenn er, wie vielleicht ein moderner Dichter es hätte geschähen lassen, dem Vater zu Füssen gefallen wäre und ihn bei aller Heiligkeit der Liebesgötter beschworen hätte. Was konnte er auch besseres thun, als sterben, wenn die Herrlichste ihres Geschlechtes in den Tod vorausging, die sein war? sie, erst die liebende Tochter und Führerin ihres blinden Vaters in unbekannter Fremde, nun die zärtliche Schwester, die ihr Lebensglück in die Schanze schlug aus Schwesterliebe, ohne dabei der täuschenden Stimme sinnlicher Liebe zu lauschen, die ihr hätte zuflüstern können, sie sollte ihr Leben um ihres Geliebten willen nicht in Gefahr begeben, sondern weder rechts noch links blickend nach des Gewissens Mahnung allein ihrer Pflicht nachgieng. Sollte er sie überleben, die große Seele, die sein gewesen? Und wie sollte er fortleben mit dem harten Vater? wie Beruhigung finden, wenn er nicht durch weise Führung der Götter die Kranke, sondern durch schnöden Menschenbefehl die blühende Jungfrau dahingerafft sah?

Der Chor ahnt das auch; Jeder hatte es geahnt, nur nicht der befangene, auf sein Königthum stolze, gereizte Kreon, der dem Sohne zum Troz sie fortzuführen gebietet in eine einsame Felsenkluft mit etwas Lebensmitteln versehen, und spottend hinzufügt:

Wohl mag von Hades, welchen Gott allein sie ehrt,
Sie dort Erlösung sich erflehn aus Todesnoth;

Vielleicht erkennt sie endlich auch, daß unbelohnt
Sich mühe, wer verehret, was im Hades ist.

Nach kurzem Gesang über die allbezwingende Macht des Eros sieht der Chor die Antigone hereingeführt zum Todesgang, und kann, trotz seines gehorsamen Sinnes, sich der Thränen nicht erwehren; und es beginnt nun ein tief ergreifender Wechselgesang zwischen ihm und der Antigone. Dieser steht auf einmal das Leben mit seinen Reizen, mit seiner vergebens gehofften schönen Zukunft vor Augen und sagt ihr ein wehmüthiges Lebewohl, und sie umarmt es noch einmal mit dem sehnsüchtigen Kusse der Liebe, mit dem eine Freundin am Munde ihrer auf ewig scheidenden Gespielin hängt. Die jugendliche Königstochter, die blühende Braut des Königssohnes steht ja zum letzten Male in der Mitte der Bürger ihrer Vaterstadt, vor ihrem Vaterhause, im Lichte des blauen Sonnenhimmels, und die nächsten Minuten sollen die Lebende in eine Todtenkammer führen. Wird ja schon der Held bewegt, wenn er im Getümmel der Schlacht einen leichten, schnellen Tod sucht, wie vielmehr die bräutliche Jungfrau, die mitten unter den Ihrigen einem qualvollen, langsamen Ende zugeführt werden soll.

Am Ende dieses Wechselgesanges tritt Kreon auf und befielt sie fortzuführen, und nachdem sie noch einmal Alles in ruhiger Rede zusammengefaßt hat, was ihr auf der Seele lastet, wird sie klagend auf Kreons Drängen fortgeführt, während der Chor ihr mehrere Beispiele von Menschen, die ähnliches Schicksal erduldeten, in die Erinnerung ruft.

Geschehen ist die schreckenvolle That, doch bald erscheint auch die Strafe, erst langsam aus der Ferne drohend, dann

Schlag auf Schlag, bis der trotzige Mann sich umwandelt in einen schwachen, des Daseins müden Menschen, und der erbarmungslose Gebieter an seines Thrones Stufen steht, selbst ein Gegenstand des Mitleids.

Hereingeführt an der Hand eines Dieners wird der greise blinde Tiresias, der hochgeachtete Seher, der in so manchen Nöthen der Stadt und dem Kreon selbst schon gerathen hat. Keines seiner Opfer wollte ihm gelingen, alle Zeichen der Götter deuteten auf nahes schweres Unglück. Darum räth er dem Kreon wohlmeinend, den Frevel zu entfernen, und den Todten zu bestatten. Doch was sieht Kreon in dem Diener der Religion? einen mit Geld bestochenen Priester, und spricht das entsetzliche Wort aus:

Ja wollten auch Zeus Adler ihn (den Leichnam) zum Mahle sich
Wegraffend tragen an den Thron des Gottes selbst:
Auch dann ....
Verwehr ich, daß man ihn begräbt: wohl weiß ich, daß
Der Menschen keiner einen Gott beflecken mag.

und zwingt durch beißende Wechselreden den Greis, endlich mit klaren Worten ihm den sicher eintreffenden Schicksalsspruch von dem Untergang seines eignen Hauses zu verkündigen.

Nun trifft ihn plötzlich, vom Chore gemahnt, die Wahrheit des furchtbaren Ausspruchs; denn nie noch hat der Greis gelogen. Mit widerstrebendem Herzen gibt er nach, gibt Auftrag, schnell die Ueberreste des Leichnams zu bestatten, und geht selbst ab, das Mädchen zu befreien. Zu spät. Ein Bote verkündet in Gegenwart von Eurydice, der Gemahlin Kreons, den Tod der Antigone und des Hämon, der sich beim Eintritt des Vaters ins Grabgemach vor dessen Augen mit dem Schwerte durchbohrt, und die entseelte Hülle der Braut, die mit ihrem Schleier den Hals sich zugeschnürt

in den Armen haltend, an ihrer Seite das Leben ausgehaucht habe. Sprachlos tritt Eurydice ab. Und kaum erscheint Kreon weheklagend und zerknirscht mit beiden Leichnamen, so meldet ein Diener aus dem Palast den Tod der Eurydice, und im Hintergrunde sieht man innerhalb der geöffneten Flügelthüren die Entseelte liegen. Auch diesen Tod muß er sehen, der sich als die Ursache all dieses Unglücks anklagt, und fruchtlos das Ende sich wünschend vom Chor auf das ihm verhaßte Leben zurückgewiesen wird. So bleibt er übrig, der Herrscher von Theben, dreifachen Tod vor Augen, dreifachen Fluch im Herzen, und muß regieren und leben, bis daß ihn einst das Schicksal von hinnen rufen wird. An seine Diener sich wendend spricht er zum Schlusse:

Nunmehr führt mich weg, den unnützen Mann,
Der dich, Trauter, nicht mit Vorsatz erschlug,
Noch dich, Gattin! Weh! ich weiß nicht, wohin
Ich schaun soll, auf wen. Alles versank vor mir,
Splittert in Trümmet hin! Herabstürmend traf
Mit qualvollem Schlag das Unglück mein Haupt.

So geht er ab, und mahnend wendet sich der Chor an die Zuhörer mit der weisen, aus dem ganzen Stücke gezogenen Lehre:

Viel köstlicher ist als Glückesgenuß
Der bedächtige Sinn; stets hege darum
Vor dem Göttlichen Scheu! Der Vermessene büßt
Das vermessene Wort mit schwerem Gericht;
Dann lernet er wohl
Noch weise zu werden im Alter.

Dieß ist der Verlauf des Stückes, das als ein Muster der antiken Tragödie schon bei den Alten gegolten hat, und seinen hohen Werth durch alle Zeiten behaupten wird. Sie sehen, der Stoff ist einfach, die Composition ohne große

Verwicklung, die Charaktere genau gezeichnet und einander entgegengesetzt, ohne daß der Gegensatz der schroffe und schülerhafte von Tugend und Laster wäre. Kreon fällt durch seine Leidenschaft, durch seinen verblendeten Herrschertrotz, aber nicht durch Schlechtigkeit; darum ergreift uns sein Fall, obwohl wir im Verlauf der Tragödie ihm abhold waren; Antigone aber, das Heldenmädchen, fällt durch den eigenthümlichen Conflikt zweier Gesetze, eines göttlichen und menschlichen, einen Conflikt, in welchen die Menschen zu allen Zeiten gerathen sind, so oft die Herrschenden ihren eignen Willen höher setzten als den Willen Gottes, die Willkühr höher als das Sittengesetz. Und das ist eben das Große an unsrer Tragödie, daß sie von einer weltgeschichtlichen, alle denkenden Köpfe beschäftigenden Idee getragen wird, und der Dichter diesen Conflikt auf eine höchst befriedigende Weise gelöst hat. Antigone, die dem göttlichen Gesetze huldigt, muß untergehen; denn der menschlichen Willkühr ist die Macht zugesellt, aber untergehen mit der Aussicht auf eine schöne Zukunft in der ausgleichenden andern Welt, die ihr mehr werth ist als die leidenvolle dießseitige; die menschliche Willkühr aber genießt ihren Triumph nicht, sondern wird von den Folgen ihrer eignen That, den Rachegeistern des verschmähten höhern Gebotes, gewaltsam zu dem Bewußtsein gezogen, daß eben doch alle die prahlende menschliche Herrlichkeit an sich ein eitles Nichts ist. Ist's denn anders auf dem weiten Theater der ganzen Weltgeschichte? Wo sich Willkühr auflehnt gegen die ewigen, in der Menschennatur selbst begründeten Rechte und Pflichten, da zerstört sie das Edle und Schöne, aber sie geht unter durch ihr eignes Werk, indeß jenes von ewiger, allgemeiner Dauer in andern Formen herrlicher geworden durch

seinen eignen scheinbaren Untergang fortlebt. Diese Idee also ist die Einheit und der Mittelpunkt unsrer Tragödie, auf welchen alle einzelnen Theile derselben bezogen werden müssen.

In diesen Theilen selbst aber ist kein zu viel, noch zu wenig, kein Zufall, sondern Maaß, Ordnung und Nothwendigkeit. Der Entschluß der Antigone und die Bedenken der Ismene, das Gebot des Kreon mit seinen Motiven, der Bericht des Boten von der geschehenen That, die Entdeckung der Thäterin, ihre Rechtfertigung und Verurtheilung, die warnende Stimme des Hämon, die Weissagung des Thiresias folgen sich mit so entschiedener Natürlichkeit, daß Niemand einen andern Zusammenhang der Dinge erwarten würde. Auch daß Kreon nach langem Widerstreben endlich nachzugeben bereit ist, hat der Dichter mit Weisheit und Ueberlegung angeordnet, damit sein folgendes Unglück ein versöhnendes Mitleidsgefühl erwecke, wie die Reue des sterbenden Sünders. Würde Kreon bei seinem Starrsinn beharrend vom nachherigen Leiden überwältigt worden sein, so würde dieses in den Zuschauern das Gefühl der Schadenfreude, also eine unsittliche Stimmung, erwecken, während es doch Zweck der Tragödie bei den Alten war, die Gefühle zu läutern und zu veredeln. Des reuigen Sünders Untergang ist so nothwendig, wie der des verstockten, aber jener ist tragisch, dieser nicht. Nur der schnelle Tod der Eurydice möchte etwas Befremdendes für uns haben. Wir begreifen zwar den gewaltigen Schmerz einer Mutter, welche plötzlich den Tod ihres geliebten Sohnes vernimmt, aber daß sich dieser Jammer sogleich zum Selbstmord verkehren sollte, scheint uns doch etwas unbegreiflicher zu seyn. Zur Rechtfertigung des Dichters ließe sich jedoch Folgendes bemerken: Erstens war dieser gewaltsame Tod der Eurydice dem Dichter

von der Sage gegeben, und er hatte also ein Recht denselben zu benützen; zweitens hatte die Mutter erst wenige Tage vorher ihren jüngern Sohn Menökeus gleichfalls durch gewaltsamen Tod verloren, und es ist daher wohl erklärlich, daß sie diesen andern Sturm nicht überleben konnte. Jener frühere Todesfall wird zwar in unsrem Stücke nicht selbst erwähnt, doch angedeutet dadurch, daß sie zum Boten sagt, sie sei im Leiden nicht ungeübt.

So hätte ich Ihnen denn des Sophokles Antigone dem Gang und der Idee nach vorgeführt, und einzelne Hauptstellen daraus mitgetheilt nach der meisterhaft gearbeiteten Uebersetzung des Sophokles von Donner, die alle früheren weit hinter sich läßt und alles das leistet, was man von einer Uebersetzung erwarten kann.

Es würde mir eine große Befriedigung gewähren, wenn meine Darstellung Ihre Theilnahme für dieses Stück gewonnen hätte, das vor allen antiken Produkten der tragischen Muse verdient hat, die Aufmerksamkeit eines Königes zu erregen und unter Mitwirkung eines großen Componisten durch einen berühmten Dichter den Augen des gebildetsten Theaterpublicums vorgeführt zu werden.

VI.

Erinnerungen an Kupetzky.

Von

Dr. M. M. Mayer.

Es sey mir erlaubt mit wenigen, schmucklosen Worten an einen Mann zu erinnern, den einst Kaiser und Könige, Fürsten, Grafen und Barone seiner Kunst wegen schätzten, dessen Werke heute noch die Bewunderung der Kenner erregen, und Zierden der Gallerien sind, der gerade vor 100 Jahren in unsern Mauern starb, dessen Grab ich aber jetzt nur mit Mühe noch auffinden konnte. Dies ist Johann Kupetzky.

Johann Kupetzky wurde im Jahre 1667 zu Pösing in der Preßburger Gespannschaft in Niederungarn, wohin seine Aeltern, weil sie sich zur Sekte der Böhmischen Brüder bekannten, aus Böhmen gezogen waren, geboren. Sein Vater wollte ihn zu einem Weber in die Lehre geben, da aber dieses Handwerk des Knaben reger Geist unausstehlich fand, so lief er in einem Alter von 15 Jahren seinem Lehrmeister davon. Als er, ungewiß was er anfangen sollte, bettelnd umherzog, kam er auf das Schloß des Ungarischen Grafen Czobar, welches gerade von Klaus, einem Maler aus Luzern, ausgebessert wurde; Kupetzky sah dem Maler zu, nahm endlich eine

Kohle und zeichnete einige Verzierungen an der Mauer so gut nach, daß der Graf und der Maler darüber erstaunten. Als ihn der Graf fragte, wer sein Lehrmeister gewesen sey, sagte er: ich bin es selbst, worauf der Graf, der das schlummernde Talent sogleich erkannte, ihn dem Maler Klaus in die Lehre gab, und 100 Thaler Lehrgeld zahlte. Drei Jahre lernte er bei Klaus in Wien, arbeitete unermüdet, und studirte besonders die Gemälde Karl Loth's. Nach überstandener Lehrzeit ging er nach Italien, wo es ihm anfangs, bis Füeßli sich seiner annahm, sehr kümmerlich ging. Bald aber fand sein Talent Anerkennung. Mehrere Fürsten, deren Bildnisse er gemalt hatte, wollten ihn in ihren Dienst nehmen, was er aber jedesmal ausschlug, obschon ihm die annehmbarsten Bedingungen gemacht wurden. Nach einem 22 jährigen Aufenthalte in Italien, kehrte er endlich nach Wien zurück, und heirathete, aus Dankbarkeit gegen seinen verstorbenen Lehrmeister Klaus, dessen, in kümmerlichen Umständen lebende, Tochter, Susanna, was ihn aber lebenslang reute. In Wien erwarb er sich durch seine Gemälde bald solchen Ruhm, daß er alle anderen Maler verdunkelte und von dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen und allen Fürsten und Vornehmen hochgeschätzt wurde. Im Jahre 1716 wurde er zu Peter dem Großen nach Karlsbad gerufen, um ihn zu malen. Anfangs fürchtete er sich vor demselben, gestand aber nachher, daß er nie gegen einen Fürsten größere Hochachtung gefühlt habe. Peter der Große wollte ihn in seine Dienste nehmen, was er aber, weil er seine Freiheit über Alles liebte, ausschlug. Ein Gleiches that er als Kaiser Karl VI. ihn zu seinem Hofmaler machen wollte, worüber der Kaiser so aufgebracht wurde, daß er sagte: Kupetzky ist ein geschickter Maler, aber in seiner Aufführung ein Narr!

Der Neid der Maler und die Furcht, wegen seines Glaubens verfolgt zu werden, bewogen ihn endlich Wien zu verlassen, und sich nach Nürnberg zu seinem alten Freunde, dem geschickten Landschaftmaler, Georg Blendinger, den er in Italien kennen gelernt hatte, zu begeben, der ihn mit Freude aufnahm. Kaum war es bekannt geworden, daß Kupetzky sich in Nürnberg aufhalte, als er von dem Churfürsten zu Mainz, dem Herzog von Gotha, dem Markgrafen von Ansbach, dem Bischoffe zu Würzburg und anderen Fürsten ersucht wurde, zu ihnen zu kommen und sie zu malen. Kupetzky ließ sich aber nicht bewegen zu ihnen zu kommen, weshalb diese Fürsten nach Nürnberg reisten, um von ihm gemalt zu werden. Viele Fürsten wollten ihn auch in ihre Dienste nehmen, so z. B. der König von England, die Königin von Dänemark, allen aber schlug er es ab, er wollte frei und ungebunden seyn. Kupetzky wohnte im Anfange seines Hierseyns in einem Ebner'schen Hause am Bauersberg, dann in dem sogenannten Hertelshofe, in welchem auch sein Freund Blendinger wohnte. So angenehm Kupetzky auch in Nürnberg lebte, so hochgeehrt er auch wegen seiner Kunst war, so hart traf ihn auch das Unglück; gerne hätte er alle Ehre und allen Ruhm entbehrt, wäre sein Liebling, seine einzige Hoffnung, ihm nicht durch den Tod entrissen worden. Am 6. November des Jahres 1733 starb nämlich sein Sohn, Christoph Johann Friedrich, in dem Blüthenalter von 17 Jahren und 2 Wochen an den Blattern. Er hatte in der Lateinischen und Griechischen Sprache, so wie in der Musik schon treffliche Fortschritte gemacht, zeichnete und malte so, daß man sich in ihm den zweiten Kupetzky versprach. Der Vater war untröstlich, er wurde fast wahnsinnig, so daß er den Sohn gar nicht begraben lassen wollte. Dieser schwere

Verlust und andere häusliche Widerwärtigkeiten verursachten, daß das Podagra, womit er häufig geplagt war, in den Leib trat und er an der gesulzten Wassersucht, unter großen Schmerzen, am 17. Juli des Jahres 1740, in dem 73. Jahre seines Alters, seinen Geist aufgab. Am 20. Juli wurde sein Leichnam in der Frühe, ohne Gesang, ohne Glockengeläute, ohne priesterlichen Segen, und ohne daß sein Name an die Leichentafel geschrieben wurde, weil er ein Böhmischer Bruder war, auf dem St. Johanniskirchhofe in das Grab E. 320. zu seines Sohnes Leiche gelegt.

Sein musterhafter Wandel, seine Demuth, sein Eifer den Armen wohlzuthun, Eigenschaften, wodurch sich von jeher die Böhmischen Brüder ausgezeichnet hatten, machten ihn als Menschen Allen die ihn kannten, lieb und werth. Der beste Beweis seines edlen Charakters ist unstreitig sein Testament, welches aber durch die Bemühungen seiner Frau, der es aber auch wenig Segen brachte, widerrufen und aufgehoben wurde. Außer verschiedenen kleinen Summen, die in die öffentlichen Armenhäuser der Stadt vertheilt werden sollten, vermachte er den Armen 600 Gulden, welche von dem damaligen Prediger bei St. Egydien, Dr. Pfizer, nach dessen Gutdünken vertheilt werden sollten. Ein Gemälde, wozu ihm ein Traumgesicht, das er von seinem Sohne hatte, den Stoff gab, legirte er auf das Rathhaus mit der ausdrücklichen Bedingung, daß es nur zum Besten der Nürnberger Armen verkauft werden dürfe. Ueber sein ganzes Vermögen verfügte er also, daß das Kapital, wenn es durch den Verkauf seiner Gemälde vermehrt worden sey, angelegt und als ein Fideicommiß behandelt werden sollte, so daß seine Wittwe die Interessen von 6000 Gulden lebenslang beziehen, die Zinsen von dem Ueberreste aber,

und, nach Absterben seiner Frau, von dem ganzen Kapital, theils seinen Geschwistern oder deren Nachkommen, theils den Salzburgischen Emigranten und anderen Hülfsbedürftigen, wobei er auch die beiden Armenschulen nicht vergaß, zufließen sollten.

Von den Gemälden, welche Kupetzky hinterlassen hatte, kaufte der Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, Karl Wilhelm Friedrich, allein 29 Stücke für 16,000 Gulden.

Was Kupezky's Kunst betrifft, so sind alle Kenner darinnen überein, daß er seinen Werken durch Wahrheit und Natur ein Leben zu geben wußte, wie es nur Wenigen gelang. Er war unstreitig einer der größten Portraitmaler Deutschlands. Seine Köpfe hatten die Stärke von Rubens, das Zarte und Geistige von van Dyk und den Schatten und die Zauberei von Rembrand. Bei seinen Portraiten sah er vorzüglich auf schöne Darstellung der Köpfe und Hände, weniger auf die Draperie. Einer seiner besten Schüler war Gabriel Müller, der seinen Meister so treu nachahmte, daß man ihn auch Kupetzky-Müller nannte.

Von den vielen Anekdoten, welche noch von Kupetzky bei uns in Nürnberg erzählt werden, will ich nur eine anführen: Als einst ein vornehmer Herr sich von Kupetzky hatte malen lassen, und weil er den Preis 100 Dukaten, den der Künstler verlangte, zu hoch fand, das Gemälde tadelte und sagte, es sey ihm nicht ähnlich, nahm Kupetzky das Bildniß zurück, und verlangte blos eine bestimmte, schriftliche Erklärung, daß es nicht ähnlich sey, und deßhalb nicht angenommen wurde. Als Kupetzky die verlangte Erklärung erhalten hatte, malte er auf den Kopf des Portraits eine Schellenkappe, ließ so etwas wie Eselsohren darunter hervorschauen, und stellte es so auf dem Trödelmarkte zum Verkaufe aus. Jung und Alt erkannte

sogleich, auch unter der Schellenkappe, den nicht getroffen seyn wollenden Herrn, und es blieb nichts übrig, als das Gemälde um einen weit höhern Preis zu kaufen, als früher der Künstler verlangt hatte.

Soviel zur Erinnerung an Kupetzky. Möchte es dazu dienen, sein Grab, das bis jetzt nicht bekannt war, und das ich zuerst wieder aufgefunden habe, in etwas von den andern Gräbern ausgezeichnet zu sehen, da es ihm jetzt vielleicht verziehen werden kann, sich zur Sekte der Böhmischen Brüder, der er durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung angehörte, bekannt zu haben.

VII.

Ophelia.

Von

Dr. W. B. Mönnich.

Selbst Tugend nicht entgeht Verläumdertücken,
Es nagt der Wurm des Frühlings Kinder an
Zu oft, noch eh' die Knospe sich erschließt ....

Diese Worte der Warnung, welche der junge Laertes spricht, auf daß seine Schwester Ophelia in ihrem Benehmen gegen Hamlet die äußerste Vorsicht und Behutsamkeit beobachten möge, müssen wir leider prophetische nennen. Denn nicht leicht möchte es ein anmuthigeres Kind dichterischer Phantasie geben, welches von der überfeinen Kritik ärger mißhandelt worden wäre, als dieß der holden, unglücklichen Ophelia begegnet ist. Und wer sind diejenigen, welche die Thauperlen von der halbgeöffneten Rose mit so roher Faust gewischt haben, daß sie entblättert, in den Staub getreten vor uns liegt? Deutsche sind es, Poeten, Kritiker, deren Namen man nur mit Anerkennung, wo nicht mit blinder Verehrung zu nennen gewohnt ist, — Göthe und Ludwig Tieck. Jener macht ein lüsternes Ding aus ihr, dessen Phantasie angesteckt gewesen sey, und deren Liebesunglück darin bestanden habe, daß ihre liebevollen Begierden, von denen sie für Hamlet glüht,

aller Aussicht auf Befriedigung beraubt werden. — Dieser behauptet sogar, des Laertes Warnungen seyen zu spät gekommen, Ophelia habe dem Hamlet Alles gewährt gehabt, was ein Mädchen dem Manne nur gewähren kann. Darum behandle sie Hamlet auch stets verächtlich, und die lüsternen Lieder, welche sie im Wahnsinn singe, verriethen deutlich genug, welche Vorstellungen und Begierden sie innerlich beschäftigt hätten, so lange sie noch bei Vernunft gewesen. — Es wäre nicht zu glauben, daß es möglich wäre, eine solche Vorstellung von Ophelien zu fassen, wenn es nicht geschehen, und bereits von sogenannten denkenden Schauspielern für die Darstellung benützt worden wäre. — Fragen wir aber nach, welche Gründe denn jene litterarischen Choragen anführen, um ihre arge Meinung zu unterstützen; so bleiben sie uns eine genügende Antwort schuldig. Denn wenn Tieck einen Accent darauf legt, daß nur so Sinn und Haltung und Zusammenhang in den wirklichen Wahnsinn Opheliens und in manche Aeußerungen des gemachten Wahnsinns des Hamlet zu bringen sey; so kann es — mit aller sonstigen Achtung vor Tieck sey es gesagt — wohl kein tolleres Motiv geben, als dieses. Wir wissen wohl, daß es überfromme Irrenärzte giebt, welche jeden Wahnsinn aus moralischer Depravation ableiten; aber daß der Aesthetiker solchen, überdieß keineswegs unbestrittenen, irrenärztlichen Grundsätzen zu folgen habe, ist bisher nicht bekannt geworden. Statt Opheliens Charakter daher aus ihren wahnsinnigen Reden zu construiren, wollen wir lieber sehen, was Shakspeare wirklich über ihr Verhältniß zu Hamlet angedeutet hat.

Zu allererst erfahren wir von Opheliens Liebe zu Hamlet in der Abschiedsscene etwas, in welcher Laertes ihr Vorsicht,

möglichste Zurückhaltung gegen Hamlets Bewerbungen anräth. Dieß geschieht aber in Ausdrücken, welche auch nicht zu der leisesten Vermuthung berechtigen, es sei ihm irgend etwas Unziemliches bekannt geworden. Laertes wagt nicht zu behaupten, daß Hamlets Bewerbungen nur ein leichtfertiges Hofmachen, Spiel des Blutes, nur Duft und Labsal des Augenblicks und weiter nichts seyen, sondern, Ophelia solle es nur dafür nehmen, nur dafür halten. Vielmehr gibt er sogar zu, daß Hamlet Ophelien wirklich liebe, daß kein Arg' und kein Betrug bis jetzt die Tugend seines Willens beflecke; aber befürchten solle sie, daß ihm bei seinem Rang sein Wille nicht gehöre, daß er nicht, wie geringe Leute, für sich auslesen könne; daß sie seinen Liebesversicherungen also nur so weit glauben möge, als Dänemarks gesammte Stimme geht. Sie solle daher nicht zu gläubig seinem Liede lauschen, ihm nicht weiter entgegen kommen, als sich mit Ehre und Keuschheit verträgt. — Was aber entgegnet Ophelia auf diese Rathschläge, welche in ihren letzten Worten allerdings zu weit gehen, dem weiblichen Ehr= und Zartgefühl zu nahe treten? Sie nimmt sie im Bewußtseyn ihrer Reinheit dankbar, und in durchaus würdiger Weise an, indem sie sagt: Ich will den Sinn so guter Lehre bewahren als Wächter meiner Brust, d. h.: Ich verkenne die Absicht deiner Worte nicht, obgleich ich nicht verdient habe, daß sie im Tone einer Zurechtweisung, und als ob ich ihrem Sinn gemäß nicht ohnedieß gehandelt hätte oder handeln würde, ausgesprochen worden sind; und darum will ich ihrer eingedenk seyn. Daß sich Ophelia gleichwohl durch des Laertes Worte, welche Mißtrauen in ihr weibliches Ehrgefühl verrathen, verletzt fühlt, ist natürlich und ganz in der Ordnung; und es darf uns daher gar nicht befremden, daß

sie ihm die Warnung zurück giebt. (Wozu sie freilich, wie wir aus des alten Polonius Anstalten, den Herren Sohn in Paris heimlich beobachten zu lassen, abnehmen können, doppelt berechtigt war.) Wenn Tieck nicht begreifen kann, wie ein unschuldiges Mädchen dabei der Worte sich bedienen konnte:

Derweil als frecher, lockrer Wollüstling
Er selbst den Blumenpfad der Lust betritt.

so begreifen wir nicht, wie man von einem erwachsenen Mädchen, das noch dazu, wie Ophelia, am Hofe lebt und wenn von sonst Niemandem, gewiß von ihrem geschwätzigen Vater oft genug über das ausschweifende Leben junger Männer ganze Kapucinaden vernommen hat, in dem Sinne völlige Unschuld verlangen könne, daß sie von all' diesen Dingen gar nichts wissen solle. Von solcher paradiesischen Unschuld kann und soll weder im Leben, noch in der dramatischen Poesie die Rede seyn, wohl aber von züchtigem Sinn und Charakter, welcher unsaubere Gedanken, Empfindungen und Strebungen von sich fern hält und niederkämpft. Eine solche sittliche, feste und reine Gesinnung besteht sehr wohl mit Ophelia's Antwort, in welcher sie ihrem Bruder sagt: Mein Herz ist nicht so unbewacht, wie du meinst, ich kenne die männlichen Leidenschaften und erkenne sie an dem, der, wie du, nicht frei davon ist. — Wahr bleibt inzwischen, daß die Ausdrücke: frecher, lockrer Wollüstling zu derb in dem Munde eines zarten Fräuleins sind. Aber diese Ausdrücke hat nicht Shakspeare, vielmehr hat sie Schlegel, der sonst so Vieles matt und überzart übersetzt hat, erst so derb gemacht. Like a puff'd and reckless libertine *) heißt: als stolzer und sorgloser Freigeist,

*) Libertine heißt freilich Wüstling, aber auch Freigeist.

was einzig und allein in den Zusammenhang der Stelle paßt, die also lautet:

Doch, liebster Bruder,
Laß mich nicht, wie unfromme Pred'ger thun,
Den steilen Dornenpfad zum Himmel seh'n,
Derweil als stolzer und sorgloser Freigeist
Du selbst den Blumenpfad der Lust betrittst
Und Deines eignen Raths vergiß't.

So weiset sie den zu verletzend gewordenen Warner mit Ruhe und Würde, aber auch mit Ernst in seine Schranken zurück; welcher denn auch das Gespräch mit einem eben so eilfertigen als leichtfertigen: „O fürchtet nichts! Zu lange weil' ich" — abbricht. Erst nachdem Polonius hinzugetreten, ihm Lebensregeln und seinen Segen gegeben hat, sagt er noch einmal: Leb' wohl, Ophelia, und gedenk an das, was ich dir sagte. Aber auch hier antwortet ihm Ophelia mit derselben ruhigen Würde und Sicherheit, die nur ein ungetrübtes Selbstgefühl einem jungen Mädchen geben kann:

Es ist in mein Gedächtniß fest verschlossen,
Und ihr sollt selbst dazu den Schlüssel haben.

Was heißt dieß anders, als: Ich werde ganz dem Sinne deiner gutgemeinten Lehre leben; nicht ein Wort soll an mich verschwendet seyn, ein jedes werde ich buchstäblich zu erfüllen wissen. — Mit derselben Offenheit des reinen Gewissens gesteht sie sodann ihrem neugierig forschenden Vater, daß Laertes wegen Hamlets mit ihr gesprochen habe. Und als Polonius mit einem Gepolter über sie herfällt, welches nur seinem Alter und seiner väterlichen Besorgniß, die für das geliebte Kind das Aergste fürchtet, zu gute gehalten werden kann; — wie einfach, klar und fest antwortet sie da wieder: Er hat seither Anträge mir gemacht von seiner Zuneigung

und — Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen in aller Ehr' und Sitte — Und hat sein Wort beglaubigt, lieber Herr, Beinah durch jeden heil'gen Schwur des Himmels. — Als nun aber der alte Herr, trotz dieser mit Zuversicht und Wahrheit gegebenen Erklärungen, in welcher sich die entschiedenste Gewißheit der Liebe, das festeste Vertrauen zu dem Geliebten ausspricht, ihr gebietet, den Umgang abzubrechen: so gelobt sie ohne Murren und Klage Gehorsam dem väterlichen Gebot; und was mehr ist, sie erfüllt sogleich, wenn auch mit gebrochenem Herzen und zu ihrem Unglück, was sie gelobt. Sie weiset fortan Besuche und Briefe Hamlets zurück. Könnte man dem schönen Kinde zürnen, so wäre es höchstens wegen dieses unbedingten Gehorsams, der beinahe den Verdacht zuläßt, den wohl auch Hamlet auf Augenblicke gefaßt haben mag: sie habe ihn nicht so ganz von Grund ihres Herzens geliebt, sondern sich seine Anträge bedeutendentheils nur gefallen lassen, um etwa die Gemahlin eines Königsohnes zu werden. Aber gegen diese Annahme spricht alles Folgende, was Zeugniß von ihrer wahren, innigen, unauslöschlichen Neigung zu Hamlet gibt; und so kann sie nur um so höhere Achtung, ihr Geschick aber nur um so größeres und reineres Mitleid einflößen. Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Betrachten wir vielmehr genau, was die nächste Scene, in welcher von Hamlets Liebe zu Ophelien die Rede ist, für Aufschlüsse gibt. — Es ist die Scene, in welcher Ophelia erschreckt Bericht erstattet über den letzten, stummen Besuch, welchen Hamlet ihr gemacht. Erwägen wir jedes Wort des Berichtes, so geht daraus zwar nicht gerade des Polonius Meinung, aber doch soviel hervor, daß Hamlet durch Opheliens Zurückweisung, welche ihn unvermuthet und in einer Zeit

trifft, da er der Aufregung, welche seine Unterredung mit dem Geist in ihm hervorgerufen, noch kaum Herr geworden seyn konnte, auf's tiefste ergriffen, in den Wurzeln seines Daseins verwundet, an den Abgrund der Verzweiflung gebracht worden. Was man auch von dem Charakter Hamlets denken mag: ein fein, tief und feurig empfindendes Gemüth wird man ihm nicht absprechen dürfen. Nun war er vom Tode des angebeteten Vaters schon hart genug betroffen worden; diesem war die Verheirathung seiner Mutter mit dem Oheim gefolgt, welche er als doppeltes und dreifaches Verbrechen haßt, da dieselbe erstens (nach den durch das ganze Stück herrschenden religiösen Vorstellungen) als eine blutschänderische, dann als eine persönliche, unverzeihliche Treulosigkeit, endlich als ein Raub erscheint, der an Hamlets Vorrecht, an seines Vaters Stelle gewählt zu werden, begangen worden. Wie sehr Hamlet schon hiedurch aufgebracht, erschüttert, an dem, was ihm theuer war, irre geworden sey, spricht sich in dem ersten Monolog aus, welcher die Audienzscene schließt:

O schmölze doch dieß allzu feste Fleisch,
Zergieng und löst' in einen Thau sich auf!
Oder hätte nicht der Ew'ge sein Gebot
Gerichtet gegen Selbstmord! — Gott! o Gott!
Wie ekel, schaal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt! rc.

In demselben Monolog ruft er schon, freilich noch in alleiniger Beziehung auf seine Mutter aus: Schwachheit, dein Nam' ist Weib! So trifft ihn die Geisterscene und nicht lange darauf Opheliens vom Vater befohlene Zurückweisung der Besuche und Briefe. Ist es unter diesen Umständen zu viel, wenn wir behaupten, er sey dadurch an den Rand der Verzweiflung gebracht worden, und habe in der

aufgeregtesten Stimmung Ophelien besucht? Welches waren aber die Gefühle, die ihn zu ihr trieben, die ihn erfüllten, als er bei ihr war? Dieß zu enträthseln, ist nicht zu schwer, wenn man Opheliens Bericht aufmerksam lieset und sich dabei in Hamlets Charakter und Lage zu versetzen vermag. Tiefster, heftigster Seelenschmerz spricht sich auf dem bleichen Angesicht, in dem Blick aus, der von dem entsetzlichsten Jammer erfüllt ist. Aber kein Wort geht über seine Lippen; mit der Gebährde des gekränkten Stolzes sieht er Ophelien prüfend an, mit dreimaligem Kopfschütteln, dem ein tiefer, banger Seufzer folgt, als sollt' er seinen ganzen Bau erschüttern, was kann er anders sagen, als: Also auch du, deren Liebe und Treue bisher das Einzige war, was mich noch mit dem Leben verband und versöhnte, auch du hast mich getäuscht, oder du hast dich über mich täuschen, gegen mich mißtrauisch machen lassen, deine Liebe war nicht stark genug, um Einflüsterungen abzuweisen. Wohl, es sey! auch dieser letzte, bitterste, die feinsten Fibern meines Herzens zerreißende Schmerz muß erduldet seyn; aber dein Bild kann und soll man nicht aus meinem Herzen reißen. So geht er, unverwandten Blicks sich umschauend, von ihr. — Polonius, als er dieß vernommen, klagt sich sogleich selbst an, daß er in seinem Argwohn zu weit gegangen sey, bedauert, daß er der Tochter geboten habe, auf der Stelle allen Umgang abzubrechen.

Aber weiter! Sollten nicht jene Liebesbriefe Hamlets, welche der alte Polonius von seiner Tochter überliefert bekommt und die derselbe vor König und Königin auskramt, jener Verdächtigung des Verhältnisses zwischen Ophelien und dem Prinzen Vorschub leisten? Man hat wirklich die Ueberschrift: „An ihren trefflichen, zarten Busen“ höchst bedenklich gefunden.

Und wir würden es höchst bedenklich finden, an dem guten und gesunden Geschmack des Prinzen nur irre werden, wenn er nicht auch die natürlichen Reize seiner Geliebten zu schätzen gewußt, wenn er sich etwa in ein Wesen aus Nebelduft und Mondesstrahlen verliebt hätte. Eine Liebe der Geschlechter zu einander kann und soll nicht ohne alle Sinnlichkeit seyn, und die Liebhaber sind die wahren Epikuräer, welche reine Platoniker spielen, nicht aber die, welche sich und der Geliebten nicht verhehlen, daß sie ihnen an Leib, wie an Seele wohl gefällt. Wie ehrlich und innig aber Hamlet Ophelien liebt, zeigt wohl der Brief, den selbst Polonius als den betrachtet, der am entschiedensten die ernste, wahre Neigung des Prinzen zu seiner Tochter ausspricht:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle an der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Doch an meiner Liebe nicht.

O liebe Ophelia, es gelingt mir schlecht mit dem Sylbenmaße; ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer zu messen, aber daß ich dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir. Leb wohl.

Kann wahre Neigung sich einfacher und überzeugender aussprechen? Hiezu kommt, daß dieser letzte und bedeutendste Brief keinen Zweifel darüber Raum läßt, daß Ophelia Hamlets Versicherungen noch nicht als unbedingt glaubhafte angenommen, keineswegs seine Liebe so erwiedert habe, als er wünschen mochte. Wozu sonst diese Betheuerungen, die er selbst Seufzer nennt, welche bei Gewißheit der Gegenliebe etwas überflüssig wären. — Wenn er nun mit ihrem Vater, den er als Ursache der Zurückweisung ansieht, wo er mit ihm zusammentrifft, ziemlich unsanft umgeht; so widerspricht dieß

der Wahrheit, Reinheit und Tiefe seines Gefühls nicht: vielmehr ist sein Zorn über den alten Narren weit eher gerade daraus zu erklären. Er durchschaut den Alten, daß er aus Augendienerei gegen den König gehandelt habe, wirft ihm indirekt Unredlichkeit vor und räth ihm dann, sarkastisch genug sein Mißtrauen, das er in seine Tochter und in ihn gesetzt hatte, persifflirend, er möge seine Tochter nicht in die Sonne gehen lassen, da sie — empfangen könne. Besser und beißender zugleich konnte dem alten Schwätzer, wenn er's hätte verstehen können, wohl nicht gesagt werden, wie völlig grundlos seine Besorgnisse gewesen seyen. Gleichwohl hat auch weder Wilhelm Meister, noch der Dresdener Dramaturg etwas davon gemerkt, der doch den wirklichen Wahnsinn zum Beweis des gesunden Seelenzustandes auszubeuten versucht hat. Allein weder der wirkliche, noch der gemachte Wahnsinn gibt einen so schlagenden Aufschluß über Hamlets wahre Gesinnung gegen Ophelien, als anderthalb Verszeilen, welche seinen Lippen entschlüpfen, als er nach dem berühmten Monolog: To be or not to be: Ophelien unvermuthet erblickt:

Nun sey gelassen!
Die holde Ophelia! — Nymphe, wenn du betest,
Gedenk' all meiner Sünden auch. — *)

Man beachte, daß er dieß für sich sagt! Und nun frage Jeder: Ob ein junger Mann, ein Prinz, mag man ihn nun als einen leichtfertigen Libertin, oder nur als einen leidlich

---

*) Soft you now!
The fair **) Ophelia: Nymph, in thy orisons Be all my sins remember'd.

**) fair heißt schön, rein, hell, ehrlich, freundlich, günstig.

guten Menschen gelten lassen, ein Mädchen, in welchem er nur das Geschlecht geliebt, welches diese Liebe ohne Rückhalt erwiedert hat, nachdem sie ihm den Abschied gegeben, wie seinen guten Engel begrüßen und wünschen werde, sie möge Fürbitterin für ihn bei Gott seyn? Denn daß die Worte Hamlets, welche diesen Wunsch aussprechen, nicht ernstlich gemeint seyen, dieß anzunehmen, ist gar kein Grund vorhanden, Im Gegentheil: Erstlich zeigt Hamlet durch das ganze Gedicht eine religiöse Gesinnung, und zwar im Sinne der katholischen Kirche; und so darf es uns nicht befremden, wenn er an die Kraft der Fürbitte eines weiblichen Wesens, das ihm ein Bild jungfräulicher Reinheit ist, glaubt. Daß hier ferner bei'm Anblick der Ophelia dieser Glaube sich regt, ist natürlich. Bekanntlich lieset sie in einem Buch, als er ihrer gewahr wird; und so macht sie auf ihn den Eindruck einer Betenden. Der Ausruf aber kommt aus der Tiefe seines Herzens, unwillkührlich und nur um so wahrer. Es ist noch kein Wort zwischen beiden gewechselt worden; sie erscheint vor ihm, wie sie in seinem Innern lebt, und er vergißt im ersten Augenblick, welche Scheidewand in der Wirklichkeit sich zwischen ihnen erhoben hat. — Allein bald wird er durch sie selbst, dadurch, daß sie ihm seine Geschenke zurückgeben will, verletzend genug daran erinnert; und um so heftiger tritt nun sein beleidigtes Gefühl, sein gekränkter Stolz, dann aber seine Liebe, freilich aber in Form der Eifersucht auf Jeden hervor, der „den Abgott seiner Seele", einmal sein eigen nennen könnte. Hieraus läßt sich fast jedes Wort der gewaltigen Scene erklären, die nun folgt. Stolz, Liebe und Eifersucht kämpfen auf und ab. Da die Verhältnisse so sind, daß vorläufig an eine Annäherung an Ophelien nicht mehr zu denken ist: so gewinnt das letzte

Gefühl Oberhand und spricht sich in dem Rath, ja Befehl aus: Geh in ein Kloster, und das schleunig!

Ophelia, deren reines Gemüth den labyrinthischen Gängen der heftigen Leidenschaft nicht folgen kann, empfängt nur zwei Eindrücke, den der Wehmuth getäuschter Liebe, und da sie glaubt, er rede irre, des tiefsten Mitleidens. „Hilf ihm, gütiger Himmel“ und „stellt ihn wieder her, ihr Himmelsmächte“, ruft sie aus; und wie und was sie an ihm geliebt, spricht sich, dächte ich, klar genug in dem Selbstgespräch aus, welches sie nach seiner Entfernung hält:

O welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
Des Hoffmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
Das Merkziel der Betrachter: — hin, ganz hin!
Und ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle, hochgebietende Vernunft
Mißtönend, wie verstimmte Glocken, jetzt;
Dieß holde Bild, die Züge blühender Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah! und sehe, was ich sehe!

Ob die Liebe einer Jungfrau zu einem Manne auf reineren, edleren Motiven ruhen, ob sie noch mehr über jeden Verdacht der Gemeinheit und der Frivolität erhaben seyn könne: wer könnte dieß, wenn er obige Verse nicht gedankenlos gelesen hat, nur noch einen Augenblick bezweifeln wollen? — Entweder gibt es gar kein über diesen Verdacht erhabenes Verhältniß beider Geschlechter, oder das zwischen Hamlet und Ophelien ist als ein solches zu nehmen.

Wie ganz anders werden wir nun noch die weiteren Scenen beurtheilen können und müssen, welche bisher ebenfalls sind ausgebeutet worden, um Ophelien anzuklagen; während

sie eben nur die Beklagenswerthe, die Unschuldige ist, welche Alles leiden muß, auch jene unbegründete Anklage! —

Die erste jener berüchtigten Scenen ist diejenige, welcher Philine in Wilhelm Meister nachrühmt, daß sie wirklich den „schönsten Gedanken“ enthalte; und wir können nicht läugnen, Hamlet erlaubt sich Scherze, die unsern Begriffen von Zucht, Sitte und Anstand schnurstracks entgegen sind. Allein, wer weiß nicht, daß Zweideutigkeiten, ja selbst die derbsten Anspielungen auf das Verhältniß der Geschlechter zu Shakspeare's Zeit so sehr zum guten Ton gehörten, daß sie selbst in den Salons der jungfräulichen Königin Mode waren? — Die damalige Hofsitte wird hiedurch und, wie es scheint, durch Uebertreibung gegeißelt; und wie benimmt sich Ophelia dabei? Sie weiset jede derartige Frage so einsilbig wie möglich zurück, oder wendet ihre Aufmerksamkeit dem Schauspiel zu. Ueberdieß geht aus Allem hervor, daß Hamlet, dessen durchdringendem Verstande längst die Meinung des Hofes, daß er aus Liebe wahnsinnig sey, nicht entgangen seyn konnte, hier allerdings den Verliebten spielt, um unter dieser Maske die Wirkung desto ungestörter beobachten zu können, welche das Schauspiel auf den König machen werde. Dennoch brechen die Grundstimmungen seiner Seele, Groll und Zorn über Mutter und König, ja selbst sein verletztes Gefühl gegen Opheliens Sprödigkeit an den Tag, letzteres z. B. indem er auf Opheliens Meinung, der Prolog sey kurz, rasch antwortet: Wie Frauenliebe. Noch mehr ist dieß in dem Worte der Fall: Ich wollte zwischen Euch und Eurem Liebsten den Dolmetscher machen, wenn ich die Puppen zappeln sähe. — Und doch liegt hierin noch ein tieferer Gedanke, den Ophelia

durchaus nicht verstehen kann, so wenig als die Ausleger, welche Hamlet nicht verstehen. —

Außerdem darf bei der Beurtheilung dessen, was Hamlet in der ganzen Scene sagt, nicht vergessen werden, daß derselbe sich in der höchsten Spannung, in der aufgeregtesten, wildesten Gemüthsstimmung befindet, daß also die Bitterkeit, von welcher er voll ist, jeden andern Ausweg sucht, da sie auf dem wahren sich immer nur halb Luft machen kann.

Wenden wir uns zu den Hauptgründen der Anklage, zu den lüsternen Liedern, welche Ophelia im Wahnsinn singt und in denen von einem Mädchen die Rede ist, welche zum Liebsten geschlichen und eben deßwegen von ihm verlassen worden sey. — Daß dieß der Fall Opheliens in ihrem Verhältniß zu Hamlet nicht ist, wissen wir. Nicht einmal ist sie die Verlassene; vielmehr hat sie selbst den ersten Schritt zur Trennung gethan, und Hamlet nimmt nur mit gekränktem Gemüth die konventionelle Zurückweisung in vollem, bitterem Ernst an. So ist das Verhältniß gradezu das Umgekehrte: weil sie sich zu spröde beweiset, weil sie dem Geliebten den Zutritt versagt, verliert sie ihn. — Aber wie wollen wir den Wahnsinn dann erklären? wie kommt, mit Tieck zu reden, Zusammenhang und Haltung in den Wahnsinn? Wir haben schon oben gesehen, daß es ein verkehrtes, wahnwitziges Unternehmen sey, Zusammenhang und Haltung in den Wahnsinn, der eben das Unzusammenhängende und Haltungslose ist, bringen zu wollen. Etwas anderes ist es, nach dem Grund, woraus sich der Wahnsinn erklären läßt, zu fragen; und auf diese Frage läßt sich hier leicht eine Antwort geben. — Ophelia verfällt über des Vaters Tod und über Hamlets, von ihr, wie sie meint, verschuldeten Wahnsinn, selbst in Wahnsinn. Mit ihrem Vater

hat sie jede Stütze verloren, mit ihrem Vater, um dessentwillen sie gerade ihren Liebsten aufgegeben und ihrer Meinung nach in Wahnsinn gestürzt hat. Dieser Schlag, des Vaters Tod, dessen Mörder eben wieder ihr Geliebter ist, wodurch sie diesen selbst für die Ewigkeit verloren zu haben glaubt, trifft sie, da sie schon durch alles Frühere im Marke ihres Lebens erschüttert ist — und für ein zartes, innig, aber unglücklich liebendes Mädchen, für eine, dem Vater bis zur schmerzlichsten Selbstverläugnung ergebene Tochter, sollte man meinen, könne der Umstand, daß der Vater vom Liebsten erschlagen wird, sinnverwirrend wirken! — Dieß wird man zugeben, aber die lüsternen Lieder nicht erklärt finden. Gut. Daß sie nicht Ausgeburten ihrer Phantasie sind, sondern Lieder des Volkes, ist ausgemacht; und sie hat sie also gehört, gelernt, höchst wahrscheinlich schon als Kind, wie das zu gehen pflegt, von ihrer Wärterin. Sie haben auf dem Grunde ihres Gedächtnisses geschlummert; der Wahnsinn ruft sie in die Erinnerung zurück, und man kann, ohne daraus eine Anklage gegen sie abzuleiten, allerdings einen anspielenden Zusammenhang mit Gefühlen und Gedanken annehmen, welche ihr in gesunden Tagen sich manchmal aufgedrängt hatten. War ihr denn nicht durch Bruder und Vater vorgestellt worden, ihr Verhältniß zu Hamlet könne ihr leicht als ein unsittliches ausgedeutet werden? Einem zartfühlenden Gemüth flößt die bloße Möglichkeit schon Besorgniß ein, es möge die üble Nachrede wahr werden, oder gar schon Wahrheit geworden seyn. Je reiner sie sich von Schuld weiß, desto peinigender kann das Gefühl werden, den guten Ruf und gerade dadurch eingebüßt zu haben, daß sie Alles geopfert, ihn zu retten. Solche subjectiven Befürchtungen über die schlechte Meinung Anderer nehmen

schon im Traum, warum nicht auch im Wahnsinn, objective Gestalt an? So spricht der Träumende, der Wahnsinnige, der darin sogar dem dramatischen Dichter ähnlich wird, selber die dem Andern in den Mund gelegte, gefürchtete Meinung aus. Anstatt daß die betrübte, der Verzweiflung nahe, aber noch ihrer Vernunft mächtige Ophelia sich mit dem Gedanken gequält haben würde: Am Ende vergleichen die bösen Zungen dein zerstörtes Verhältniß zu Hamlet mit dem jenes verworfenen Mädchens, von welchem das Volkslied spricht, — statt dessen singt die wahnsinnig Gewordene es selbst. — Ich glaube, diese Erklärung wird nicht weit von der Wahrheit entfernt und ziemlich befriedigend seyn; sie macht es aber jedenfalls überflüssig, die holde Ophelia, die unglücklich genug ist, um ihren guten Namen, uns selbst aber um einen reineren ästhetischen Genuß zu bringen. Gewiß ist Rührung, Theilnahme und ästhetischer Genuß, den uns das ganze Drama und alle Scenen, die Ophelien betreffen, geben, größer, gerechtfertigter und reiner, wenn Ophelia die eben so unschuldige, als liebenswürdige und unglückliche Geliebte Hamlets bleibt, die als Opfer der Verhältnisse, der Leidenschaft und der Thorheit Andrer fällt, als wenn wir sie uns als eine lüsterne, wenn auch noch so reizende Soubrette denken müssen. Wer übrigens einen so überreizten Gaumen hat, daß ihm nichts schmeckt, was nicht einen haut gout hat, der mag in seine Lieblingssauce tauchen, was er will. Wir wehren und beneiden es ihm nicht Aber erinnern wollen wir auch ihn daran, daß Hamlets Liebe zu Ophelien zwar eine gestörte und durch seine Racheplane zurückgedrängte, aber eine wahre, tiefe und dauernde war. An ihrem Grabe noch ruft er, ihrem Bruder

gegenüber, der in bombastischen Worten seine Bruderliebe gerühmt hatte, seiner Mutter die Versicherung zu:

Ich liebt' Ophelien; vierzigtausend Brüder
Mit ihrer ganzen Quantität von Liebe
Wogen nicht meine Summe auf.

Endlich ergibt sich noch aus der ganzen Oekonomie des Stückes, in welchem die Personen, wie Licht und Schatten, einander gegenübergestellt sind, ein neuer schlagender Beweis für die Richtigkeit unserer Ansicht. Dem regierenden Lumpenkönig steht der gemordete königliche Held, dem rachebrütenden Hamlet der rasch handelnde Fortinbras und der lebenslustige Laertes, den falschen Freunden Rosenkranz und Güldenstern der biedere Horatio, der noch lüsternen, alten Königin die reine, jungfräulich liebende Ophelia *) gegenüber. —

---

*) Auch Johnson, der an Hamlet so Manches auszusetzen findet, nennt Ophelien: the young. the beautiful, the harmless and the pious.

VIII.

Eine Nacht aus meinem Leben.

Von

L. Marx.

„Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zu Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts was den Menschen entsetze.
Aber das Ungeheure auch
Lerne ertragen im irdischen Leben.
In sein styg'sches Boot
Raffet der Tod
Selbst der Jugend blühendes Leben."

Einen Brief aus der Heimath in der Hand, den ich so eben erhalten, saß ich in der Werkstätte, und dachte freudig an meine fernen Lieben; alle waren sie gesund und froh, und diese Nachricht hatte auch mich heiter gestimmt, ich dachte nur an glückliche Menschen, wahrlich nicht an Trennung, Tod und Grab. Da klopfte es leise, und auf mein Herein, trat ein Diener, reich, aber in tiefe Trauer gekleidet in die Thüre, und fragte in gebrochenem Deutsch nach dem Meister. Ich wies

ihn zurecht, und dachte bei mir, was mag der wollen. Nach kurzem Aufenthalt verließ er das Haus, und gleich darauf trat mein Meister herein. Lassen Sie alles liegen, rief er mir zu, und denken Sie heute an keinen Feierabend, so eben hat der Diener des reichen Engländers, der vorn an der Ecke des Schloßplatzes wohnt, einen bleiernen Sarg bestellt, der in der möglichst kürzesten Zeit fertig werden muß. Für wen ist derselbe, fragte ich. Der Schwiegersohn des Herrn von K., Gesandter am benachbarten Hofe bisher, mußte seinen Posten wechseln, und gieng nach Stockholm, der Vater wollte die Tochter, die Enkel noch einmal sehen vor der wahrscheinlich langen Trennung, sie kamen auf seinen Wunsch, da ergreift ein bösartiges Scharlachfieber das älteste der beiden Mädchen, wenig Tage und sie ist eine Leiche! Freude des Wiedersehens verkehrte sich in Trauer, kein irdischer Raum ist es mehr, welcher den Greis von seinem lieben Kinde trennt. —

Für das neunjährige Mädchen war der Sarg bestimmt, fest verschlossen sollte die Hülle der Geschiedenen werden, einstweilen beigesetzt auf dem Friedhofe der Residenz, sollte sie doch einst ruhen in der Heimath, an der Seite der Ahnen im Gewölbe der ehrwürdigen Familiengruft. —

Der zwölfjährige Knabe meines Meisters war dem Vater in die Werkstätte gefolgt, und fragte: nicht wahr Vater, da verdienst Du viel? Ja wohl, war die Antwort, solche Arbeiten müssen gut bezahlt werden. Wenn Du nur alle Tage dergleichen zu machen hättest, das wäre gut, rief ihm der Knabe nach, als der Vater das Nöthige zu besorgen die Stube verlassen hatte. Aber Louis, fragte ich ihn, würdest Du gerne solche Arbeiten ausführen, denkst Du nicht an den Schmerz derer, welche ihre Lieben der kalten Erde übergeben müssen!

Ei sterben müssen wir alle, entgegnete er, hat der Vater auch nicht sehr geweint, als die Mutter starb. —

Betroffen schwieg ich, denn konnte ich ihm sagen, daß hier der mitleidige Tod ein Band gelöst, das lange schon zur drückenden Kette geworden war, das nur die Hände, nicht die Herzen einte. Der Knabe hatte Kopf, er war stets der Erste seiner Klasse, und nach des Vaters Wunsch sollte er einst Theolog werden. Gott gebe Dir mit dem reifen Verstande ein besseres Herz, so sprach ich leise, daß Du das Wort der Liebe nicht nur auf den Lippen, sondern auch im Herzen trägst. Der Meister trat wieder herein, und nun ging es zur Arbeit, ich wahrlich mit großem Widerwillen, es war das Erstemal, daß ich zur Bereitung eines letzten Hauses helfen sollte. Wäre es für einen guten Reichen gewesen, der reich an Jahren und an Ehre der Natur den schuldigen Tribut gezollt, ich hätte ihm Worte des Dankes nachgerufen, und getrost und ernst die Arbeit unternommen; aber ein hoffnungsvolles Kind sollte sie umschließen, was gieng mit ihm nicht alles zu Grabe! — Bald war der untere Theil des Sarges vollendet, und zu einem Tapezier gebracht, dorthin kam nach einigen Stunden ebenfalls der Deckel. Auf schwellenden weißen Atlaskissen, gefüllt mit wohlriechenden Kräutern, sollte die Hülle ruhen, keine Mühe war gespart, das letzte Bette köstlich zu bereiten, und diese Pracht stach sonderbar ab, gegen das traurige Schwarz der bleiernen Wände. Endlich war es vollendet, und vier Männer trugen das schwere Haus durch die mondbeleuchteten Gassen. Es war fast Mitternacht, als wir zur Trauerwohnung gelangten, viele Diener zeigten von dem Reichthum des Besitzers, sie schwebten Schatten ähnlich, vorsichtig leise über die Teppiche des Bodens, überall Pracht und Glanz, aber alles

stille, und mitten in dem Schweigen — der Tod! Wir traten in ein unteres Zimmer, der Vater, so bedeutete man uns, weilt noch bei der Leiche, immer noch weint er, er will die Geschiedene nicht lassen.

Kinder weinen um ein zerbrochenes Spielzeug, leicht zittern die zarten Saiten im Busen der Frauen, aber es muß ein heißer, wilder Schmerz sein, der einem Manne Thränen erpreßt, wenn er schon in des Lebens rauher Schule viel mit Festigkeit und Gleichmuth getragen.

Eines bedenkt ihr stolzen Reichen in den Tagen der Freude: es ist schrecklich allein zu weinen, hüllt eure Leichen in Glanz und Prunk, laßt ihnen bezahlte Trauerleute zum Grabe folgen, eine einzige Thräne wahren Mitgefühls ist mehr Trost für euch, als all eure Pracht, mit Gold aber könnt ihr sie nicht erkaufen, wer Thränen erndten will, muß Liebe säen!

Lautlos war fast eine Stunde vergangen, als man uns endlich zur Leiche führte; aus einem Seitenzimmer mischte sich leises Weinen mit einer holden Kinderstimme, sie gehörte der jüngern Schwester der Verstorbenen, man hatte sie dem Vater zugeführt, als man ihn mit Mühe von der Leiche getrennt hatte; unaufhörlich sie umarmend, rief er immer, wirst doch Du mich nicht verlassen, Du mein einziger Trost. Ein liebliches Mädchen war die Heimgegangene, da lag sie bleich und schön, der Tod war schonend an ihren Zügen vorübergegangen, — so dachte ich mir immer einen schlafenden Engel. Der Großvater, ein hoher Greis, warf noch einen Schmerzblick auf die Geliebte, die alte Wärterin drückte noch einen Kuß auf die bleiche, kalte Stirne, dann ergriffen wir den schweren Deckel des Sarges, er senkte sich, für diese Welt

war sie den Blicken ihrer Lieben entzogen. Das müde Haupt auf den rechten Arm gestützt, sah der Greis mit feuchten Augen meinem Meister zu, der den Sarg ringsum zulöthete, ich stand draußen auf dem Marmor des Vorplatzes an einem Kohlenbecken und unterhielt die Gluth. Nach einer langen, peinlichen Stunde war die trübselige Arbeit vollbracht, und lautlos, wie wir gekommen, verließen wir diesen Ort der Thränen.

In einem untern Zimmer harrte auf uns ein Diener mit Wein und Speise, ich nippte vom Weine, er schien mir bitter wie Wermuth, der Meister Tischler aber winkte mir zu, und meinte leise, hier wäre es am Platze zuzugreifen; unwillig wies ich ihn zurück. Freue dich mit den Fröhlichen, wenn du kannst, sagte ich zu mir selbst, und weine mit den Weinenden, das kannst du immer, wenn ein fühlendes Herz in der Brust dir schlägt.

Der Morgen graute schon, als wir das Trauerhaus verließen — ich werde diese Nacht nie vergessen! —

Wenn ich recht froh oder recht traurig bin, drängt es mich immer meine Empfindungen zu einem Liede zu gestalten, und zuweilen gelingt mir solches. Ich freue mich dieses Gelingens, denn schöner glänzt im Liede die Freude, leichter trägt sich der Schmerz.

Auch jene Nacht brachte mir ein Lied, ich gebe es, wie ich es empfing.

Eine Jungfrau starb im Blüthenalter,
Und ihr weinet, daß sie euch verließ?
Weint, daß sie der große Welterhalter
Aufnahm in sein ew'ges Paradies!

In der Unschuld süßem Seelenfrieden
Gieng sie in den stillen Ruheort,

Als ein Engel ist sie hier geschieden,
Und ein reiner Engel ist sie dort!

Tröstet euch, was soll' sie hier auf Erden,
Diesem Ort der Zweifel und der Noth,
Nur im Grabe kann uns Ruhe werden,
Wahren Frieden gibt allein der Tod!

Jahre, und nur Eine frohe Stunde, —
Ist das Schicksal jedes Sterblichen,
Sucht nur, auf dem weiten Erdenrunde
Findet ihr nicht Einen Glücklichen.

Gleich des Pesthauch's giftiger Berührung —
Wer kann diesem Schrecklichen entfliehn —
Würgt polypenarmig die Verführung
Schonungslos die armen Opfer hin.

Bricht die reine unschuldsvolle Blume,
Stört den süßen Frieden in der Brust,
Und im unentweihten Heiligthume
Schwelgt sie kalt mit frecher Teufelslust.

Sucht ihr, dieser Schrecklichen entgangen,
Friede in der Lieb' und Freundschaft Schoos;
Täuscht euch nicht, ihr nähret gift'ge Schlangen,
Denn dem Menschen ist kein Schwur zu groß!

Hier im Staube welken alle Blüthen,
Selbst der Erde fester Bau zerbricht,
Nur dort oben in dem ew'gen Frieden,
Jene ew'ge Liebe täuscht uns nicht.

Darum wohl den Heimgegang'nen, ferne
Sind sie jedem bittern Erdenleid,
Und auf einem glücklicheren Sterne
Theilen sie der Engel Seligkeit.

IX.

Die Bedeutsamkeit des Wortes „Schlagen" in der deutschen Sprache.

Humoreske

von

G. Arnold.

Kein Volk hat es mehr mit dem Schlagen zu thun, als das deutsche. Schlagen scheint ein Grundzug seines Karakters zu seyn und liegt wohl eben so tief gewurzelt, als das Trinken; denn kein Wort seiner Sprache ist zur Bezeichnung so vieler verschiedenartiger Begriffe angewendet, keines so vielfach komponirt worden. Der Deutsche fängt an zu schlagen, so bald er ins Leben tritt, er hört nur auf wann er stirbt; Alles rings um ihn schlägt. Kaum schlägt das neugeborne Kind die Augen auf, so untersucht man wie sein Herzchen schlägt und es wird in Windeln eingeschlagen, in denen es oft den ganzen geschlagenen Tag nichts thut, als schlafen. Ist es ein Mädchen, so ist freilich dem Vater nicht selten eine süße Hoffnung fehlgeschlagen, doch freut er sich, wenn dem Kinde die Muttermilch anschlägt, und er ist am Ende sehr zufrieden, wenn die Kleine nur gut einschlägt, obgleich er stolz gewesen wäre, wenn man etwas später hätte sagen können: der Junge schlägt dem Vater

nach. Niederschlagend ist es freilich, wenn es anders kommt, wenn es heißt: der Mensch ist ganz aus der Art geschlagen, er hat wahrscheinlich seiner Zeit nicht genug Schläge bekommen und nun müssen die Eltern die Hände über den Kopf zusammenschlagen. Manchmal hilft aber alles Dreinschlagen nichts, die Kinder schlagen alle guten Lehren in den Wind und schlagen um, trotz aller Bemühungen der Eltern, die sich dieses Unglück oft das ganze Leben hindurch auch nicht aus dem Sinne schlagen können.

Ist nun so ein Junge über den Ausschlag hinweg, so schlägt bald die Stunde, wo er zum ersten Mal die Schule besucht. Da ärgert er sich alle Tage über das Aufschlagen, überschlägt lieber eine Seite, als er sie lies't, und freut sich beim Umschlagen der Blätter schon auf den Augenblick, wo der Lehrer das Buch zuschlägt, damit er desto eher losschlagen kann — auf seine Kameraden nämlich. Braun und blau geschlagen kommt er nach Hause und die Eltern brauchen nicht erst seine Conduiten=Liste nachzuschlagen, um zu wissen, daß sie einen bösen Buben haben.

Nichts desto weniger rathschlagen sie öfters, was für einen großen Mann sie aus ihm machen wollen. Die Mutter meint, der Junge wäre verschlagen genug, und der Vater bemerkt wohlgefällig, daß er auch nicht aufs Maul geschlagen sei. Es werden verschiedene Vorschläge gethan, indessen der Knabe ein Rad oder Ball schlägt und sich wenig darum kümmert, daß sich am Ende die Verhandlungen zerschlagen, weil kein Theil den Ausschlag geben will.

Er tritt frohen Muthes in die Flegeljahre, wo er bald Feuer schlägt, um aus einer von Papa's abgesetzten Pfeifen zu rauchen, der nur das Beschläg fehlt. Dieser Mangel

verschlägt ihm jedoch nichts, da sie ganz herrlich dampft und der Vater so mit Blindheit geschlagen ist, daß er nichts merkt und nichts sieht, selbst nicht, daß ihm der Sohn zuweilen hinter dem Rücken ein Schnippchen schlägt. Die Mutter kann dem Herzensjungen nichts abschlagen und versorgt ihn hübsch mit Taschengeld; so treibt er bald allerlei Allotria, die nichts weniger als in sein Fach schlagen und muß scheu den Blick niederschlagen, wenn ihn der arglose Vater ansieht, weil ihm das Gewissen schlägt.

Endlich schlägt sich ein Freund ins Mittel und schenkt dem Vater reinen Wein ein, der nun freilich ausruft: was bin ich für ein geschlagener Mann! Bei der Mutter hat man aber dem Kalbe in's Auge geschlagen, sie schlägt sich auf die Seite des Söhnleins und gibt ihm selbst alle Einschläge, um sich gehörig weiß zu brennen. Da es ein anschlägiger Kopf ist, so hilft er sich gut genug heraus.

Der Vater dringt nun ernstlich darauf, daß er sich rechts oder links schlagen soll — Geschäftsmann werden oder Soldat; denn des Gedankens, ihn zum Gelehrten zu bilden, hat er sich längst entschlagen. Wehmüthig überschlägt er die Summe, die sein hoffnungsvoller Sprößling ihm noch kosten kann.

Der junge Man hat gegen alles etwas einzuwenden. Als Schuster müßte er über den Leist schlagen, als Schneider anschlagen und zu Faden schlagen, auch öfters mit Aufschlägen verkehren, als Weber hätte er beständig Einschlag zu machen, als Seemann riskire er, daß die Wellen über Bord schlagen, daß er weit in unbekannte Gewässer verschlagen werde oder daß bei heftigem Windstoß sein Schiff gar umschlage, als Fleischer müßte er vielleicht

täglich einen Ochsen, als Musiker Takt oder wenn's eine Organisten=Stelle wäre, etwa eine schwindsüchtige Orgel schlagen. Gold=, Oel= oder Holzschlagen behage ihm auch nicht, er würde ein Schmidt werden, wenn da nicht Pferde zu beschlagen wären, die häufig ausschlagen, und ein Bader, wenn er bei einem Schlagfluß nicht vielleicht eine Ader zu schlagen hätte; überhaupt habe er einen Abscheu vor allen kalten und warmen Ueber= und Umschlägen.

Der Kaufmannsstand wollte ihm auch nicht zu Sinne. Da habe er auf das Ab= und Aufschlagen der Preise zu achten, er müsse mitunter vor= und zuletzt zuschlagen, auch glaube er trotz alles Losschlagens doch am Ende nicht so viel umzuschlagen, daß er alljährlich Zinsen zum Kapitale schlagen könne.

Es ist zum Schlag treffen! braus'te der Vater auf, als er diese Einwendungen vernommen, ich weiß schon was die Glocke geschlagen hat, du willst am Liebsten gar nichts werden. Etwas muß aber der Mensch lernen in der Welt, denn zum Ritter wird keiner sogleich geschlagen.

Es blieb nun noch der Soldatenstand übrig, aber auch dazu will der Sohn sich nicht bequemen. Da muß man beim Exerziren oft lange im Anschlag liegen, da gibts Lager und Brücken zu schlagen, Stürme müssen abgeschlagen, der Feind aufs Haupt und in die Flucht oder wenigstens zurückgeschlagen werden. Selbst im Frieden muß man sich hie und da einmal auf Pistolen oder Säbel schlagen und wenn auch Schlägereien bei einem solchen Schlag von Leuten wegfallen, so kann man dagegen

unversehens zu einem Todschlag ganz gegen seinen Willen kommen.

Der Donner soll drein schlagen! schreit der Vater wüthend auf, ich hätte nie gedacht, daß es so schwer wäre ein Metier zu wählen. Werde ein Millionär, dann brauchst du nichts zu thun, oder schlage dir beide Augen aus, dann kannst du nichts thun; anders weiß ich keinen Rath.

Ein Mädchen geräth freilich nie in solche Verlegenheit. Sie schlägt ruhig ihre Eier ein, oder Nüsse auf, oder Erbsen durch, und allenfalls einen Fisch ab. Es kommt die Zeit, wo sie die holden Augen zärtlich aufschlägt zu dem Geliebten, nachdem sie vorher manchen Freier ausgeschlagen hat. Dieser schlägt den Arm um ihren Nacken, den er besonders ohne Umschlagtuch liebt, und frägt sehnend: darf ich? d. h. nämlich: dich in die Rosenfesseln Hymens schlagen. Da hat sie nun weiter nichts zu thun, als einzuschlagen, denn eine solche Frage ist gerade kein Donnerschlag für ein vernünftiges Mädchen.

Später findet der Mann mitunter, daß er im wahren Sinne des Wortes an's Kreuz geschlagen ist, und steht mit übereinander geschlagenen Armen oft nachdenkend da. Die Frau zankt und keift, bis er den Mantel um sich schlägt und in's Wirthshaus geht. Hier nehmen ihn nicht selten Spottvögel in Beschlag und aus Aerger über ihre Neckereien trinkt er nicht zu wenig. Nachdem er einige Zeit nach Kräften für einen höhern Ertrag des Malzaufschlages gesorgt hat, ist er so herabgekommen, daß ihm Haus und Hof angeschlagen wird. Dies ist am Ende der härteste Schlag nicht, der ihn trifft, denn es findet sich jetzt auch daß er Pupillen-Gelder unterschlagen hat, was vollends

dem Faß den Boden einschlägt, und ihn auf Zeitlebens zum Bewohner eines Hauses macht, in dem man die Freiheit nur vom Hörensagen kennt.

So kommt der Mensch nicht vom Schlagen ab, sondern schlägt sich so lange durch die Welt und laborirt an kleinen Uebeln, bis endlich eine Hauptkrankheit dazu schlägt, die einen Anschlag auf sein Leben macht, trotz Schlagbalsam und Schlagwasser. Statt einer Abschlagszalung, wie er gerne wollte, muß er dem Tode die volle leisten, nämlich: sterben, und weiß nicht einmal ob auf sein Ableben eine Medaille geschlagen wird, weil in der Regel nicht der Schlagschatz dabei heraus kommt.

Es gibt aber außer den schon berührten noch allerlei Schläge in der Welt. Wie mancher reißt einen Kutschenschlag auf, in der Hoffnung ein hübsches junges Mädchen herausheben zu dürfen, und dagegen wird ihm von einer alten Matrone ihr knurrender Mops überreicht; wer hat nicht schon mit Hast einen Briefumschlag abgerissen, in Erwartung eine angenehme Nachricht zu erhalten, und — fand eine Trauerbotschaft; wen haben nicht schon polternde Trommelschläge aus einem zärtlichen tête à tête aufgeschreckt, und nun die Verschläge! O, hinter Verschlägen ist schon manche Ohrfeige gegeben, mancher Kuß geraubt worden, des Schrecklicheren nicht zu gedenken.

Wie oft kommt ein Reisender nicht mit Schlagbäumen in Berührung und was kann das Umschlagen seines Wagens für fatale Folgen für ihn haben? Muß sich der Maler nicht beständig mit Schlaglichtern und Schlagschatten herumschlagen? Hat sich nicht Mancher schon baß geärgert über die so gar derben Hammerschläge, die ihm sein

Nachbar Schmidt am frühen Morgen schon zu hören gab, und vollends noch der Staupenschlag, welch häßliche Sache, oder wenn einem ein Kanonenschlag vor's Haus gelegt wird! Wenn der Blitz irgendwo einschlägt, so schlägt gemeiniglich bald darauf die Flamme lichterloh zum Himmel empor und es ist ein Glück, wenn kein Mensch dabei erschlagen worden ist. Die Bäume schlagen aus im Frühjahr, ohne daß Jemand dabei zu Schaden kommt, aber ein Hagelschlag kann eine ganze Provinz unglücklich machen. Endlich sind es auch einige Thiere die schlagen und die Menschen freuen sich darüber; das sind die Hunde, die anschlagen, wenn ihnen etwas Ungewohntes zu Augen oder Ohren kommt, und die Wachtel, der Fink und die Nachtigall, welche letztere am schönsten schlägt von Allen.

Ist man zufällig ein Nürnberger, so wird man mit Schlagen noch lange nicht fertig. Statt müde zu sein, ist man an allen Gliedern wie abgeschlagen; man klopft nicht auf den Busch, sondern schlägt in die Staude; im Winter freut man sich auf eine überschlagene Stube, ist man einige Zeit darin, so schlägt die Kälte aus einem heraus. Man heirathet in der Regel nur, wenn man zuvor den Handschlag gehalten hat und kann Alles heimschlagen, selbst seine Frau, wenn sie nicht recht ausgefallen ist. Die Tage werden da nicht kürzer, sondern die große Uhr schlägt ab, man ist nicht „wohl versorgt" mit einem treuen Dienstbooten, sondern gut beschlagen und wird öfters ein Schlagfluß geheißen, wenn man sich auch ganz wohl befindet. Der Dickste kann da breit geschlagen werden, wenn man nur genug bietet; eine Kleinigkeit ist freilich wie ein Schlag in kaltes Wasser, es hilft zu nichts.

Am Schlimmsten ist's, wenn es anschlägt, denn da brennt ein Haus, und am Schönsten, wenn man zusammenschlägt, denn da wallt die ganze Gemeinde zur Kirche.

Es wird im Deutschen aber noch mehr geschlagen.

Die Schweizer schlägen ihr Vieh aus, statt es auf die Weide zu bringen, und entschlagen einen Falliten, wenn dessen Accord erfüllt ist; sie schlagen dar, wenn sie etwas proponiren, und schlagen ein, wenn sie ein Gehäge machen.

In Holstein wird die Karte ausgeschlagen, statt ausgespielt und ein Fieberkranker überschlägt, wenn er irre redet; wenn es zweimal kurz nach einander regnet, so hat es nachgeschlagen, und der Kieler Umschlag ist so viel wie eine Messe, obwohl es bei Damen etwas ganz anderes zu sagen hat. In Husum wird das Haar nicht frisirt, sondern ausgeschlagen; in Sachsen schlägt man auf etwas, wenn man sich dafür interessirt, und in Hamburg macht man keinen Aufwand, sondern einen Aufschlag.

Andere Nationen schlagen auch, namentlich die Franzosen, davon wissen die Deutschen ein Lied zu singen, obwohl sie niemals Schläge schuldig geblieben sind. Besonders jetzt dürfte man uns sehr schlagfertig finden, und wenn man nur, ehe man herschlägt, das Hinschlagen bedenkt, so wird es wohl nicht zum Schlagen kommen.

Somit neigt sich mein humoristischer Vortrag zum Ende! Wenn die Andeutungen darin auch nicht pikant waren, so genügt es mir schon, wenn Sie sie nur schlagend finden. Zu betrauern hätte ich es aber, wenn Sie mich mit meinen eigenen Worten schlügen und den Humor dabei vermissen würden.

Gedichte.

I.

Der Russische Rekrute.

Leb wohl, mein Weib! Es gilt ein langes Scheiden.
Du klammerst dich vergebens an mich an;
Des Kaisers Willen müssen still wir leiden.

Er sendet uns vielleicht an den Balkan,
Vielleicht auch in die Steppen der Tscherkessen,
Wir schlagen uns vielleicht bald mit dem Chan.

Man wird uns alle endlich wohl vergessen;
Die vier und zwanzig Jahre sind sehr lang
Und lauernd steht der Tod in jenen Pässen.

Um dich und unsre Kinder ist mir bang.
O, wären's drei, ich bliebe euch erhalten!
Euch Vater seyn wär dann mein schönster Rang.

Es mag ein böses Schicksal um mich walten,
Und ihm entflieht kein Mensch auf dieser Welt;
Doch gibts auch böse menschliche Gewalten:

Ich bitt' dich Weib, da nichts dich hier mehr hält,
Entziehe dich den Blicken unsres Knesen,
Flieh' schnell nach Moskau, hier mein letztes Geld.

Er stellt dir nach und darum konnt' ich lösen
Mit nichts mich von der Auserwählten Zahl:
Ihm wär' am Liebsten ich bei den Chinesen.

Reich mir den Krug mit Quas, daß allzumal
Wir noch zusammen hier den Abschied trinken;
Weib, sei gefaßt! es bleibt uns keine Wahl.

Erzieh' die Kinder brav, die Brüder winken,
In Moskau such' ich dich bei meinem Freund,
Wenn je mir noch des Kremls Zinnen blinken.

Leb wohl, mein Weib! Es gilt ein langes Scheiden.
Du klammerst dich vergebens an mich an;
Des Kaisers Willen müssen still wir leiden.

G. Arnold.

II.

Kamtschatka.

In seiner Jurte, hoch von Schnee bedecket,
Saß finstern Blickes Iwan der Kurile,
Rings um ihn herrscht des Schweigens bange Schwüle,
Auf daß kein Laut den bösen Geist erwecket.

Doch plötzlich springt er auf und nimmt den Bogen
Rasch von der Wand und einen Bündel Pfeile:
Ich will nach Nischnei, Weib steh auf und eile
Zu rüsten mir die Reise wohlerwogen!

Gehorsam dem Gebote doch mit Trauern
Kommt bald die Gattin ihm zum Mahl zu winken,
Das Leckerste prangt neben Bärenschinken,
Ein Eberkopf geziert noch mit den Hauern.

Und als er sich gestärkt zur weiten Reise,
Holt sie herbei den Rock von Seehundsfellen,
Indessen laut die zottgen Hunde bellen
Und vor dem Schlitten scharren auf dem Eise.

Doch als der Herr nun fertig tritt ins Freie,
Naht ernst und feierlich ihm ein Schamane:
Weißt du wer dir aus deiner Balagane
Die Fische stahl, die schönsten aus der Reihe?

Wer ist's? sag an, ich will ihn peitschen lassen,
Ist es vielleicht mein Diener, der Aleute?
Dein Leibgespann ist's, diese tück'sche Meute,
Die deinen Vorrath gierig dir verprassen.

Und finster rief der Ssotnik nach den Knechten,
Daß sie ihm peitschten seine Lieblingshunde,
Wie er gelobt noch zu derselben Stunde,
So weh's ihm that, daß es geschah nach Rechten.

Und als gewälzt sie heulend sich am Boden,
Besteigt er rasch den leichten hohen Schlitten,
Nicht achtend auf des Weibes eifrig Bitten,
Hat die Begleitung strenge er verboten.

So jagt er fort durch Steppen und durch Wälder
Und brütet achtlos über seinen Plänen.
Er wagt es sinnend sich zurück zu lehnen,
Auch hüllt er dichter sich, denn es wird kälter;

Da haben es die Hunde rasch ersehen
Und ihm den Zügel springend ausgerissen,
Und als sie stracks die kräft'ge Hand vermissen,
Da ists auch um den Lenker schon geschehen.

Vergebens tönt die wohlbekannte Stimme,
Vergebens sucht der Ssotnik sie zu stillen:
Sie folgen heulend ihrem bösen Willen —
Er sieht den Untergang mit stillem Grimme.

Und einen Abhang tückisch sie gewinnen,
Ein rascher Ruck.... da stürzet um der Schlitten,
Doch Iwan bleibt gefeßelt in der Mitten.
Umsonst sucht er dem Tode zu entrinnen.

Hinschleifend ihn auf scharfen Eisesschollen
Tönt sein Geschrei wild schaurig durch die Öden,
Sein Herzblut muß das weiße Schneefeld röthen
Und spurlos ist sein Name schon verschollen.

Die Nacht bricht ein, es ist nun still geworden,
Hoch in den Lüften schweben Geierschaaren,
Die Doppelbeute, die sie schnell gewahren,
Zieht rings herbei der Wölfe gier'ge Horden.

G. Arnold.

III.

Der Ritter und die Maid.

Ich kenne einen Ritter, er leuchtet hoch und hehr,
In strahlend gold'ner Rüstung, weit über Land und Meer.
Auf stolzem Feuerrosse durchreitet er die Welt,
Und reitet sonder Rasten, und hat nicht Burg noch Zelt.

Wo er erscheint, da senket sich Lust in jedes Herz,
Er flieht die Nacht der Trauer, es schweiget jeder Schmerz:
Aus stets gefülltem Seckel theilt reiche Gab' er aus,
Und rufet alle Wesen zum frohen Lebensschmaus.

Wohl ziehen finst're Mächte zum Kampfe ihm herauf,
Und stellen neidisch grollend in seiner Bahn sich auf:
Da hüllt oft Schlachtgetümmel den Ritter lange ein,
Und zitternd schaut's die Menge, und frägt: wo mag er seyn?

Er aber schlägt sich wacker durch seiner Feinde Hord',
Und leuchtet immer wieder und ziehet muthig fort;
Es mag ihn Niemand halten, es kann ihm Niemand nah'n:
Mit göttlichen Gewalten seht ihr ihn angethan.

Noch kenn' ein lieblich Fräulein ich zu derselben Zeit,
So himmlisch mild ist keines auf Erden weit und breit.
Die zarten Wangen decket ein bleicher Schwärmerschein,
Und ihre Augen leuchten mir tief in's Herz hinein.

Das folget stets von ferne des hohen Ritters Spur:
Des Herzens stilles Sehnen geht nach dem Einen nur,
Doch hat er nie geneiget zu ihr sein stolzes Haupt,
Deßhalb das bitt're Grämen, das jede Lust ihr raubt.

Wenn mit der Abendröthe der Ritter fernhin zieht,
Und weiter, immer weiter sein Schildesglanz entflieht,
Dann tritt sie auf die Zinne von ihrem Felsenschloß,
In ihrer Zofen Mitte, wo manche Thräne floß;

Und schauet dem Geliebten mit feuchten Augen nach,
Der so mit stolzer Kälte das arme Herz ihr brach;
Um's bleiche Antlitz wallet der gold'nen Locken Pracht,
So steht sie unermüdet die ganze lange Nacht.

Und die sie rings umgeben, sie fühlen ihren Schmerz,
Es herrscht ein banges Schweigen, es trauert jedes Herz;
Und wo ein Mensch noch wachet im stillen Kämmerlein,
Der schauet nach der Jungfrau, und theilet ihre Pein.

Wenn dann im ros'gen Osten der Ritter wiederkehrt,
Sie darf ihn nicht empfangen, der ihr vor Allen werth;
Er will sie nicht verstehen, der's arme Herz ihr brach:
Erbleichend wankt sie nieder in's einsame Gemach.

Und folgt ihm mit den Blicken, vom Stolzen unbemerkt,
Und fühlt von seinem Anblick sich wunderbar gestärkt.
So hat sie viele Jahre allnächtlich schon gewacht,
Doch nimmer hat der Ritter nach ihrem Schmerz gefragt.

Kennt ihr die milde Jungfrau, die Nachts da droben thront?
Wir kehren die Geschlechter und nennen sie den Mond.
Sie blicket freundlich nieder auf jedes Liebespaar,
Die blasse Leidensschwester mit ihrem gold'nen Haar.

Und nun der gold'ne Ritter mit seinem Demantherz? —
Die Sonn' nennt uns're Sprache ihn, weiblich, wie zum Scherz.
Er ist der Freund des Kühnen und Hellen auf der Erd':
Der Held mit gold'nem Schilde und mit dem Strahlenschwert.

G. Arnold.

IV.

Des Verbannten Heimkehr.

Seyd gegrüßt ihr schönen Fluren
Wo der Knabe einst gespielt,
Wo er seine ersten Freuden,
Seinen ersten Schmerz gefühlt,
Auf der Weihnacht süße Wonne
Harrt' er ahnend, sehnsuchtsbang,
Ueber ein zerbrochnes Spielzeug
Konnt' er weinen stundenlang.

Trocken ist das matte Auge,
Zeit der Thränen, du bist hin,
Ob am sturmbewegten Himmel
Dräuend Wetterwolken ziehn. —
In dem Donner der Geschütze,
An des Todes finsterm Reich,
Klopfte mir das Herz nicht bange,
Ward die Wange mir nicht bleich.

Aber schön zu meinen Füßen
Liegt das heimathliche Thal —
Alle Leiden sind vergessen —
Der Verbannung Höllenqual.
Wie, wird nicht mein Auge trüber?
Wird die Wimper mir nicht naß?
Rinnt, o rinnt ihr Freudenthränen,
Rinnet fort ohn' Unterlaß!

Freudenthränen, Freudenthränen! —
Sagt warum die Freude weint?
Doch nur darum, weil die Sonne
Selten unbewölkt uns scheint,
Weil nur selten ohne Wermuth
Seinen Becher reicht das Glück,
Weil der Sturm die stärkste Eiche
Brechen kann im Augenblick!

Doch hinweg ihr trüben Bilder
Einer wüsten finstern Zeit,
Frohen Muths will ich genießen
Was das schöne Jetzt mir beut.

Frei kehr' ich zur Heimath wieder,
Kein Verbrechen schloß mich aus,
Und des Thrones neue Sonne
Rief mich heim ins Vaterhaus!

War's Verbrechen, daß du Heimath
Theurer mir als alles Gold?
Daß mein Blut beim Wort von Freiheit
Rascher durch die Adern rollt?
Als mich tief darnieder beugte
Unglück deine Riesenhand,
Riß mich aus dem finstern Tunnel
Auf der Ruf: für's Vaterland!

Vaterland, du schöner Garten,
Der voll reicher Blumen blüht,
Freiheit, heil'ge Götterflamme,
Wie kein Feuer schöner glüht!
Freiheit du der Güter höchstes,
Mehr als Gold und Perlen werth,
Vaterland du milde Sonne,
Die uns wärmt und schützt und nährt!

Du vor allem, heil'ge Scholle,
Du des Jünglings Paradies,
Vaterhaus, das einst dem Manne
Einen sichern Port verhieß, —
Du, Maria mir zur Seite,
Um uns spielt ein Kinderpaar, —
Und ein fromm Gebet, als Opfer
Auf des Hauses Weihaltar.

Aber Schicksal, deine Schläge
Trafen fürchterlich und schwer,
Und mein süßgeträumtes Leben
Wurde arm und freudenleer;
Ach kein Traum gedieh zur Wahrheit,
Keine Blüthe ward zur Frucht,
Und für Ruh' und stillen Frieden
Ward mir unstät wilde Flucht!

Als man hin zum letzten Hause
Dich, du theurer Vater, trug,
Als der Tod der treuen Mutter
Mir die zweite Wunde schlug —
Trocknete die heißen Thränen
Der Geliebten zarte Hand, —
Bis im frech verletzten Schwure
Mir auch dieser Himmel schwand.

Dort die Kirche, wo ich betend,
Still durch sie zu Gott entzückt,
Auf zum Himmel, und dann selig
Ihr in's blaue Aug' geblickt.
Dort der Hain — ihr heil'gen Eichen,
Ihr vernahmt den heil'gen Schwur, —
Heller glänzte mir die Sonne
Schöner blühte Wald und Flur!

Aber dort des Ballsaals Fenster,
Wo im seidenen Gewand
Sie an mir vorüberrauschte
An des reichen Freiers Hand,

Und in seinem schnöden Mamon
Schwelgte sie in üpp'ger Lust —
Damals zogen Blutgedanken
Durch die wutherfüllte Brust.

Und mein Herz der Lieb' nur offen,
Füllte Haß und finstrer Groll,
Und mein Aug' — das freundlich helle
Glühte düster, rachevoll,
Und der frohe Muth im Busen
Und mein guter Engel schlief —
Bis ein Ruf, wie Donner hallend,
Auf die trägen Schläfer rief! —

Jahre sind dahingeschwunden,
Und der Jüngling ward zum Mann,
Der in rauher Lebensschule
Gleichmuth, festen Sinn gewann.
Euch im wilden Jugendtaumel
Ruf ein mahnend Wort ich zu:
Nimmer findet ihr den Frieden,
Ist in eurer Brust nicht Ruh! —

Reich an Jahren und Erfahrung
Kehr' ich heim ins Vaterland,
Ach, kein Freund reicht zum Willkommen
Traulich mir die Bruderhand!
Alle sind sie heimgegangen,
Einsam steh' ich und allein,
Bald, bald wird der müde Wandrer
Ewig euch vereinigt seyn.

Auch Maria ist geschieden,
Ihre Blüthe welkte ab,
Und ein gramerfülltes Leben
Stürzte sie ins frühe Grab. —
Ach ich hab' dir längst vergeben,
Doch dort waltet ein Gericht,
Als du mir den Himmel raubtest
Fandst auch du den deinen nicht.

Leicht sey dir die Mutter Erde,
Schmücken will ich deine Gruft
Mit des Lenzes jungen Kindern,
Bis mein Todesengel ruft. —
Jahre lang der Heimath ferne,
Welch beneidenswerthes Loos,
Ruht der Staub des müden Wallers
Vaterland in deinem Schoos.

Vaterland, wie ich dich liebe,
Liebt ein Sohn die Mutter nicht,
Nur für dich hab' ich getragen
Aller Leiden Schmerzgewicht,
Für dich fleht die blasse Lippe,
Endet einst mein Pilgerlauf,
Das Gebet zum Himmel tragend
Schwingt mein Geist zu Gott sich auf.

L. Marr.

V.

Requiem.

Ruhe dir, und ew'gen Frieden,
Die so frühe hingeschieden
Mitten in der Jugendblüthen!

Um die Trauerstätte einen
Sich, vom Schmerz gebeugt, die Deinen,
Beten über dir und weinen!

Rastlos durch der Menschen Glieder
Streift die Sense hin und wieder,
Mähet Alt und Jung darnieder!

Nichts, was irdisch ist, bestehet,
Und der Sohn des Staubs vergehet
Wie das Laub, vom Sturm verwehet!

Selig, selig sind die Frommen,
Die Gott früh hinweggenommen,
Die zu seiner Ruhe kommen.

Selig sind, die einst Geplagten,
Die im Kampfe nicht verzagten,
Stille trugen und entsagten.

Aller Schmerz ist nun bezwungen,
Alle Fesseln sind gesprungen,
Alle Kämpfe ausgerungen.

Was sie hofften, ist erfüllet,
Was sie ahneten, enthüllet,
Was sie kümmerte, gestillet.

Nach des Lebens schwülen Sorgen
Schlummern sie nun, wohlgeborgen,
Bis zum Auferstehungsmorgen!

Sinke denn, du freudenlose,
Frühgebleichte, zarte Rose
Zu der Erde dunkelm Schooße.

Deine Opfer sind gespendet,
All dein Weinen ist geendet,
Deines Leidens Kelch gewendet!

Mittler, der du unsre Plagen,
Unsre Schuld am Kreuz getragen,
Laß sie im Gericht nicht zagen!

Steht ihr bei mit Euren Bitten
Heil'ge, die ihr einst gestritten,
Und den Martyrtod erlitten,

Daß sie möge rein von Sünden
Gnade vor dem Throne finden,
Selig dort sein Lob verkünden.

Allen, die zur Ruhe kamen,
Friede in des Herren Namen,
Heil und ew'ges Leben. Amen.

C. Meißner.

VI.

Kampf im Leben.

Es stand auf luft'ger Höhe
Ein kleines Müllerhaus,
Das breitete am Giebel
Vier große Flügel aus.

Drein legte sich das Toben
Des Windes oft mit Macht,
Hat doch das Haus des Müllers
Zum Sturze nicht gebracht.

Wie auch der Wind sich blähte,
Es führt im Häuschen drinn
Das innere Getriebe
Zum Ziel nur schneller hin. —

So gehet durch das Leben
Manch feindlich Element,
Und, grade dies gibt eben
Das, was man Leben nennt.

Drum zürnet nicht dem Sturme
Der in die Seele greift,
Weil dadurch nur noch schneller
Sie zur Vollendung reift.

Julius Metz.

VII.

Der Rose Loos.

Zur stillen Stunde der Gespenster
Saß ich am offnen Gartenfenster
Und blickte in die Nacht hinaus.
Ein redend Bild von Gottes Güte
Stand Baum und Blum' in reicher Blüthe
Umher um's weinbelaubte Haus.

Der laue Westwind leicht beweget
Ein Röslein, mühevoll gepfleget
Von seines fleiß'gen Gärtners Hand.
Es wiegt in tausendfachem Nicken,
Und schien dabei mich anzublicken
Als wär's mit mir gar wohl bekannt;

Schien Hilfe von mir zu verlangen
In einem tausendfachen Bangen,
Doch — ich verstand die Sprache nicht,
Das Röslein nicht, vom Thau befeuchtet,
Das, magisch von dem Mond beleuchtet,
Geheimnißvoll in Zeichen spricht.

Das Röslein macht' im Traum mir Sorgen
Und als darauf am nächsten Morgen,
Ich wieder nach ihm hingeblickt,
Da ward mir's klar — es war verschwunden.
Es wurd' in frühester der Stunden
Mein schönes Röslein abgeknickt,

Wurd' abgeknickt von selben Händen
Die bisher, Labung ihm zu spenden,
Sich stets mit allem Fleiß bemüht,
Die emsig brachten frische Quellen,
Es immer wußten kühl zu stellen,
Wenn es der Sonne Strahl durchglüht.

Du hiengest da in vollster Zierde,
Und das war's eben, was verführte
Den Gärtner dein, sich zum Gewinn
Von deinem Zweige dich zu pflücken; —
Vielleicht, um sterbend noch zu schmücken
Im Saal die schönste Tänzerin.

Und sollst du dieß', dann Rose lehre:
Daß alles kurze Zeit nur währe.
Ja, lehr' das Mädchen, wunderschön,
Welch' Wandlung Schönheit kann erfahren,
Wie nahe unsern Blüthenjahren
Die Jahre des Verblühens stehn.

Und glänzest du bei Tafelrunde
Und schmückst in abendlicher Stunde
Der muntern Zecher lauten Kreis,
Dann magst in welken Blättern zeigen,
Daß Kraft und Saft zu bald nur weichen;
Es färbt das Haar zu bald sich weiß.

Doch, wenn es dir beschieden bliebe,
Als Zeichen ewig treuer Liebe
Zu fallen in ein theures Grab:
Dann Rose, lehre im Verblühen,
Daß Allen Gott nach Lebensmühen
Das Sterben zur Erlösung gab.

Julius Merz.

VIII.

Die Sage von der Gründung des Klosters Pillenreuth.

Es sinket die Sichel im Westen hinab
Mit bleichem und bleicherem Glanze,
Den Burgweg hernieder tönt Hufegetrab,
Es rasseln das Schwerdt und die Lanze;
Das Hüfthorn schmettert ein fröhlich Lied
Indeß der Troß durch die Straßen zieht,
Im Dickicht des Waldes zu jagen.

Und fürbaß Ludwig, der Bayer, zieht,
Der Kaiser, im Walde zu jagen.
Er, der den Friedrich nach Ampfing beschied
Und dort ihn hat weidlich geschlagen,
Er sitzet zu Nürnberg, erkläret in Acht,
Und ruhet nach siegreich geschlagener Schlacht,
Und huldigt der Jagd und dem Becher.

Den Forst durchstreift er die Kreuz und Queer,
Von Nürnberg gen Süden gelegen,
Es spielen die Rüden im Thau um ihn her,
Indeß die Gefährten verwegen
Sich seitwärts wagen auf struppige Hut,
Wo eines wildschnaubenden Ebers Wuth
Sie kühlen mit sicherem Wurfspieß.

Und plötzlich da hält der Kaiser an
Und lauschet gar lieblichem Sange;
Sein Auge späht eine Eiche hinan,
Er vermeint, daß er daher gelange.
Und wahrlich, das Auge mit Thränen erfüllt,
Erblickt er ein strahlend Marienbild
Hoch über dem Baum in den Lüften.

Da stieg denn der Kaiser vom Pferde herab
Und zog seine Waidart beklommen,
Womit er der Eiche ein Zeichen gab
Von der er den Sang hat vernommen.
Die Lust zu jagen war ihm nun dahin,
Er kehret zurück mit verfinstertem Sinn
Zur harrenden Gattin im Schlosse.

Und ihr erzählet der Kaiser, was dort
Er hat gehört und gesehen,
Da fällt die Gemahlin ihm bittend in's Wort
Und begehrt mit innigem Flehen:
„Der Schlachten so viele, sie haben gemacht,
„Daß man an das Beten fast nimmer gedacht,
„Drum wollet ein Kloster dort gründen!"

„Es sey!" der Kaiser zur Antwort gab;
Kaum, daß ein paar Wochen verschwinden,
Hört man, von einer Tonne herab,
Das Heil dort den Menschen verkünden;
Ein Priester fand auf Befehl sich ein,
Die Stätte dem Herrn der Welten zu weihn,
Er that's mit Rauchfaß und Kessel.

Ein Kirchlein trat an die Stelle sodann,
Marie'n in Schutz ward's gegeben,
Doch bald an Mitteln die Stiftung gewann
Und Kloster und Kirch' sich erheben.
Und fortan sendet in's weite Haus
Die blühenden Töchter Noris hinaus,
Um todt schon zu seyn, noch im Leben.

Es tönt nun durch zweihundert Jahr
Alltäglich Gesang und Geläute,
Bis wilder Horden zerstörende Schaar
Einäschert der Frommen Gebäude.
Was milder Sinn in Jahren erbaut
Stürzt nieder eh' noch der Abend ergraut,
Beschien's gleich noch Mittags die Sonne.

Tief unter dem Schutt und dem wuchernden Kraut
Im letzten engen Gehäuse,
Schlaf wohl, du dem Himmel geweihete Braut,
Die, Gott ihrem Herrn zum Preiße,
Des Lebens Freuden geopfert hat, —
Schlaf wohl, in einsamer Ruhestatt,
Von des Waldes Stille geheiligt.

Julius Merz.

IX.

Barbieten.

Oskar.

Heilige Fluren, voll schattender Haine,
Schauplatz der herrlichsten Thaten der Väter,
Halle, unsterblicher, seliger Wesen,
Vaterland! Gruß dir und Frieden der Götter!
Nehme mich auf in die schattenden Haine!
Laß mich am Quell der Vergangenheit lauschen,
Der sich vom Haine der Barden dort stürzet,
Rauschend, bald donnernd von felsigen Höh'n!
Wende nicht zürnend dein Antlitz vom Sänger,
Heilige Braga! wenn zitternd ich greife
In der Telyne süß rauschende Saiten!
Fliehet nicht, Sänger Germania's, Barden,
Die ihr vom Apfel Iduna's gekostet,
Harret, o harret, des Strauchelnden Tritte
Freundlich zu lenken zum Hain der Gesänge!
Fürsten der Gaue, Erhabene, zürnet
Nicht, wenn der schüchterne Sänger es waget
Euch jetzt ein Lied von der Freiheit zu singen!
Sänger umgaben von jeher die Throne,
Theilten mit Fürsten auch Freiheit und Ehre!
Freiheit, nur jene erhabene Göttin,
Die sich im Schaffen des Großen und Schönen,
Und in Vollendung des Herrlichen zeiget,
Groß und erhaben durch Schönheit und Tugend —
Jene nur sing' ich; die Furie nimmer,
Die nur gebrandmarkt den göttlichen Namen,

Rasend zertrümmert den Frieden der Erde,
Und so das Herrliche trat in den Staub!
Freiheit! Du leuchtendes Urbild des Großen,
Strahle mir, göttlichste, Mutter der Götter!
Führe mich jezo zum Urborn des Liedes,
Daß ich der Schönheit unsterbliche Töne
Singe dem Vaterland, singe dir selbst!

Berta.

Einsam, auf luftiger, waldiger Höhe,
Ferne vom Kreise der liebenden Schwestern,
Wandle ich jezo, dem Morgen entgegen,
Der sich auf Breidhablicks goldenen Schwingen
Dort aus den Thoren des Osten erhebet,
Leben und Freiheit aus goldener Urne
Gießet, auf alle germanischen Au'n.
Blühend umschwebt mich das Bild des Geliebten,
Tritt mir entgegen im Glanze des Morgens,
Wie er, gebadet in purpurnem Meere,
Dort aus den Armen der Nacht sich entwindet,
Schweigend dann öffnet die Thore des Himmels
Und uns mit heiterem Lächeln begrüßt.
Thue dich auf, meine fühlende Seele!
Hauche den Schmerz und die Freuden der Liebe,
Wie sie sich wechselnd im Inneren drängen,
Jezo dem kommenden Morgen entgegen;
Jezo entgegen den freundlichen Göttern,
Die mich im Säuseln des purpurnen Morgens,
Schwebend, auf Lüften des Himmels, umgeben.
Thue dich auf, meine jauchzende Seele,
Daß es die Götter, die himmlischen, hören;
Hören die Blumen des Feldes, die Auen;
Hören die stilleren, horchenden Haine;
Und die geklüfteten Felsengebirge;

Und die geschwätzigen Quellen und Bäche;
Hören die Erd' und die fliehenden Sterne:
Wie ich ihn liebe, den Ewiggeliebten!
Freiheit, du Quelle des Licht's und der Liebe,
Göttlich Geborne in Asgards Gefilden,
Erstes der Wesen, die Welt zu beglücken;
Dir ja verdank' ich den Heißgeliebten!
Freiheit, auch thronend im Herzen des Weibes,
Quelle der Wahrheit, der Keuschheit und Sitte,
Führe mir jetzt den Geliebten entgegen,
Wandelnd im Zwielicht des dämmernden Morgens,
Wenn er, im Schmucke des Helden, vom Tinge
Heimwärts, die thauenden Pfade betritt,
Daß ich ihn schaue, den Stolz meiner Ehre! —
Doch nun zurück in den schweigenden Busen
Liebe, vom Stappel der Lippe! Nicht drängen
Darfst du im Weib dich so heftig nach Außen,
Ist es von horchenden Männern umgeben.
Nahen schon seh' ich dort oben Gestalten,
Heimwärts wohl kehrend vom nächtlichen Tinge!
Grau noch umgibt sie der dämmernde Morgen.
Siehe, sie stehen! Ein Druck noch der Hände!
Hierhin und dorthin, dem schlängelnden Pfade
Abwärts, vom heiligen Haine der Barden,
Folgen die Helden. Doch Einer, er nahet,
Stattlich umgürdet mit Schild und mit Lanze!
Ist es nicht Oskar, mein Herzensvertrauter?
Wie er daher wallt im purpurnen Strahle,
Schimmernden Goldgelocks voll um die Schultern,
Eingehüllt, glänzend, in dämmernde Schöne!
O mein Vertrauter! Wie lieb' ich vor Allen
Dich! Wie ein Barde der heiligen Vorzeit,
Prächtig umgürdet, mit Schild und mit Lanze,
Wallst du daher jetzt von stattlichen Höhen

Kühneren Heldenthums heiliger Haine,
Mir nun entgegen im sinkenden Morgenthau!
Aber du stehest jetzt, schweigend, am Hügel,
Schauest die Blumen, vom Thaue beglänzet,
Wie er sich hebet und spiegelt, der Morgen,
Dort auf der Wölbung der Gräber der Helden!
Siehst du vielleicht dort die Schatten der Geister,
Deren Gebeine jetzt modern im Hügel?
Walle vorüber, und komme hernieder,
Jetzo, zum Bardenstein, daß wir besingen
Thaten der größeren Vorzeit, so rühmlich,
Rühmend den jetzigen, künft'gen Geschlechtern
Würde und Heldenkraft altdeutschen Stammes.
Bald auch, mein Trauter, ich kann es nicht bergen,
Wird uns die Wölbung des Hügels umschließen,
Wenn uns die Götter der heiligen Haine
Winken, die Fahrt nach Walhalle zu machen.
Darum, so eile zu singen die Thaten,
Die uns wie leuchtende Kränze aus Sternen
Glänzen, vom Himmel der Helden Walhallas!
Eile, Geliebter, zum heiligen Steine,
Daß sich erhebe im Anschau'n der Thaten
Herz und Gemüthe, und Seele, und Leben!
Eile! Es grüßt dich im Lied die Geliebte!

Oskar.

Horche! Dort klingen ja rauschende Saiten!
Trägt nicht der Morgenwind Klänge der Telyn
Jetzo herüber zum lauschenden Ohre?
Seh' ich nicht drüben, am Steine der Barden,
Jetzo die Locken der Sängerin wehen?
Hertha, sie schüttelt die Häupter der Haine,
Daß sich die prasselnden Blätter der Zweige
Senken, zu decken des Rodfüers Asche.

Aber nur Braga, die Sängerin Asgards,
Wandelt, umrauscht von dem Klange der Saiten,
Huldvoll zuweilen durch Fluren und Haine!
Wandelt, und streuet in Sterblicher Hütten
Saamen der Allmacht der göttlichen Liebe,
Oder entflammet die Chöre der Barden,
Schlachtgesang donnernd, Triumpfe und Sieg!
Gürte dich, Jüngling, die Göttin zu ehren,
Die dich gewürdigt, ihr Lied zu vernehmen!
Heilige Lieder entströmen den Saiten!
Vaterland! Höre das Rauschen der Töne!
Hallet sie wieder, von Gauen zu Gauen,
Haine und Wälder und Berge und Schluchten,
Daß sie der Belt dort, im eisigen Norden,
Drüben im Süden, der Römer, vernehme,
Der euch im Stolze des Sieges zertreten,
Und dann noch Einmal, voll Schauder, erbebe!
Söhne der Eichen! Euch gelten die Lieder,
Die ihr im Herzen den Muth und die Liebe,
Beide, für Götter und Vaterland, traget!
Wie sie daher braust, die Fluth des Gesanges!
Daß sie das Tönen des kommenden Tages,
Daß sie das Hallen der Sterne, betäubet,
Die sich dort, fliehend, am Himmel verbergen;
Daß sie den Donner der Wogen verschlinget,
Die sich, in schäumender Brandung, vom Felsen,
Oder aus Urnen der Götter, in Schluchten
Stürzen, voll Donner unendlicher Tiefe!
Also nur rauschen die Chöre der Welten,
Wenn sie als Einklang der Schöpfung ertönen!
Braga! Es grüßt dich voll Schauer der Jüngling!
Oder — wie — seh' ich — erkenn' ich dich, Theure!
Berta, nicht Braga, die Sängerin Asgards;
Berta die herrlichste Jungfrau der Gaue,

Wandelt im Dienste der Göttin, entgegen
Mir und den Göttern, voll Liebe, voll Lieder.
Heilige Priesterin! Siehst du den Morgen,
Wie er sich hebt, auf die Gipfel der Eichen,
Dich zu beschauen, voll Zucht du und Sitte?
Wie sich ihm röthen, voll Purpur, die Wangen?
Hörst du erwachen das Lied in den Hainen?
Dich zu empfangen beginnen die Chöre,
Dich zu besingen, zur Ehre der Götter.
Siehst du Tuiskon den Feuerball wälzen,
Hinter der Berge entschleierten Rücken,
Jetzt zu erhellen die heiligen Haine?
Komme, Tuiskon, und leuchte dem Recken,
Daß er nun trunkenen Blickes sie schaue,
Dort, die den Saiten die Töne entlockt,
Die mich mit heiliger Täuschung umfangen!
Du, mit dem Antlitz der züchtigen Sterne,
Sängerin Berta, du Stolz meines Schwerdtes,
Feßle mich jetzo mit liebenden Armen,
Wie mit den rauschenden Tönen der Saiten,
Und dann beginne die heiligen Lieder,
Lieder vom Vaterland, Lieder der Liebe!

Berta.

Also begann nun die Sängerin wieder:
Hörst du das Lispeln der Blätter im Haine,
Erst noch ein Säuseln, wie Lüfte des Frühlings,
Wie es uns bringet der Frieden des Lenzes?
Dann auch ein Wehen, wie heilige Flammen
Wehen und schlagen um Opferaltäre?
Bald dann ein Rauschen in Wipfeln der Eichen,
Ahnungen weckend in jeglicher Brust?
Bald dann ein Brausen, und Toben, und Stürmen,
Als ob des Erdballes krachende Achse,

Stürzend mit Wucht und mit Donnergepolter,
Bräche herein durch das Dunkel der Haine;
Daß mit Geheul sich die Rudel der Wölfe
Fliehend verbergen, im schwankenden Dickicht;
Elent und Ur dann im knarrenden Hochwald
Schnaubend die Nüstern zum Himmel erheben,
Stromweis zu trinken den stählenden Strom
Eichenzersplitternden, mächtigen Sturmes?
Hörst du dies Säuseln, dies heilige Wehen,
Bis zu dem Alles verheerenden Sturme,
Wisse dann: daß dich die heiligen Haine
Deutschlands umschatten, voll Kühnheit und Größe,
Groß, so im Frieden, als groß auch im Sturme!

Höre, wie mitten im heiligen Frieden
Schattender Eichen die Vorzeit sich kündet!
Siehst du der Eiche festwurzelnden Stamm,
Wie sie den Gipfel zum sternigen Himmel
Kraftvoll erhebet, die schützenden Arme
Ringsum verbreitet, voll Kühnheit und Stärke,
Prangend im stolzen Gewande der Kraft?
Also der Deutsche. Erhobenen Hauptes,
Freiheit verkündenden, feurigen Blickes,
Sinnend auf Thaten der sprühenden Kraft,
Bieder, und rechtlich, und keusch, und gesittet,
Durch die Erzählung der Sagen der Stämme,
Steht er, ein schützender Recke des Gaues;
Schirmend die väterlich heilige Hütte;
Gastlich bewirthend den wandernden Fremdling;
Theilend mit Jedem das Dach und den Heerd;
Ehrend die Götter, die heiligen Haine;
Furchtbar dem Feinde in donnernden Schlachten;
Haltend wie Schwüre das mannliche Wort,

Und zu des Märzfeldes weisen Beschlüssen
Stumm und verschlossen; der Liebe getreu.

Oskar.

Siehst du die Sonne dort treten aus Osten,
Wie sie hervor tritt, vom Frühroth umdämmert?
Züchtige Röthe um's glänzende Auge,
Welchem das Licht und die Freuden der Erde,
Ewig und gleich ihrem Quelle, entströmen,
Jede verfinsternde Wolke zertheilend,
Selbst auch die Schatten der täuschenden Nacht,
Dienend und herrschend durch Schönheit und Milde?
Also die deutsche Jungfrau und Gattin!
Keusch, wie das Antlitz der blinkenden Sterne;
Groß und gelassen und sinnig und klar;
Ehrbar und züchtig in Wort und Gebehrde,
Weckt sie, die Jungfrau, im Jüngling die Liebe,
Die ihn zu Thaten des Helden begeistert;
Nährt sie, die Gattin, durch ewige Treue
Dann in dem Helden die heilige Gluth,
Scheucht von der Stirn' ihm die Wolke des Unmuth's,
Nährt seine Kinder an eigener Brust,
Und erzieht sie ihm keusch und gesittet;
Töchter zu Heldinnen, Söhne zu Helden.
Laß mich, Geliebte, in's Auge dir seh'n!

Hörst du des Wasserfalls fernes Getöse,
Dort an dem Abhang der felsigen Kluft,
Ringsum von schattenden Buchen umhangen?
Laß uns die Bucht und die Brandungen schau'n,
Überrauschend vom Schaume des Wassers,
Dort, wo die Geister geschiedener Ahnen
Traulich im Säuseln des Hains uns umgeben. —
Setze dich hier auf dem graulichen Stein,

Meine Geliebte, indeß ich dort drüben
Schnell aus dem Dickicht verschlungener Buchen
Hole den Bogen, mit Köcher und Pfeilen,
Dort jenen jagenden Habicht zu schießen,
Der eine schuldlose Taube verfolgt,
Und dann beginne das Lied unsrer Minne!

Berta.

Also begann nun die Sängerin wieder:
Silberne Wolken bedeckten den Himmel,
Wie sie ihn jetzo wieder bedecken,
Hell und krystallen, aus Strahlen gewoben,
Wie sie die leuchtenden Sterne entsenden,
Thürmten sich bald dann empor zu Gebirgen,
Wie sich der Harz dort im Thale erhebet,
Und auf der luftigen, silbernen Kuppe
Dieser Gebirge, so wähnt ich, mein Trauter,
Sah ich die strahlenumflossene Freia,
Segnend herab auf die heimischen Gauen,
Segnend auf mich, eine Liebende, schauen.
Lautlose Stille beherrschte den Hain!
Strahlend, im schwellenden Frühlingsgewande,
Grünlich vom Golde der Sonne durchschimmert,
Streckten die Eichen, die ächzenden Tannen,
Ihre weitragenden, blühenden Arme
Auf nach der freundlichen Göttin, zum Himmel,
Sie, die Belebende, still zu umarmen,
Und nur die Klage der einsamen Drossel,
Flötend vom nahen Gebüsche der Buchen,
Und nur das leise Gekose der Wellen
Einer geschwätzigen Quelle, umgaben
Mich, mit dem Schauer der einsamen Wand'rung.
Nur aus der Ferne vernahm ich das Tosen
Jenes dort rauschenden, schäumenden Falls.

Traulich, in struppigem Grase hin, äzten
Rudel von Hirschen, von flüchtigen Rehen,
Und sie erhoben, verhoffend, das Auge,
Wenn es im Dickicht zu rauschen begann.
Wunderbar ward mir's im Herzen zu Muthe!
Seufzend erhob ich das Auge zum Himmel,
Wo ich die Göttliche schwebend geschaut,
Die mit der Liebe unsterblichem Glücke
Gern die germanischen Herzen vertraut.
Und ich erröthete; leise gestanden
Hatt' ich mir jezo das heimliche Glück,
Und in der Göttin beglückenden Banden
Lag der bethränte, befeuchtete Blick.
Siehe, da rauscht' es wie schwirrende Pfeile!
Auf zu dem Silbergewölke des Himmels
Sah' ich, mit flüchtigem, trunkenem Auge;
Deiner gedacht' ich, im liebenden Ach!
Siehe, da rauscht es zum zweiten Mal wieder,
Hoch aus den Wipfeln der Tannen und Fichten,
Und mit des Todes urplötzlichem Sturze
Lag mir zu Füssen ein sterbender Aar,
Krampfhaft die Fänge geballt noch im Tode,
Haltend die Beute, den Pfeil in der Brust.
Wenige Zuckungen, und er verendet. —
Stolz, mit dem freieren Schritte des Siegers,
Kamst du vom nahen Gebüsche geschritten. —
O, was empfand ich, als da ich dich sah! —
Stelltest dich hin vor die blutende Beute,
Sahst mir ins Auge mit minnigem Blick,
Und ich gestand dir im Blicke die Liebe.
Der mit dem sicherhintreffenden Pfeile
Kühn in den Lüften den Adler erlegt,
Wird auch die römischen Adler einst stürzen,
Wagten sie's, wider die heimischen Gau'n

In die hercinischen Wälder zu ziehen,
Wird auch beschützen mit mannlichem Arm,
Die er mit mannlicher Minne errungen.
Also gedacht ich, und senkte den Blick
Schamvoll, ob meinem Geständniß der Liebe.
Damals, mein Oskar, umfieng mich der Himmel
Freundlicher, lauere Lüfte umschwebten
Mich, alle Farben der heiligen Haine
Glänzten und schimmerten heller um mich,
Als ich sie jemals zuvor noch gesehen;
Lag ich doch, eine germanische Braut,
Trunken zum ersten Mal dir an dem Herzen.

Oskar.

Herrliches Mädchen! O, hebe das Auge,
Sanft von der göttlichen Liebe umwoben,
Lieblich umflossen von sittsammer Röthe,
Daß ich begegne dem zagenden Blick,
Dem ich den Himmel auf Erden verdanke!
Freier erhebe das strahlende Auge,
Lieblicher, als der krystallene Glanz,
Wie ihn der donnernde Wasserfall spiegelt,
Wenn sich der Sonne verscheidender Blick
Sterbend verwebt in die schäumenden Fluthen;
Zündender noch, als die zackigen Blitze,
Wenn sie im Wetter die Berge umleuchten;
Tragender noch, als die Lieder der Scalden,
Geht es im Wirbel zur brüllenden Schlacht;
Schöner, als alle Triumpfe und Siege,
Kehr' ich, ein rossegetragener Held!
Alles Dies lebt erst im Blicke der Liebe,
Wie ihn dein freundliches Auge mir strahlt,
Zündet und trägt und erhebt mir die Seele,
Flammend von Vaterlandsliebe, empor,

Halt ich dich, Berta, im mannlichen Arm;
Athme mit dir ich, auf heimischen Bergen;
Glänzt mir die sinnvoll bedeutsame Rune,
Schwellend, vom Safte verschlungener Buchen,
Die unsre Namen in Liebe vereint.

Feurigen Muthes durchzieh' ich die Fluren,
Streife durch Haide, durch Dickicht und Moor;
Jage den Eber, den Hirsch und den Uren,
Schlage die Feinde, ein Hammer des Thor;
Sitze im Rathe, beim Schimmer der Sterne,
Traulich, im heiligen Dunkel des Hains;
Aber, Geliebte, aus heiliger Ferne
Glüht selbst kein Auge so freundlich, wie Dein's.
Seh' dich schon kommen auf steigendem Rosse,
Stattlich bewehret, mit Lanze und Schild;
Mir ein willkommener Ehegenosse,
Und meinem Gaue das herrlichste Bild
Weiblicher Tugend, und weiblicher Sitte,
Weiblicher Keuschheit, und weiblicher Treu'.
Götter! gewährt mir die einzige Bitte:
Daß ich ein würdiger Sponse ihr sei!

G. F. Müller.

X.

Frühlingslieder.

1.

Es steigt von seines Himmels Zinne
Der junge Frühling, rund bekränzt,
An seiner Hand den Sold der Minne,
Der von des Himmels Segen glänzt.

Er ruft in diese weiten Fluren
Den neuen Auferstehungstag,
Und Leben dringt durch die Naturen,
Und weckt, was tief im Schlummer lag.
Leben fließet
Stromweis, gießet
Himmelsluft
Neu in jedes Wesens Brust.

Der Lüfte leicht beschwingte Chöre
Entzücken wieder unser Ohr,
Und auf der Erde starren Leere
Webt sich ein blüthenreicher Flor.
Ein summend Völkchen kommt gezogen,
Mit treuem Fleiße in's Gefild,
Wo ihm in tausend Blüthenwogen
Des Lebens süßer Balsam quillt.
Bienlein, lehret
Fleiß uns, lehret
Uns, auch fein
Weise im Genuß zu sein.

Der Malve stolze Adern schwellen,
Es steigt der Bau von Eisenhut,
Und in des Baches klare Wellen
Taucht sich des Himmels blaue Fluth;
Die Sprößlinge der Saatgefilde
Erheben schlank ihr zartes Haupt,
Und in der Rose schönem Bilde
Erkennt sich, wer an Liebe glaubt.
Ach, die Blüthe
Sinket, glühte
Liebe nur
Auf der Unschuld Himmelsflur!

Der Erde weite Hallen stehen
Mit neuer Lenzespracht geschmückt,
Und in den Thälern, auf den Höhen
Steht wiederum der Mensch entzückt.
Er wandelt durch die grünen Saaten,
Er weilt am blüthenreichen Strauch,
Umgeben von der Liebe Thaten,
Umwehet von der Allmacht Hauch.
Solche Freude,
Ach, sie leite
Seinen Sinn
Nur auf Liebesthaten hin!

Durch des stillen Hains Gemächer
Rauscht der Vögel froher Sang.
Bis zum Abend; schwach und schwächer
Gleitet er den Wald entlang.
Stark und stärker tönen Glocken
Von der Heerd' die Trift herauf,
Schafe, die die Lämmer locken,
Rinder, brüllend, zieh'n herauf.
Freude, weile!
Anmuth, theile
Deine Zier,
Deine Grazie mit mir!

2.

Singen möcht' ich, Beten geh'n
Durch die weiten Hallen,
Wo die Saaten keimend steh'n,
Süße Düfte wallen.

Aber nennen kann ich's nicht
Was ich innen fühle,
Was so warm zum Herzen spricht,
Süß, wie Saitenspiele.

Darum knie ich still und stumm
Hier voll Andacht nieder,
Hör dein Evangelium,
Süßer Frühling! wieder!

3.

Von fernen Höhen wallet schon
Ein holder Jüngling nieder;
Er kommt zu dir, mein Erdensohn,
Als Bote Gottes wieder.

Er wandelt durch den stillen Hain,
Er wandelt durch die Fluren,
Und streut mit milder Hand darein
Des Lebens frohe Spuren.

Steh' still im Thal, am Blumenbach,
Beim Lied der Nachtigallen!
Hier bleibt dein Glaube ewig wach:
Gott lebt, Gott wirkt in Allen!

4.

Du, Frühling, trägst voll stillem Ahnen
Den Geist empor, zur Sonnenflur,
Ihn an sein höh'res Loos zu mahnen,
Den Sieg der himmlischen Natur.

Unsterblichkeit verkündest wieder
Du, holder Lenz, voll Duft und Glanz!
Sie rauscht im Chore deiner Lieder,
Sie weht aus deinem frischen Kranz!

Unsterblichkeit und Wiedersehen!
Das rufst, des Himmels Herold du,
Bei deinem Kommen, deinem Gehen
Der glaubensvollen Menschheit zu!

5.

Frühlingshimmel, Freudenhimmel,
Goldner Tage Sonnenschein,
Ziehst in die erstorbnen Fluren,
Ziehst in alle Herzen ein!

Lüftest leise Trauerschleier,
Thuest Leidenden dich auf,
Machest alle Herzen freier,
Ziehest sanft zu dir hinauf!

Glänzest mit des Lenzes Prangen,
Weckst den Blumenstrauß der Flur,
Röthest Liebenden die Wangen,
Segnest und beglückest nur!

Ich auch soll, wie du, beglücken,
Liebe geben und erfreu'n;
Leidende mit Trost erquicken,
Wohlthat, Segen um mich streu'n.

Mich auch rufst du in die Auen,
In die Wälder, in das Thal,
Gottes Herrlichkeit zu schauen,
Gottes Güte überall.

6.

Frühlingssonne!
Glanz und Wonne
Der entwinterten Natur!
Weckst durch deinen
Klaren, reinen
Lebensschein du diese Flur?

Weckst du wieder
Klang der Lieder
In dem neubelebten Hain?
Oder sagen
Diese Fragen
Schon dem Denker ja und nein?

Dienend kommst du,
Dienend rufst du
Aus dem Winterschlaf die Welt;
Der dich sendet
Führt und wendet
Wohnet überm Sternenzelt.

Wirst du kommen,
Neu entglommen,
Einst am Tage des Gerichts,
O dann leuchte
Mir ins feuchte
Auge, Strahl des ew'gen Lichts!

G. F. Müller.

XI.

Die Nacht.

O spanne dunkle Nacht den klaren Bogen
Wie einen Mantel ob der Erde aus,
Und decke mit ihm, sanft herabgezogen,
Die Schläfer auf der Erde stillem Haus;
Den Träumern sey mit Liebe du gewogen,
Laß enden aller Sorgen Kampf und Braus! —
In sanftem Schlafe seh' ich Alle liegen,
Manch' schönen Traum sich an die Herzen schmiegen.

Von Flur und Wald, den mondbeglänzten, feuchten,
Die nächt'ger Thau mit seinem Hauche küßt,
Geh' ich zur Stadt, wo nur noch mattes Leuchten
Zerstreuter Lampen still und düster grüßt.
Wie nächt'ge Schatten Alles doch verscheuchten!
Leer sind die Strassen, alle Plätze wüst;
Mein leiser Tritt hallt von den weißen Steinen,
Mit dem des fernen Wächters sich zu einen.

„Ihr Herren hört, ihr Schläfer laßt euch sagen!“ —
Rauh klingt sein Ton wie angeschlagnes Erz;
Und was noch folgt, es will zum Himmel tragen,
Ein Bibelspruch trifft ernst des Menschen Herz,
Mahnt an die Ruhe, wo es nimmer schlagen,
Nicht zittern wird vor Freude oder Schmerz.
Ich blicke auf — zu Gottes hohen Preise
Zieh'n stille Mond und Stern' die goldnen Kreise.

Wie ruhig dort! — Und hier — ach! Grabesstille
Von Außen, aber innen lebt die Stadt.
Wohl mancher schläft inmitten reicher Fülle;
Doch habsuchtsvoll, des Geldes nimmer satt,
Wacht er und zählet aus der Eisenhülle
Sein Gold und wägt, was er gewonnen hat.
Er raubt dem Schlaf ein sorgenvolles Wachen,
Doch kann die list'gen Diebe er verlachen.

Hier leuchten Fenster, — hinter den Gardinen
Schwankt geisterbleich ein Schatten auf und ab.
Kein Laut! Kein Klang! Doch les' ich in den Mienen
Ein heimlich Wort von Krankheit, Tod und Grab.
Das Härt'ste, bitt'res Siechthum ist erschienen;
Halt Glaube aus! Geduld reiß du nicht ab!
Gebet und Pflege stehet bei im Streite,
Den Tod zu drängen von des Lagers Seite.

Was klirrt und singt? Ich seh am hohen Hause
Die Lust noch walten in der Brüder Reih'n;
Zum offnen Fenster dringet mit Gebrause
Ein Trinklied aus und kühle Luft herein.
Die Gläser schäumen zu dem langen Schmause,
Im lust'gen Takt knallt der Champagner drein:
„Herr Bruder trink auf's Wohlseyn deiner Schönen", —
Gelächter dann und neues Liedertönen.

Dort flüstern leise am durchbrochnen Gitter
Die Blätter, wie ein leichtbeschwingter Chor
Von Träumen, und tief eingehüllt ein Ritter
Tritt sachte aus dem Schattengang hervor.

Ein schmachtend Lied tönt sanft zum Klang der Cither,
Vom Fenster oben lauscht der Schönen Ohr;
Des Windes Wehen kühlt die heißen Wangen,
Bang wogt das Herz in Fürchten und Verlangen.

Die Liebe schläft doch nie! Der Sterne Lichter
Sind ihrer Seufzer heller Wiederschein.
Wenn Alles ruht, greift schwärmerisch der Dichter
Mit kühner Seele in die Saiten ein,
Und der Verliebten fröhliche Gesichter
Schau'n wunderselig in die Nacht hinein.
Der Ton verklingt, dann von dem Fenster nieder
Fliegt Kuß und Blume — Dank für solche Lieder.

Klingt fort ihr Töne in die weite Ferne,
Wo manches Herz in banger Wehmuth wacht;
Grüßt den Getrennten, bringt von seinem Sterne,
Von seiner Lieb' ein süßes: Gute Nacht!
Dem Trauernden, daß er entsagen lerne,
Gebt Hoffnung, daß noch and're Liebe wacht;
Die Nacht wird schwinden, wenn am Himmelsbogen
Der Sonne Glanz steigt aus des Aethers Wogen.

G. Neumann.

XII.

Sonnenuntergang.

Wenn vor meinem Blick die Sonne
Abends sinkt hinab,
Und sie taucht dann vollends nieder
In ihr Wolkengrab,

Dann denk ich, daß wieder fliehe
Mir ein Lebenstag,
Und es wird in meiner Seele
Eine Sehnsucht wach.

Wandeln möcht' ich wie die Sonne,
Immer stet und gleich;
Handeln möcht' ich wie die Sonne,
Immer segensreich,

Daß wenn einst auch meines Lebens
Letzter Tag läuft ab,
Ich mich ruhig, wie die Sonne,
Neigen könnt' zum Grab.

Und wie lange noch ihr Purpur
Glüht auf Wolken hoch,
Möcht' ich im Gedächtniß leben
Bei den Meinen noch.

So gedächte man nach Jahren
Noch bisweilen mein,
Bis im raschen Lauf der Zeiten
Flieht der letzte Schein.

G. v. Praun.

XIII.

Das Gefecht bei Gadebusch.

(26. August 1813.)

In düst'rer Nacht zieht ohne Trommelschall,
Verrathen nur durch ihrer Tritte Hall,
Taktfesten Schrittes eine Schaar Soldaten.
Fußvolk voran und Reuter hinterdrein,
Sieht man sie Wege bahnen durch den Hain,
Und durch die angeschwoll'nen Bäche waten.

Auf Augenblicke läßt ein Mondenstrahl,
Der hie und da sich durch die Zweige stahl,
Des Tschacko's Schmuck und Bajonette glänzen;
Doch bald neigt sich der Mond zum Untergang,
Der Tag erwacht, mit ihm der Vögel Sang,
Purpur'n steigt's auf an Horizontes Grenzen.

In seinen Mantel fest sich hüllend ein,
Sein Pferd am Zügel führend, ganz allein
Geht, ferne von dem Zuge der Gefährten,
Ein junger Offizier, den Blick gesenkt,
Und wieder dann zum Morgenroth gelenkt,
So geht er hin mit sinnenden Geberden.

„Mein Theodor!“ so ruft's ihn plötzlich an,
Was hat Dir doch der treue Freund gethan,
Daß Du Dich heimlich von ihm abgewendet?“
„Wie, Hardenberg! Willkommen, Bruder, hier
In diesem traurig wüsten Waldrevier,
Du kommst zur guten Stunde mir gesendet!“ —

„Ich hab' ein Lied auf diesem Marsch der Nacht
Für Lützow's braves Jägercorps gemacht,
Das Schwertlied heißt's: „Du Schwert an meiner Linken!“ —
Beginnt er nun mit leis'rer Stimme Ton,
Denn in des Feindes Nähe sind sie schon,
Zur größten Stille alle Führer winken.

Und als er las: „der Hochzeitmorgen graut“
Und endet mit „Hurrah du Eisenbraut!“
Da flüstert Hardenberg in finst'rem Sinnen:
„Ich ahne, daß ein Hochzeitmorgen graut,
Verlangend harrt auf mich die kalte Braut,
Mich fest umschlingend reißt sie mich von hinnen!“

Darauf der Freund: „Siehst du des Tages Licht,
Das siegvoll durch das nächt'ge Dunkel bricht?
Giebt's wohl ein schöner Bild für unsre Tage?“
Ich seh' in ihm das heil'ge Morgenroth,
Ob's leuchtet auch zum Leben, ob zum Tod,
Und auf den Lippen stirbt die eitle Klage.

Da plötzlich fällt mit seltsamlichem Klang
Quer vor den Weg, und hemmt der Freunde Gang,
Der Säbel Hardenbergs zu Boden nieder;
Vom rasselnden Geräusche hoch erschreckt
Bäumt sich das Roß, es hebt den Kopf, und streckt
Zum wilden Sprung die riesenmäß'gen Glieder.

„Wer jemals eine Ahnung tief empfand,“
Rief Hardenberg und faßt des Freundes Hand,
„Der, Theodor, versteht wohl diese Zeichen;
Zu Boden liegt die treue Eisenwehr,
Ich brauche sie für diese Welt nicht mehr,
Ich seh’ des Tages Glanz nicht mehr erbleichen.“

„Wohl, theurer Freund, es komme wie es mag,
Die Freiheit siegt doch über diesen Tag,
Hoch leb’ das Vaterland und was wir lieben!
Hörst du die Kugeln pfeiffen? Rasch hinein
Will ich mich stürzen in der Feinde Reih’n
Und wär der Tod auf jede Stirn geschrieben.“

Und laut erschallt der Jäger Flügelhorn,
Und tief versteckt im hohen Haidekorn
Lauscht auf den Feind die Schaar der Tirailleure;
Geplänkel erst, und dann das Peloton,
Dann Rottenfeuer von der Division
Franzosen, die sich stellt zur festen Wehre.

Doch nieder rasselt bald die Reuterschaar
Von Lützows Korps den stolzen fränk’schen Aar,
Und das Quarré stiebt schreckvoll auseinander;
Der Feind sucht in der Flucht sein Heil allein,
Doch hält noch Mancher Stand im dichten Hain
Und manche heiße Kugel rückwärts sandt’ er.

Getrieben von der Jugend heißem Drang
Folgt Theodor dem hellen Jubelklang
Der Hörner, an der Spitze seiner Schaaren,
Und weit voraus reißt ihn des Kampfes Gluth,
Er mißt im Einzelkampfe seinen Muth
Und spottet der ringsdrohenden Gefahren.

Mit einmal blitzt es hinter'm Busche auf,
Dicht an des Pferdes Nüstern steht der Lauf
Der Büchse, und des Feindes Kugel trachtet
Zum nahen Ziel, — des Pferdes Hals durchdringt
Das mörderische Blei, der Zügel sinkt,
Schon ist des Reuters Feuerblick umnachtet.

„Um Gotteswillen Körner — Theodor!“
So läuft der Schreckruf durch das ganze Korps,
„Er ist verwundet, Pferd und Reuter sinken!“
Schon nach Minuten sieht der Freundeskreis
Um den Gefall'nen, kalten Todesschweis
In hellen Perlen auf der Stirne blinken.

Die Lippe bebt, der Stimme Ton versagt,
Nur rings im Kreise noch das Auge fragt,
Es will der letzte Blick den Freund noch finden. —
Da bricht ein stummer Zug den Jägerkreis,
Quer über Waffen liegt auf Tannenreis
Graf Hardenberg — und Körners Sinne schwinden.

Die Jäger stehen um die Leichen her,
Und manche Männerthräne, heiß und schwer
Fällt auf die theuren Waffenfreunde nieder.
„Schlaft wohl ihr Brüder, Dank für eure Lieb,
Geweiht von edlem, hehrem Jugendtrieb —
Und dir o Körner, Dank für deine Lieder!“

„Hab Dank für deinen heldenmüth'gen Sang,
Der tief in unserm Innersten erklang,
In deutschen Herzen wird er nie verhallen;
Du folgtest deiner Sehnsucht heißem Drang,
Als schon der Tod um dich die Arme schlang,
Und ließest laut dein Schwanenlied erschallen.“

„Es töne fort in deiner Brüder Reih'n,
Es soll fortan ihr liebster Schlachtruf seyn:
„„Hurrah! heraus, du Schwert an meiner Linken!“ “
Und glücklich, wenn im schönen Morgenglüh'n
Der Freiheit süße Lüfte uns umzieh'n,
Mag dann auch uns're Lebensfackel sinken!“

So sprach es aus dem weiten Freundeskreis,
Und manche Männerthräne schwer und heiß
Fiel auf die treuen Jugendfreunde nieder.
Schlaft wohl ihr Brüder, — Dank für eure Lieb!
Geweiht von edlem, hehrem Jugendtrieb
Und dir, o Körner, Dank für deine Lieder!“

J. Priem.

XIV.

Die Säge.

Es schneidet Holz am Wege
Der wack're Arbeitsmann. —
Was zieht er doch die Säge
So oft zu sich hinan? —

Er ist doch schon bei Jahren,
Hat er denn nie bedacht,
Daß solch Zurückefahren
Den Schnitt nicht größer macht? —

Ich möcht' ihn gern belehren,
Erschien's nicht naseweiß;
Auch läßt er sich nicht stören
Der Mann, in seinem Fleiß. —

Wahr ist es; unverdrossen
Gelangt er doch zum Ziel,
Ob auch viel Zeit verflossen
In scheinbar eitlem Spiel. —

Drum, wenn der Menschheit Wege
Zuweilen rückwärts geh'n,
So denk' ich an die Säge,
Und lass' es gern gescheh'n.

J. Schnerr.

XV.

Glosse.

„Dichter lieben nicht zu schweigen,
„Wollen sich der Menge zeigen,
„Lob und Tadel muß ja seyn."

Göthe.

Was ich bin, ich darf es zeigen,
Was ich fühl' im Herzensschrein
Sollt es denn verborgen seyn? —
„Dichter lieben nicht zu schweigen!"

Aus des Herzens Tiefen steigen
Wechselnd, auf des Lebens Gang,
Lieder, Sprüche, kurz und lang,
„Wollen sich der Menge zeigen."

Und die Lieder dringen ein
Hie und da in gleiche Herzen,
Oder prallen ab an Erzen; —
„Lob und Tadel muß ja seyn!

J. Schnerr.

XVI.

Sinnsprüche und Epigramme.

1.

Nicht in zurückgezog'nem Brüten
Tiefsinniger Philosophie;
Im Lebensdrang entsteh'n die Blüthen
Der Poesie.

2.

Daheim in des Lebens Getreib und Gewühl
Schrumpft ein fast zu Nichts ganzer Jahre-Gefühl;
Auf Reisen, im Grünen so frei und weit,
Da dehnt sich das Leben, da streckt sich die Zeit.

3.

Was ist des Lebens bunt Gewebe?
Mit wenig Worten läßt sich's sagen:
Die Menge plagt sich, daß sie lebe,
Und lebt, um sich zu plagen.

4.

Gesetze, gut und schlecht, euch könnte man entbehren,
Mitsammt dem Richterstuhl, wenn Menschen Engel wären.

5.

Man nennt mit Recht es eine Last,
Purpur und Kron' zu tragen.
Wie kommt's, daß sie mit Gier und Hast
Denn doch darum sich schlagen? —

6.

Wenn Fürsten sich beim Schopfe fassen,
Dann muß das Volk die Haare lassen.

7.

Mathildchen geht auf Freiersfüßen
An des Ersehnten Wohnung oft vorbei;
Ihm zeigt ihr Putz, wie reich sie sey,
Und was er einst — wird schaffen müssen.

J. Schnerr.

XVII.
Der alte Invalide.

Es saß beim Lampenschimmer,
Mit düsterem Gemüth,
In seinem kleinen Zimmer
Der alte Invalid,

Und dachte an die Zeiten,
Da er noch rüstig war,
Noch tapfer konnte streiten
Als Ziethen'scher Husar,

Und dacht' an Vater Ziethen,
Mit dem er jede Schlacht,
Bis endlich kam der Frieden,
Voll Muth hat durchgemacht,

Und auch an König Fritze,
Der ihn im langen Krieg
Gar oft durch Dampf und Hitze
Geführet hat zum Sieg:

„Doch jener Schlacht vor allen
„Gedenk' ich," hub er an,
„In der mein Kleist gefallen
„Und mancher brave Mann.

„Ich sehe noch voll Schauer
„Des Helden Leichenzug,
„Da man in tiefer Trauer
„Ihn hin zum Grabe trug.

„Sie alle sind verschieden,
„Ich, der des Lebens müd',
„Muß weilen noch hienieden
„Ein alter Invalid."

Und als er noch so dachte
Und mit sich selber sprach,
Da öffnete ganz sachte
Die Thür sich vom Gemach;

Und von des Königs Garde
Stand jetzt in offner Thür
Ergraut am Haar und Barte
Ein alter Grenadier.

Hohl tönt's aus seinem Munde:
„Der König harret dein,
„In einer halben Stunde
„Sollst du schon bei ihm seyn;

„Doch so, wie du vor Zeiten,
„Als Ziethen'schen Husar
„Mußt du dich wieder kleiden,
„Auch jetzt, im grauen Haar!"

Kaum tönten noch die Worte,
Die letzten, ihm ins Ohr,
So schloß sich leis' die Pforte
Und still war's, wie zuvor.

Der Invalide schüttelt
Bedenklich nun den Kopf,
Streicht sich das Haar und wickelt
So gut es geht den Zopf.

Drauf ging er an den alten
Schon morsch gewordnen Schrein,
In ihm war aufbehalten
Das Kleid, das liebste, sein.

Er nahm's heraus und schmückte
Sich jetzt mit dem Gewand,
Den Säbel auch, ihn drückte
Mit Zittern seine Hand;

Riß dann die rost'ge Klinge
Begeistert aus der Scheid'
Und focht, als ob es ginge
Nochmal in blut'gen Streit;

Doch plötzlich ward's zu Muthe
Ihm gar so sonderlich,
Er ging zum Lehnstuhl, ruhte,
Legt dann auf's Lager sich,

Er fühlte sich so müde,
In Schlaf versank er drauf, —
Der alte Invalide,
Er wachte nimmer auf.

C. Weiß.

XVIII.

Die Auswanderer.

Den Weg voran der Vater schritt,
Die Habe auf dem Rücken,
Sein treues Weib, sie wandert mit,
Mit wehmuthsvollen Blicken

Schaut sie zum Dörfchen noch zurück,
Seufzt mit gepreßtem Tone:
„Fort, fort treibt uns das Mißgeschick,
„Fort zu der fernsten Zone!“

Und eine Thräne bebte jetzt
Auf ihrer Wang' hernieder,
Sie bebte, und die Wang' benetzt
Sie von dem Säugling wieder.

Den sie an ihrer treuen Brust
Gewiegt in sanften Schlummer,
Ihm war von Heimath nichts bewußt,
Und nichts von Sorg' und Kummer.

Die Andern gingen ihr zur Seit',
Und weinend fragt das Eine:
„O Vater! Mutter! ist's noch weit?
„Ich hab' schon müde Beine!“

Den Vater rührt's; er faßt die Hand
Des kleinen holden Knaben:
„Schweig still, wir kommen in ein Land,
„Dort sollst du's besser haben. —"

„Viel schöne Aepfel gibt es dort,
„Rosin und Mandelkerne;
„Drum laufe, bald zeigt sich der Ort,
„Er ist nicht mehr so ferne."

Getröstet hüpft mit frohem Sinn
Er nun an Vaters Seite,
Doch düst'rer blickten vor sich hin
Die Größern in die Weite.

Hier laßt uns, hub der Vater an,
Hier laßt uns nochmal weilen,
Dann ziehen wir getrost die Bahn,
Ob wild auch Stürme heulen.

Komm Weib, ihr Kinder, blickt nochmal
Auf unser Dörfchen nieder,
Wir seh'n es nimmer unser Thal,
Wir seh'n es nimmer wieder.

Lebt wohl ihr, die ihr es bewohnt,
Es soll euch Flur und Hütten
Der Gott, der über Sternen thront,
Mit Segen überschütten.

Lebt wohl auch ihr, die mich gemacht
Zum Mann am Wanderstabe,
Auch ihr, die ihr an euch gebracht
Durch Unrecht meine Habe.

Der Himmel wird es euch verzeih'n,
Ich hab's euch schon verziehen;
Der Himmel mag euch Trost verleih'n,
Mir ist er schon verliehen.

Zum Himmel blickten Alle auf,
Und beteten im Stillen,
Und vorwärts, vorwärts ging es drauf
Mit Gott und seinem Willen.

C. Weiß.

XIX.

Nachtgedanke.

Fahne, ächzen hör' ich dich
Oft des Nachts auf deinem Thurme,
Wie ein Herz, so dünkst du mich,
Das umwogt vom Schicksalssturme

Einsam in der stillen Nacht
Klagt dem Winde seine Leiden,
Die ihm stets das Leben macht
Und vielleicht mit ihm erst scheiden.

Du auch gibst, wie du dich drehst,
Dein Geächz' dem Wind zum Spiele,
Als ob dir's in Ost und West,
Süd und Nord nicht mehr gefiele.

Fahne, wohl wirst du oft alt,
Doch dein Ende mußt erreichen. —
Gram und Kummer aber bald
Bringt ein Menschenherz zum Schweigen.

C. Weiß.

XX.

Das Wasserrad.

Ich ging durch grüne Wiesen
Auf einsam stillem Pfad,
Bis zu dem Rand des Flusses,
An dem ein Wasserrad.

Dort weilte ich und schaute
Nun so in guter Ruh'
Dem Treiben jenes Rades,
Dem Eimergießen zu;

Wie voll sie aufgestiegen
Und strömend sich gesenkt,
Wie man in solcher Weise
Das Gras, die Blümchen tränkt.

So, dacht' ich, kreisen Sänger
Auch mit dem Rad der Zeit,
Und gießen aus die Lieder
Vom Busen voll und weit.

Und wie sie's tief empfunden,
Zieht's in die Weite aus,
Und wie das Gras, die Blümchen,
Trinkt manches Herz daraus.

Und schöpft aus seinen Liedern
Auch nur ein einzig Herz
Den Balsam für die Wunde,
Den Trost für seinen Schmerz,

Ist schon beglückt der Sänger
Und freut sich seiner Saat. —
So sinnend — weilt' ich lange
Bei jenem Wasserrad.

C. Weiß.

XXI.

Die Wiese.

Reichgeschmückte bunte Wiese,
Welche Pracht ist dir verliehen!
O, was kann das Herz empfinden,
Sieht es deine Blumen blühen.

Gern weil' ich auf deinen Matten,
Auf den duft'gen, polsterweichen,
Gern seh' ich, wie sich die Gräser
Und die Blumen schmiegen, beugen;

Und oft wenn ich einsam weile
Auf dem Sitz', den ich mir wählte,
Ist's, als ob sich ein's dem Andern
Was vom Wintertraum erzählte;

Denn da höre ich ein Lispeln
In den kleinen Blüthenzweigen,
Seh', wie sich die bunten Häupter
Kosend zu einander neigen.

Wieder andre seh' ich stehen,
Die sich scheinen zu umfassen,
Gleich als wär's ein liebend Pärchen,
Das sich nimmer will verlassen.

Viele schauen froh und heiter
In die Welt, als ob im Leben
Sie von keinem einz'gen trüben
Schein des Himmels noch umgeben.

Andre beugen sich zur Erde,
Dünken mir die Lebensmüden,
Denen in der bunten Menge
Keine Freuden sind beschieden.

Hoch erhaben prangen welche,
Andre wieder unten stehen,
Jene schwelgen in der Sonne,
Diese dürfen kaum sie sehen. —

O, was muß ich hier erschauen
Und auf's Neue noch empfinden!
Selber bei den Wiesenblumen
Muß ich's wie bei Menschen finden.

Hat doch alle eine Mutter
Sie gepflegt in einem Lenze;
Und es mäht sie alle wieder
Doch die eine, gleiche Sense;

Labt die großen wie die kleinen,
Doch der eine Trost, der süße,
Daß, wenn ihre Zeit gekommen,
Heimbringt sie der Herr der Wiese.

Schweige Herz! — Was soll dein Klagen?
Laß es in der Luft verhallen. —
Gott, weßhalb deckt uns ein Schleier
Das Warum! — Wann wird er fallen?

C. Weis.

Album

des

literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1845.

Nürnberg.
Verlag von Bauer und Raspe.
1845.

Vorwort.

Da im vergangenen Jahre eine erste Sammlung prosaischer und poetischer Vorträge von Mitgliedern des literarischen Vereins in Nürnberg, in Druck erschien und in dem Absatze derselben, die Möglichkeit gegeben wurde, solche von nun an, alljährlich erscheinen zu lassen, so folgt hiermit in dem »Album für 1845« der zweite Jahrgang desselben.

Die späteren Jahrgänge werden an Ausstattung, Umfang und Preis, diesen beiden ersten gleichen, und dem Inhalte nach, dürften sie das Interesse der deutschen Lesewelt nicht minder als diese in Anspruch nehmen.

Nürnberg, im December 1844.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Prosaische Vorträge.

II.

Gedichte.



Prosaische Vorträge.

I.

Das böse Prinzip
in
Göthe's Faust und Chamisso's Schlemihl.
Eine Parallele
von
Dr. E. Lösch.

Das Böse tritt uns überall in der geistigen, wie in der materiellen Welt so entschieden entgegen, daß kein Philosophem es hinwegzuläugnen vermag, daß vielmehr die tiefsten Denker aller Zeiten eine würdige Aufgabe darin fanden, den Ursprung und die tiefere Bedeutung desselben nachzuweisen. Am einfachsten versuchten die Gnostiker, gestützt auf ältere persische und chaldäische Philosopheme das Räthsel zu lösen, indem sie neben dem ewigen, guten Urwesen, dem Quell des Lichts und der Intelligenz, ein eben so ewiges, das Böse, die Materie, annehmend, beide im unaufhörlichen Gegenkampf begriffen sich dachten. Grössere Tiefe und Wahrheit hat die andere Ansicht, die von Zoroaster, Plato, den Neuplatonikern, den Kabbalisten, bis herauf auf die neueste Philosophie, sich Geltung verschafft hat, wornach ein einziges und ewiges, gutes Urwesen an-

genommen und das Böse nur als nothwendige Entfaltung, als unvermeidlicher Gegensatz und Gegenkampf gedacht wird. Eine Ansicht, die mit der christl. selbst näher zusammenstimmt. Gott schuf die Welten nicht als ein fertiges Gebäude, in welches fürder kein Stein weiter einzufügen wäre, sondern er schuf sie als ein lebendiges, organisches Ganzes, das aus und durch sich selbst, nach ewigen, in sie gelegten Gesetzen, durch Kampf und Gegenkampf, durch Vergehen und Werden sich immer neu gebären, immer herrlicher entfalten soll. In diesem Kampf und Gegenkampf ist das Böse mit Nothwendigkeit begründet und erscheint nur als ein Durchgang zum Guten, als ein Mittel zur Vollendung des Ganzen. Gilt das im Reiche der Natur, so gilt es noch vielmehr im Reiche der Geister. Das ganze Geisterreich, (wie jedes einzelne Individuum) trägt die Bestimmung der Selbstentwicklung, der Entfaltung aus sich selbst in sich. Die Freiheit ist nothwendige Urbedingung, und in der Freiheit liegt das sittlichböse begründet — nur mit dem Unterschiede, daß das sittlich Böse, mit freier Wahl ergriffen, vom Individuum in sein eigenes Selbst aufgenommen, zum wahrhaft Bösen wird, zum feindlichen Kampfe gegen das ewige Urwesen und die letzte Bestimmung des Geisterreichs sich gestaltet.

Da dasselbe Gesetz der Freiheit für die Geister höherer Gattung, Engel und Aeonen, eben so gut gilt, wie für die der niedern, die Menschen, so war es ganz folgerichtig, dort eben so, wie hier die Bösen zu suchen,

und jene orientalischen, neuplatonischen und kabbalistischen Philosopheme wußten eben so viel von Dämonen und bösen Geistern zu sagen, als die jüdische und christl. Religion; welche noch insbesondere das Böse in der Menschenwelt von den bösen Geistern ableitete und das Böse in der Natur als Folge von dem Sündenfall darstellte. Die Idee des Satans, als eines Feindes Gottes und als eines Verführers der Menschen, war vollendet. In weit tieferem, furchtbarerem Ernste war er in den Offenbahrungsschriften und in den ersten Jahrhunderten der christl. Zeitrechnung erfaßt, als in den spätern Zeiten des Mittelalters, wo man sich gewöhnte, den Urfeind der Menschen selbst zur menschlichen Schwachheit herabzuziehen, sich ihn in körperlicher Gestaltung umherwandelnd zu denken, als einen, der eben so sehr in Spuck und gespensterhaftem Erschrecken der Furchtsamen, wie im Verführen und Verderben der Schwachen sich wohlgefiel. In solchem Sinn hatte der Volksglaube des Mittelalters das böse Prinzip aufgefaßt, in solchem Sinn hatte auch die Poesie dasselbe vielfach benützt; und es eignete sich zu jeglicher Vorführung im Drama, im Roman und Mährchen, da das Volk den Verführer und Erbfeind in allen Gestalten und Formen, selbst mit Gewandtheit und Reputation bald als lustigen Gesellen, bald als guten Schützen und Jäger, bald als Zauberkünstler, bald als Kriegsmann, bald als Gelehrten und als Minister und Rath auftreten ließ. In solcher Weise hat auch die neueste Zeit ihn wieder in den Kreis der Dichtungen aufgenommen, vielleicht in keinem andern

1 *

Werke mit mehr Geist, als es Göthe in seinem Faust und Adelbert Chamisso in seinem Schlemihl gelungen ist.

Wir haben es uns bei unserm gegenwärtigen Vortrag zur Aufgabe gemacht, eine Parallele zwischen beiden Dichtungen — so weit sie das Prinzip des Bösen zum Gegenstand haben — zu ziehen, und wir werden finden, daß die Palme des Sieges nicht dem Dichterfürsten, sondern dem bescheidneren Chamisso zugehört.

In beiden Dichtungen ist der Satan geschäftig, eine Seele zu kapern und in beiden Dichtungen mißlingt es ihm. Dort ist's der dreiste Uebermuth eines gigantischen Geistes, der alle Schranken überschreitet und eben so ungemessen in seinen Forderungen an die Wissenschaft, wie an den Sinnengenuß des Lebens ist, was dem Satan den Weg bahnt; hier in Schlemihl ist's der Leichtsinn eines von Noth und Elend gebeugten Menschen, der um den köstlichen Besitz eines unerschöpflichen Seckels ein anscheinend ganz geringfügiges, aber doch mit der Persönlichkeit und ihrem Auftreten unumgänglich nothwendig verbundenes Gut, ich meine den Schatten, an den Verführer hingiebt. Ganz anders ist die Aufgabe des Satans dort; er muß durch Vorspieglungen einer erlogenen Befriedigung und Sättigung den großen und starken Geist von seinem Urquell abziehen; und ganz anders da, er muß sein Schlachtopfer in solche peinliche Lagen und Verlegenheiten bringen, daß es sich zuletzt entschließen muß, um den Preis seiner Seele sich wieder in den Besitz seines Schattens zu setzen. Nur nebenbey sey es sogleich hier bemerkt, daß die Wahl

Chamisso's eine viel glücklichere ist, den Seelenverkauf zum letzten und nicht erreichten Ziele zu machen, während Göthe seinen Faust den Contract wirklich abschließen und dennoch den Satan zuletzt leer ausgehen läßet.

Was nun die Vorführung des Satans in beiden Dichtungen betrifft, so kann nicht geläugnet werden, daß Göthe seinen Mephistopheles viel reicher ausgestattet, sogar mit einer gewissen philosophischen Begründung vorgeführt hat. Es ist bekannt, daß er in seinen Jugendjahren selbst gnostischen, neuplatonischen, kabbalistischen und alchymistischen Studien und nicht im Scherze blos, sondern mit ziemlichem Ernste sich hingegeben hat. Die Kabbala war die eigentliche Philosophie des im Mittelalter herrschenden Aberglaubens an Magie, Zauberey, Hexenwesen, Teufel und Dämonen aller Art; und ihre genaue Kenntniß spricht sich in vielen Stellen des Göthischen Fausts aus, und giebt den buntesten Hexen- und Zauberscenen einen gewissen wissenschaftlichen oder doch wenigstens geschichtlichen Gehalt. Im Geiste dieser Philosophie hat Göthe auch seinen Mephistopheles gezeichnet. Er ist ein Geschöpf der Nacht, des Chaos: »Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war, ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar.« Er ist der Geist der Negation: »Ich bin der Geist, der stets verneint;« der Geist der Zerstörung: »So setzest du der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt die kalte Teufelsfaust entgegen, die sich vergebens tückisch ballt;« er ist der Geist der Sinnlichkeit, der Verführung und der gemeinen Erdenlust: »Den sollt

ihr noch verlieren, wenn ihr mir die Erlaubniß gebt, ihn meine Straße sacht zu führen;« er ist der Geist des Widerspruchs und des frechsten Hohns. Vor seinem frechen Spotte ist keine Regung in des Menschen Brust sicher, die niedrige so wenig wie die höhere. Und dennoch darf er bey diesem allen vor Gott erscheinen und unter das himmlische Gesinde sich mischen; Gott gebraucht ihn zum Weltganzen; er muß zerstören in der physischen Welt, um Leben hervorzurufen: »Und freilich ist nicht viel damit gethan, was sich dem Nichts entgegenstellt, das Etwas, diese plumpe Welt, so viel als ich schon unternommen, ich wußte nicht ihr beizukommen,« auch in der moralischen Welt muß er reizen und versuchen, um den Menschen vor Trägheit zu bewahren: »Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen, er liebt sich bald die unbedingte Ruh; drum geb ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.« Ja er wird von dem Herrn förmlich in seinem Rechte autorisirt: »Du darfst auch da nur frey erscheinen. Ich habe deines gleichen nie gehaßt. Von allen Geistern, die verneinen, ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.« Die Idee eines solchen Geistes mußte unter der Behandlung eines Göthe um so viel markirter, individueller und reicher ausfallen, als ihm bey der Ausführung einer seiner Jugendfreunde, der überall mit solchem mephistophelisch kaltem Hohn und Spott abzusprechen gewohnt war, gleichsam als Original zu einem Portrait diente. Viel einfacher tritt der Graue im Schlemihl auf. Der Dichter läßt ihn gelten, ohne über ihn und

sein Recht zu existiren, erst viel zu philosophiren; er läßt ihn abtreten, und es wird nicht weiter gefragt, wohin er kommt. Und dennoch trotz des wenigen Aufwands kettet sich überall an sein Erscheinen ein tiefes Grauen, zeigt er sich überall als schlauen, wohl berechnenden, die Schwächen des menschlichen Herzens mit sicherer Hand erfassenden Verführer. In ihm ist weit mehr Einheit und festerer Tact als im Mephistopheles, und er hat sein Opfer selbst ohne Contract viel enger umstrickt, als dieser das seinige, das ihm selber in die Arme sich geworfen hat. Gerade in der größeren Unbestimmtheit, daß ich so sage, in diesem Grau in Grau, manifestirt sich das Dämonische und greift mit seinen Schauern viel tiefer in's menschliche Herz.

Wie stehts nun um den Gang, den beide gehen? Im ersten Theile des Faust führt Mephistopheles seinen Plan mit wahrer satanischer Meisterschaft hindurch, er verheißt seinen Schüler in den rechten Lebensgenuß einzuführen und weiß ihn auf die anscheinend schuldloseste Weise so zu umstricken, daß er in kurzer Frist als Verführer seines Gretchens, als Treubrüchiger gegen seine Geliebte, als Mitschuldiger am Tode ihrer Mutter, als Mörder ihres Bruders, als die entfernte Ursache von dem Tode seines Kindes und von dem Tode seiner Geliebten, die als Kindsmörderin dem rächenden Schwerte des Henkers verfällt — dastehet und dem namenlosesten Elend preisgegeben ist. Das alles weiß Göthe mit einer Wahrheit, einer Seelenkenntniß, einer Sicherheit und Schärfe der

Zeichnung, und einer Gewalt dramatischer Wirkung durchzuführen, daß man gerne den Hexen- und Zauberspuck als eine unschädliche Zuthat, als — wenn ich so sagen darf — einen scherzhaften Schnörkel, verzeiht, um so mehr, da dieser Hexen- und Zauberspuck in dem Glauben des Zeitalters, darin das Stück spielt, einen historischen Boden gefunden hat. Aber wie steht es um den zweiten Theil? Mephistopheles führt seinen Schüler an den kaiserlichen Hof und seine Lustbarkeiten, zurück in seine alte Klosterzelle, hinein in eine klassische Walburgisnacht, zu einem neuen Liebesabentheuer mit der schönen Helena, auf das Schlachtfeld, um dem Kaiser Maximilian den Sieg erringen zu helfen, endlich zu seiner letzten großen That, dem Meere Land abzugewinnen und auf selbst geschaffenem Boden eine neue Colonie zu gründen. Faust bleibt derselbe rastlos Strebende, überall Unbefriedigte, aber von einem tieferen Fall ist so wenig die Rede, wie von einer sittlichen Erhebung. Mephistopheles ist völlig kraftlos geworden, alt mit dem alternden Dichter. Er beschränkt sich höchst genügsam auf einigen Zauberspuck und einigen kalten Spott, begeht zwar noch eine blutige Gewaltthat an dem greisen Paare Philemon und Bauciis, an welcher jedoch Faust selber keinen Antheil hat. Von einer dämonischen, das Herz umstrickenden, das Gewissen mit selbst begangenen oder halbverschuldeten Verbrechen belastenden Gewalt ist keine Rede mehr. Das böse Prinzip ist keineswegs besiegt oder überwunden, es ist nur matt und wirkungslos geworden.

Wie viel anders und besser hält sich der Graue im Schlemihl. Durch den goldenen Seckel gewinnt er einem unbedeutenden Menschen seinen Schatten ab. Eine so geringfügige Hingabe des wahrlich geringsten Theils der Persönlichkeit scheint dem arglosen, von Noth und Elend gedrückten Menschen um solchen hohen Preis ein entschuldbarer, ja ein guter Kauf. Aber bald muß der Arme seinen Irrthum schmerzlich gewahren. Seine Schattenlosigkeit macht ihn zum Gespött des Pöbels, bringt ihn in bessern Gesellschaften in die peinlichste Verlegenheit, scheucht seine Freunde, stößt die Schönen, deren Huld er sich zu gewinnen gewußt hat, zurück, treibt ihn voll Pein und Qual von einem Ort zum andern, raubt ihm die heißgeliebte Braut, eben als ihm in ihrem vollen Besitze das ganze Glück des Lebens aufgehen sollte, und macht ihn vor Jedermann zum Gegenstand eines unheimlichen Grauens. Mit welchen seltsamen und schlauen Erfindungen er auch seine Schattenlosigkeit, wo sie entdeckt wird, zu entschuldigen sucht, jeder ahnet in dem Schattenlosen einen unheimlichen Gesellen, von welchem es gerathen ist, frühzeitig genug sich loszumachen. Der Arge weiß alle diese peinlichen Verlegenheiten, diese Schmerzen und Qualen, höchst geschickt zu benützen, um ihm seinen Schatten wieder anzubieten, aber um keinen andern Preis, als den, daß er ihm seine Seele verschreibe. Er macht ihm den Besitz desselben aufs neue noch wünschenswerther dadurch, daß er ihm seinen Schatten auf einige Zeit wieder leihet; und der Leser fühlet es wohl, an diesem Schatten halte der

Verführer sein ausersehenes Schlachtopfer wie an einem starken und unauflöslichen Bande, das ihm über kurz oder lang die arme Seele noch in die Hände spielen müsse. So bleibt der Graue bis zum letzten Punkte gleich unheimlich, gleich mächtig, gleich furchtbar, bis endlich Schlemihl sich erhebt, den Schatten und den Reichthum aufopfert, damit der ganzen Welt entsagt und alles hingiebt, um nur das bessere Selbst zu retten. Jetzt verschwindet der Böse für immer, aber er ist besiegt, überwunden durch die sittliche Selbsterhebung seines Schlachtopfers.

Das führt auf den letzten und wichtigsten Punkt unserer Vergleichung, auf den moralischen Gehalt beider Dichtungen, oder auf den Sieg über das böse Prinzip. Durch gänzliche Selbstverläugnung und Weltentsagung macht sich Schlemihl von der Umstrickung des Satans los. Den verhängnißvollen Seckel wirft er mit Abscheu in den Abgrund, seinem Schatten entsagt er auf immer, er fliehet die Freunde und Welt und ziehet sich in eine einsame Höhle der ägyptischen Wüste zurück, an kein lebendiges Wesen weiter gekettet, als an einen getreuen Pudel. Ein glücklicher Zufall spielt ihm Siebenmeilen-Stiefel in die Hände. Mit ihnen ist es ihm möglich, seine naturwissenschaftlichen Studien, an welche ihn eine frühe Neigung bindet, über die ganze Erde auszudehnen und Forschungen zu unternehmen, wie kein anderer. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, sagt er selber, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Gar-

ten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. So lebte er büßend und entsündigt, nur sich und seinem bessern Selbst, und war — gerettet. Noch eine Versuchung ergehet über ihn. Auf seinen Wanderungen plötzlich erkrankt, wird er in ein Hospital gebracht, dasselbe, das sein treuer Diener Bendel aus den letzten Resten seines Goldes in seiner Vaterstadt gestiftet hat, dort siehet er auch seine geliebte Mina wieder, als Wittwe, wie sie pflegend und tröstend unter den Kranken umhergehet. Er zweifelt einen Augenblick, ob er sich zu erkennen geben, oder unerkannt von dannen gehen solle. Auch diesmal siegt der bessere Geist; er scheidet unerkannt und läßt blos auf seinem Bette den Zettel zurück: Auch eurem Freunde ergehet es nun besser, als ehemals, und büßet er, so ist's Buße der Versöhnung. Mit hoher Befriedigung legt man das geistvolle, sinnige Werkchen aus den Händen.

Wie ist dagegen der Sieg über den Satan in Göthes Faust motivirt? Es werde nicht übersehen, daß hier die Aufgabe eine viel schwerere war. Faust war viel tiefer gefallen und die Rückkehr war schwerer; ein solcher unbegrenzter, gigantischer Geist konnte nicht so leicht in die enge Begrenzung kirchlicher Bußübungen oder in den breitgetretenen Weg alltäglicher bürgerlicher Rechtlichkeit zurückkehren, eine mehr als menschliche Entsagung, verbunden mit einer mehr als menschlichen Erhebung wäre hier erforderlich gewesen; Thaten voll Aufopferung, Kämpfe und Stürme voll heroischer Kraft allein hätten ihn sich

selber wiedergeben können; Büßungen vielleicht in der andern Welt, ohngefähr so, wie sie in einem alten Marionettenspiele „die Päbstin Jutta“ betitelt, vorkommen, oder Reinigungen, Läuterungen jenseits von den irdischen Schlacken, durch rächende und sühnende Geister, wie solches in der kabbalistischen Philosophie sich begründet fand, oder eine Lösung vielleicht aus den Banden des Satans erst am jüngsten Gerichte, wie es Klopstock bey seinem Abbadonna versucht hat, — dies ohngefähr hätten die Mittel und Wege seyn mögen, einen Faust zu retten; und wir wollens gerne zugeben, nur einem Genius, wie Göthe, mochte es möglich seyn, eine solche Aufgabe glücklich zu lösen. Aber was hat der Dichter gethan? Sein Faust bleibt unbefriedigt, unersättlich, rastlos — die vollendete Selbstsucht bis zum letzten Augenblicke, noch als Greis und erblindet voll Thatenlust, aber keine That von sittlicher Größe, keine That von moralischem Gehalte, keine sühnende, keine das bessere Selbst wieder gewinnende und rettende That. Er stirbt, der Höllenrachen thut sich auf, Mephistopheles und die Höllengeister lauern auf die scheidende Seele — allein Engel kommen und verscheuchen die Geister durch Rosen der Liebe, die sie streuen, fromme Anachoreten beten für ihn, büßende Sünderinnen, an ihrer Spitze Gretchen, sprechen bey der Jungfrau Maria für ihn vor und so vollbringt sich die Rettung durch nichts weiter, als — eine Marionneten-Scenerie. Der Leser wird mit der schalen Enderklärung entlassen: »Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen, — und hat an ihm die

Liebe gar von oben Theil genommen, begegnet ihm die seel'ge Schaar mit herzlichem Willkommen. — Das Unbeschreibliche hier ist es gethan; das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Rastloses Streben also — gleichviel ob im Interesse der Selbstsucht oder der Menschheit, ob im Dienste Gottes oder des Satans, ob im Dienste der Wissenschaft oder der Thorheit — das soll den Himmel aufschließen. Noch ein anderes und besseres Motiv ist gegeben: Die Liebe von oben, welche an einem Menschen Theil genommen hat; und dagegen freilich wäre nichts einzuwenden. Wir müssen nur fragen, ob denn etwa diese Liebe eine ganz unbedingte ist und gar nicht nach der Sittlichkeit des Lebens fragt? Endlich noch ein drittes Motiv, die Liebe zu Gretchen. »Das ewig Weibliche zieht uns hinan.« Wir schreiben zwar der Frauenliebe alle mögliche, läuternde, heiligende und zum Himmel erhebende Kraft zu. Allein dieser Liebe Fausts zu Gretchen, die ihr ganzes Wesen in dem bekannten Worte charakterisirt: »Wenn nicht das süße junge Blut heut Nacht in meinen Armen ruht, so sind wir um Mitternacht geschieden;« dieser Liebe, vom Zaubertrank entzündet, durch Verführung eines schuldlosen Kindes und durch Vergiftung der Mutter zu ihrem Ziele geführt und gleich nach vollbrachtem Genusse wieder aufgegeben; dieser Liebe, deren Faust im ganzen zweiten Theile, ein langes Leben und ein hohes Greisenalter hindurch mit keinem sanften Sehnen, mit keiner schmerzlichen Wehmuth mehr gedenkt, läuternde und rettende Kraft zuzuschreiben, ist

der strafbarste Leichtsinn, ein Hohn gegen Religion, Sittlichkeit und Poesie.

Es ist öfter beklagt worden, daß Göthe den zweiten Theil des Faust geschrieben und nicht lieber das große Räthsel ungelößt gelassen hat. Gewiß, er hat sich durch die Zuendeführung des Faust selbst das schönste Lorbeerblatt aus seiner vollen Dichterkrone gerissen!

II.

Friedrich Hölderlin.

Geboren den 29. März 1770 zu Lauffen am Neckar.

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner
Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz um-
zieh'n! —

Mit diesen schönen, bedeutsamen Versen hat Emanuel Geibel in seinen Zeitstimmen das Andenken eines Dichters gefeiert, der noch immer weit weniger gekannt und geschätzt ist, als er es verdient. Während z. B. Wolfgang Menzel, Heinrich Kurz, Thom. Scherr, Theodor Mundt und ganz neuerdings Rosenkranz ihm die gebührenden literarischen Ehren erwiesen, hat Gervinus in den geräumigen Hallen seines großen Werkes über die deutsche Poesie kaum ein Plätzchen für ihn übrig gehabt. Sonderbar! Denn mögen wir nun Hölderlin's Dichtungen nur als solche betrachten, oder auch nach dem Geist, der in ihnen weht, nach der Weltanschauung, die sich in ihnen ausspricht, nach der Stellung endlich, die dem zufolge ihr Dichter zu seiner Zeit und noch zu der unseren einnimmt,

beurtheilen; so müssen wir sagen, daß er in jeder Beziehung aller Beachtung würdig sei.

Wenn je ein Dichter den Namen eines Dichters verdient hat, so ist es Hölderlin. Menzel sagt von ihm: »Hölderlins Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen, ihr eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches; er bemüht sich nicht, es zu machen, zu erkünsteln: er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus; er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch bewegt vom Winde, dann vom Sturme gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen seinem Herzen entquollen.« Diese Charakteristik Hölderlinischer Poesie ist im Allgemeinen so wahr, als sie selbst schön und poetisch ist. Dennoch muß noch vervollständigend hinzugefügt werden: Es ist nicht das Poetische schlechthin, nicht die schöne Empfindung und Erscheinung allein, nicht blos das Natur- und Natürlichschöne, welches in ihm lebt und anklingt und aus ihm in natürlichschönen Formen hervorbricht: sondern, obwohl dieses Naturpoetische und Natürlichschöne der Urquell ist, aus welchem alle wahre, und darum auch Hölderlins Poesie entspringt; so hat diese doch auch unverkennbare Merkmahle des Kunstschönen und des Strebens an sich, das-

selbe in möglichst vollendeter, und zwar in classischhellenischer Form hervorzubringen. So bieten sich viele Hölderlinische Gedichte, deren Geist und Wesen romantisch ist, indem sie von dem überschwänglichen Streben nach dem Göttlichen, Ewigen, Unendlichen erfüllt sind, als nicht immer mißglückte Versuche dar, die Aufgabe zu lösen, deren Lösung Göthe für unmöglich gehalten hat, die aber nichts desto weniger Aufgabe der gegenwärtigen, ja aller künftigen Poesie bleibt, — das Romantische nämlich und Classische zu vermählen, oder vielmehr aus ihrer Vermählnng ein Neues entstehen zu lassen. Dieses Neue wird hoffentlich nicht immer jenem schnell verlodernden Euphorion gleichen, jenem Sohne des Göthe'schen Faust und der von den Müttern heraufbeschwornen, schemen- und zauberhaften Helena. — Hölderlin nun hatte auf dem Grunde ursprünglicher, ihm eigener Natur und einer durch das Studium der Classiker, besonders der Griechen vermittelten Bildung in sich selbst eine ideale Welt aufgebaut, deren Realisirung ihm Aufgabe des Lebens, deren künstlerische Darstellung ihm Aufgabe der Kunst, der Poesie, seine eigene schien. Nichts war ihm innerlich gewisser, als eine in Gott, als in ihrem Mittelpunkt harmonische Welt. Echtgriechisch dachte er sich Gott als das Eine in sich selbst Unterschiedene, in welchem die Unterschiede nicht sowohl vernichtet, als vielmehr zur Harmonie gestimmt wären. Die Menschen aber, befähigt, dieser Weltharmonie im Geiste inne zu werden, hätten die Aufgabe, sie in allem ihrem Thun darzustellen, selbstthätig zur Lösung aller Dissonanzen des

äußeren und innern Lebens, der Natur und des Geistes, der materiellen und spirituellen Interessen, der Nothwendigkeit und Freiheit, namentlich auch auf dem Gebiete des sittlichen, geselligen, staatlichen Lebens beizutragen. Allein, so wie er um sich schaute, aus seiner innern Idealwelt hinaus trat in die wirklichen Verhältnisse des Lebens, seiner Familie, seiner Freunde, seines Volkes, seiner Zeit, welches die der Revolution war; so mußte er sich, wie in einem Kerker bald, bald wie in einer Hölle, wie unter satanischen Geistern fühlen, welche die harmonische Welt seines Busens verhöhnten, verdarben, ja zu vernichten drohten. Er mußte endlich sich gestehen, daß die Realisirung dieser Welt, obgleich sie der Menschheit ewige Aufgabe sey, zu vollbringen, des Einzelnen, der Menschheit, wenigstens der gegenwärtigen Menschheit Kraft, und selbst ihre poetische Darstellung seine eigene übersteige. Gleichwohl sey es Pflicht, Ehre und Ruhm des Menschen, fortwährend im Kampf zu stehen gegen die feindlichen Mächte, und in immer neu zu erringenden Siegen die eigene, gottverwandte Natur zu behaupten. Bald hören wir ihn daher in dithyrambischer Begeisterung aufjauchzen, und in titanischer Lust das Schicksal zum Kampf herausfordern, im Odenflug preisen die Freiheit und den Tod für's Vaterland, in Hymnen und Elegien besingen die Schönheit der Natur, die Süßigkeit vergangener Tage, die Sehnsucht nach der Heimat, in allen Formen aber beklagen den Untergang der griechischen Welt, welcher sein Geist angehörte und in welcher er Alles verwirklicht wähnte,

wonach sein Herz begehrte, endlich aber auch die Verzweiflung darüber dumpf erdröhnen, daß die Wiedererweckung eines Lebens, wie das Griechische gewesen, oder die Neugestaltung eines Aehnlichen und selbst die dichterische Verklärung der Welt als einer in Gott harmonischen, wo nicht überhaupt, so doch leider ihm unmöglich sey. Wegen dieses Inhaltes und Wesens seiner Poesie hat ihn Achim von Arnim den größten elegischen Dichter Deutschlands genannt; und er ist es unstreitig, ein Riese gegen Hölty und Salis, gegen Matthisson und Tiedge. Theodor Mundt aber sagt geistvoll und treffend über die Stellung, welche ihm seine Dichtung zur Literatur und Welt giebt, Folgendes: »Hölderlin steht an der Gränzscheide unseres Jahrhunderts als eine tiefsinnige Hieroglyphe der modernen Bildung da und bietet in dem innern Kampfe mit den Elementen der Zeit eine romantische Erscheinung dar auf der Grundlage des antiken, classischen Geistes.« Ich glaube diesen Worten noch beifügen zu müssen, daß Hölderlin derjenige Dichter sey, der mit der Wiedererweckung griechischen Lebens, Dichtens und Denkens eigentlich Ernst gemacht hat. Auch gibt es keinen deutschen Dichter, der so echt hellenisch gefühlt, geschaut, gedacht hätte. Keinem ist es daher wie ihm gelungen, die ganze griechische Weltanschauung in sich wiederzugebären; und er geht darin so weit, daß ihm Aether und Sonne und Zeus und alle griechischen Götter wirkliche göttliche Wesen sind, und daß er die Dichter, die sich dieser Gestalten bedienen, ohne an sie zu glauben, scheinheilige Dichter nennt.

Je unglaublicher dieß Jedem vorkommen wird, desto nothwendiger scheint es, durch Anführung von Stellen, die keiner Mißdeutung fähig sind, schon hier den Beweis zu führen, obgleich kaum ein auf Hellas bezügliches Gedicht aufzufinden seyn möchte, welches nicht eben dafür spräche. In einem, formell höchst vollendeten Hymnus an den Aether, in welchem dieser, wie 15 Jahr später in Okens Naturphilosophie, als der himmlische Vater aller Lebendigen gepriesen und die Sehnsucht ausgesprochen wird, zu ihm hinauf, in seine Arme zu schweben, in seinen leichten, hellen Fluthen sich zu baden, kommen folgende Stellen vor:

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen!

Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen;
Aber du nährest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens! — —

Nachdem er nun das Verlangen alles Lebendigen, in den Schooß dessen zurückzukehren, von dem sie das Licht des Lebens haben, geschildert hat, schließt er diese höchst lebenvolle Schilderung mit folgender Stelle:

Wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.

Dieß und der ganze Hymnus ist so ganz im Hellenischen Geiste gedichtet, daß man ihn für eine gelungene Uebersetzung aus dem Griechischen zu halten versucht wird.

Ferner heißt es in einer Elegie »Archipelagus,« den er wieder mit dem Meergott Poseidon identificirt, in einem Gedicht, welches wohl eines seiner vollendetsten, ja aller neueren Gedichte ist, in denen Geist und Form des Antiken zu neuem Leben erwacht sind:

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe, die stillen,
Die den heiteren Tag und süßen Schlummer und Ahnung
Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen
Aus der Fülle der Macht, auch sie, die alten Gespielen,
Wohnen, wie einst, mit dir; und oft am dämmernden Abend,
Wenn von Asiens Bergen herein das heilige Mondlicht
Kommt und die Sterne sich in deiner Woge begegnen,
Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie sie wandeln,
Wechseln die Wasser dir, es tönt die Weise der Brüder
Droben, ihr Nachtgesang, im liebenden Busen dir wieder.
Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
Sie, des Orients Kind, die wunderthätige, da ist,
Dann die Lebenden all' im goldenen Traume beginnen,
Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,
Dir, dem trauernden Gott, dir sendet sie froheren Zauber,
Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht, —
Dann das Liebeszeichen, den Kranz, den immer, wie vormals,
Deiner gedenk, doch sie um die graue Locke dir windet.
Und umfängt der Aether dich nicht, und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strahle,
Aus der Höhe dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
Daß am heißen Gestad die gewittertrunkenen Wälder
Rauschen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayster
Dir entgegen frohlockt, und der Erstgeborne, der Alte,
Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil, itzt
Hochherschreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen
Siegreich kommt und die offnen Arme, der Sehnende, reichet.

Dennoch einsam dünkest du dich; in schweigender Nacht hört
Deine Weheklage der Fels, und öfters entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum Himmel.
Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und Städten
Deine Gestade bekränzt; und immer suchen und missen,
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen

Dasselbe Gedicht schließt endlich mit folgendem, gebetartigen Anruf:

Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
Dich nicht feiert, wie sonst, — aus deinen Wogen, o Meergott!
Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der Starken
Frischem Glücke sich üb', und die Göttersprache, das Wechseln
Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal
Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschüttert,
Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken.

Geht aus diesen Anführungen schon ziemlich deutlich hervor, daß Hölderlin positiv, wie ein alter Grieche wirklich, die Natur angeschaut, empfunden und gedacht hat, als erfüllt und durchwohnt von göttlichen Kräften und Wesen; so werden folgende Gedichte dasselbe nur noch bekräftigen.

An die untergegangene Sonne.

Wo bist du? Trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt,
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Hat er in dieser Ode jene Völker fromm genannt, die den Sonnengott noch gläubig verehren, so tadelt er in einer andern, welche überschrieben ist: Die scheinheiligen Dichter, diese, weil sie an die Götter, an Helios nicht mehr glauben:

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand: ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde; wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand;
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur, so gedenkt man deiner.

Der sarkastische Trost, den er den Göttern in der zweiten Strophe zuruft und die Wendung, daß man doch bei jeder entscheidenden Frage auf die Natur, *) die Mutter der Götter und Menschen, zurückgetrieben werde, sprechen deutlich genug dafür, daß es ihm mit den alten Göttern, den als persönlich göttliche Wesen gedachten Elementen, Kräften und Erscheinungen der Natur, voller Ernst war. Und besinnen wir uns nur ein wenig, so werden wir finden, daß Hölderlin gar nicht so vereinsamt dasteht mit seiner hellenischen Naturgötterverehrung. Ich will gar nicht von Fr. Creuzer's Symbolik und der gan-

*) Höchst wahrscheinlich Anspielung auf die am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des unseren entstandene Naturphilosophie, deren Stifter noch dazu ein jüngerer Studiengenoß Hs. war und von ihm, wie Hegel, ohne Zweifel manche bedeutende Anregung empfangen hat.

zen, von ihr erzeugten Mythologenschule reden, deren Bedeutung unstreitig nur darin liegt, daß sie den antiken Göttergestalten wieder zu einer gewissen Wesenhaftigkeit verhelfen will: hat nicht der größte noch lebende Philosoph, Schelling, schon in seinen Göttern von Samothrake 1815 dasselbe gethan, und lehrt er nicht noch heute eben so gut eine Philosophie der Mythologie, wie eine der Offenbarung, darinnen er den griechischen Göttern mit demselben Ernst Realität vindicirt, wie dem Jehovah und allen Engeln und Teufeln? Und endlich wird auch Jeder zugeben, daß Schiller und Göthe, wenn jenen nicht sein rationaler Idealismus, diesen sein rationaler Realismus abgehalten hätte, auf dem besten Wege waren, zu thun, was Hölderlin wirklich gethan hat. *) Die Klage über die untergangene griechische Welt und ihre Götter theilen sie mit ihm, wie Jedermann bekannt ist. Aber auch mit dieser Klage meinte er es ernster, wie irgend ein Anderer, wenn er z. B. singt:

Mich verlangt in's beff're Land hinüber,
Nach Alkäos und Anakreon,
Und ich schlief im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;

Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
Die dem heiligen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an.

---

*) Herder sogar kehrte gegen das Ende seines Lebens zu der Ansicht zurück, nur in griechischer Form sey höhere Poesie, namentlich das Drama zu cultiviren.

Wäre hier der Ort zur Besprechung eines Romans, »Hyperion oder der Eremit in Griechenland,« den Hölderlin im Jahre 1797 erscheinen ließ, und welcher 1822 eine zweite Auflage erlebt hat; so würde das Ergebniß dasselbe, nämlich dieß sein: daß in Hölderlin der Hellenismus, der seit dem Reformationszeitalter immer mehr zum nothwendigen Gliede der höheren Jugendbildung gemacht wurde, den Culminationspunkt erreicht hat, auf welchem er den Versuch machte, Leben und Poesie ganz zu durchdringen. Allein zu derselben Zeit hatten sich auch schon die glücklichen Bemühungen für Shakspeare und die südlichen Dichter, für die mittelalterliche und die orientalische Poesie, erhoben, welche die weitere Verfolgung jenes Versuchs unmöglich machten, und z. B. in Platen einen zu früh dahingeschiedenen Dichter hervorriefen, der gezeigt hat, daß ein deutscher Dichter sich, formell wenigstens, in allen Sätteln, die man dem Flügelroß auflegen mag, sattelfest zu machen, und das edle Thier zu lenken versteht.

Obgleich ich in der bisherigen, allgemeinen Charakteristik schon die nicht unbedeutende Stellung bezeichnet habe, welche unserm Hölderlin in der deutschen Poesie gebührt; so ist, um denselben ganz würdigen zu lernen, doch noch erforderlich, mehrere Gedichte anzuführen, welche die besondere Eigenthümlichkeit, den Anschauungs-, Gefühls- und Vorstellungskreis ihres Dichters entschiedener wahrnehmen lassen, und zugleich Kunde davon geben, mit welcher, bis zu vollkommener Natürlichkeit sich steigernden Gewandtheit er sich in den classischen Formen der Poesie bewegt. —

Worauf unser Dichter sehr häufig zurückkommt, das ist Schilderung der Natur und in Verbindung mit dieser die Heimat, unter welcher er immer die gesegneten Thäler des Neckars und des Rheines versteht. Inniger und zarter hat sich wohl kaum ein anderer Dichter mit der Natur im Bunde, in beständigem Wechselverkehr, ja in untrennbarer Einheit gefühlt. Man höre:

Und wie du das Herz der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut, Vater Helios! und wie Endymion,
War ich dein Liebling, heilige Luna!

Oder:

An eine Rose.

Ewig trägt im Mutterschooße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ewige Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüthe sich.

Das Anschauen der Natur, verbunden mit der Vorstellung von der Rückkehr in die Heimat erfüllt ihn stets mit wehmüthiger Freude, mit der Hoffnung, in ihrem Schooß von den Kämpfen des Lebens auszuruhen. Ich theile, indem ich übrigens als eben so schön bezeichnen muß das Fragment: »Die Nacht,« dann »Heidelberg,« »die Rückkehr in die Heimath,« »die Schweiz« den Haupttheil mit von der Elegie »der Wandrer.« Nach-

dem er die zu heißen und zu kalten Gegenden der Erde prachtvoll, aber als solche geschildert, welche dem Gedeihen des Lebens auf verschiedene Weise zwar, doch in gleich hohem Grade feindlich seyen, fährt er fort:

Aber jetzt kehr ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an;
Und das strebende Herz besänftigen mir die Vertrauten,
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt;
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß: mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
Doch wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüte,
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock;
Nieder in's schwellende Gras regnet im Herbste das Obst.
Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt;
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch an's freundliche Tagslicht;
Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
Still ist's hier: kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,
Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
Lieblich tönt die gehämmerte Sens', und die Stimme des Landmanns,
Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut;
Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein.
Das die Sonne des May's schmeichelt in lächelnden Schlaf.
Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
Uebergrünt, und den Zaun wilder Hollunder umblüht,
Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog;
Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Aesten,
Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
Heimathliche Natur, wie bist du treu mir geblieben!
Zärtlich pflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
Noch gedeiht die Pfirsiche mir; noch wachsen gefällig

Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf;
Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaum's,
Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Waldes unendliche Laube
Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach.
Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne, dein Licht.
Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche;
Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit,
Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
Milde Sonne, zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruh'n.

Ein stolzerer, stürmischerer Geist, als in diesen der Natur und Heimat geweihten Gesängen, weht in denen, welche sich mit dem Lose des Menschen, der Menschheit beschäftigen; in diesen spricht sich vornehmlich eine große, heldenartige Gesinnung und selbst titanischer Trotz aus. Ich wähle als Repräsentanten der wenigen, zu dieser Gattung gehörigen Gedichte eines, welches »das Schicksal« überschrieben ist, weil es bei'm erstmaligen Lesen und Hören faßlicher ist, als die eben so schöne und tiefe Hymne: Dem Genius der Kühnheit. *)

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand;
Als nun des Schicksals ehr'ne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

*) P. 8. der Ausgabe von 1843.

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur,
Zu seiner Tugend schwerem Siege
Der Sohn der heiligen Natur.
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft, begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeihn.
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und stolz zu seyn.
Triumph! die Paradiese schwanden:
Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.
So stieg in tiefer Flut erzogen,
Wohin kein sterblich Auge sah,
Still lächelnd aus den schwarzen Wogen
In stolzer Blüte Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
Vom Jugendtraume süß berauscht,
Den Todesbund die Dioskuren,
Und Schwert und Lanze ward getauscht;
In ihres Herzens Jubel eilten
Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit;
Wie Löwen ihre Beute, theilten
Die Liebenden Unsterblichkeit.

— — — — — — — —

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
(So) reife von des Mittags Flamme,
(So) reife nur von Kampf und Schmerz,
Die Blüt' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sproße Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust!
Der Tugend Jugendlust verjünge
Bei kargem Glücke mir die Brust.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge:
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege — dieses Herz.

Nicht weniger edel und groß, aber gehaltener und gemäßigter spricht sich Hölderlins Gesinnung in einer andern Reihe von Gedichten aus, die Leben, Beruf, Geschick des Dichters zum Inhalte haben. — Bald wird das Loos des Dichters selig gepriesen, da er, so fern er ein wahrer sey, die Menschen erhebe und erfreue, ein Beruf, dessen Erfüllung selbst mit dem größten Opfer, mit dem Leben nicht zu theuer erkauft sey. Dann wieder werden die Dichter aufgefordert, ihres hohen Berufs eingedenk, Vorkämpfer zu seyn für die höheren Interessen des Lebens. Da dieser Gedanke jetzt, nachdem Hölderlin ihn vor vierzig Jahren schon ausgesprochen, zum Feldruf der

jüngsten Dichter geworden ist; so will ich ihn in seiner ersten Fassung vortragen:

An unsere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auf,
Die jetzt noch schlafen! gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben! singt, Heroen! Ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

Wie er selbst unter andern Tönen allenfalls auch diesen, aus dem Schlummer weckenden anzuschlagen verstanden hätte, mögen die Schlußstrophen aus der oben schon angeführten Hymne »An den Genius der Kühnheit« zeigen.

Doch schrecklich war, du Gott der Kühnen!
Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
Verkündiger des ewigen Lichts erschienen,
Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!
Wie seinen Blitz aus hohen Wetternächten
Der Donnerer auf lange Thale streut,
So zeigtest du entarteten Geschlechten
Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,
Wenn mit der Wage du das Schwert vertauscht;
Du sprachst, — es wankten die Sardanapale,
Vom Taumelkelche deines Zorns berauscht.
Es schreckt umsonst mit ihrem Tigergrimme
Dein Tribunal die alte Finsterniß;
Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme,
Und opfertest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
Verlaß, o du, der Kühnen Genius,

Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
Das Herz der Jünglinge mit Siegsgenuß!
O säume nicht; erwache, strafe, siege,
Und sichere stets der Wahrheit Majestät,
Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege,
Des Himmels Kind, der ewige Friede, geht! —

Das schönste von allen diesen Dichtergesängen ist offenbar »Der blinde Sänger.« Der einfache Gedankengang dieser alkäischen Ode ist folgender. Der blindgewordene Sänger sehnt sich nach dem Licht, welches die Pfade seiner Jugend beschienen. Nun von ewiger Nacht umgeben, bleibt ihm nur die Erinnerung an frühere Tage, und das Spiel mit selbstgeschaffenen Gestalten. Doch verläßt ihn die Hoffnung nicht, er werde wieder aus der Nacht befreit werden. Da trifft öfters der Donner des Himmels sein Ohr, und indem er den Weg desselben so weit als möglich verfolgt, wird er von dem Gedanken Gottes und seiner Herrlichkeit erfüllt, wie von einem höheren reineren Licht, in welchem sein ganzes Leben verklärt erscheint, er selbst sich aber so überselig fühlt, daß er alle seine Lieben Theil nehmen lassen möchte an seiner himmlischen Freude.

Der blinde Sänger.

Wo bist du jugendliches, das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du Licht?
Das Herz ist wach: doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht ich um die Dämmerung gern, sonst harrt'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst;
Nie täuschten mich, du holdes, deine
Boten, die Lüfte: Denn immer kamst du:

Kamst allbeseligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne. Wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach; doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grünten sonst die Lauben, es leuchteten,
Die Blumen wie die eigenen Augen mir,
Nicht ferne war das Angesicht der
Lieben und leuchtete mir; und droben

Und um die Wälder sah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war:
Nun sitz' ich still allein von einer
Stunde zur andern und Gestalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft
Zur eignen Freude nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt und der Boden
Unter ihm dröhnt und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen, und ihm nach tönt ihr,

Ihr meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, so geleit ich
Gerne den sicheren auf der Irrbahn.

Wohin? Wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's.
Wo endest du? und was, was ist es
Ueber den Wolken? und o, wie wird mir!

Tag! Tag! du über stürzenden Wolken, sey
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geistiger rinnst du nieder.

Du goldner Quell aus heiligem Kelch, und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einst, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude sey,
Ihr alle, daß euch segne der Sehnende!
O nehmet, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das göttliche, mir vom Herzen.

Daß auch für Freiheit und Vaterland eines Dichters Herz geschlagen habe, das so erhabenen Schwunges fähig ist, wie wir bisher gesehen haben, das bedürfte an sich schon keiner besonderen Versicherung. Bereits das mitgetheilte Gedicht: »An unsere Dichter« konnte als Beispiel dienen; es gibt aber mehrere, die unseren Dichter auch in dieser Richtung als Vorläufer neuerer Dichter zeigen. Ich wähle nur zwei aus, eines, in welchem er höchst bitter den Deutschen vorwirft, daß sie nicht thatkräftiger, nur Ideologen sind, wie freilich er selbst auch; und ein zweites, wo er zur Schlacht ruft und um den Tod fleht für's Vaterland.

An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch und Sporn
Auf dem Rosse von Holz muthig und groß sich dünkt!
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seyd
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

O ihr Lieben, so nehm't mich,
Daß ich büße die Lästerung.

Schon die beiden letzten Verszeilen zeigen, daß die bittere Ironie nicht Verachtung, sondern den innigsten Wunsch zur Grundlage hat, daß es besser seyn und werden möchte. Um das Gedicht übrigens ganz zu verstehen, muß man sich erinnern, daß es in der Zeit der Revolutionskriege und des Fichte'schen Idealismus gedichtet ist, und daß Hölderlin für beide sich interessirte. Daß dieser Idealismus, der die ganze Welt in's Ich zusammendrängte, von dem moralischen Quellpunkt desselben aus, wirklich zur That spornen und führen könne, zeigte sich erst später, als Hölderlin nichts mehr davon vernehmen konnte. — Wie theuer ihm aber wirklich das Vaterland war, dafür sprechen folgende Verse aus der »Rückkehr in die Heimat:«

Doch du mein Vaterland, du heilig
Duldendes, siehe! du bist geblieben.

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du theures die deinen auch,
Und mahnest in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen der Jünglinge
Die eigenmächtigen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Giebt der Geläuterte dir sich lieber.

Vernehmen wir nun noch »den Tod für's Vaterland.«

Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab in's Thal,

Wo keck herauf die Würger dringen.
Sicher der Kunst und des Arms; doch sichrer

Kommt über sie die Seele der Jünglinge:
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Knie der Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tod!
Umsonst zu sterben lieb ich nicht: doch
Lieb' ich zu fallen am Opferhügel

Für's Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Für's Vaterland, und bald ist's geschehen. Zu Euch,
Ihr Theuren, komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter.

Wie oft im Lichte dürstet ich euch zu seh'n,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit! —
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling und brüderlich ist's hier unten.

Hier sehen wir ihn denn selbst da, wo er den Tod für's Vaterland preist und herbeiwünscht, in der Sehnsucht nach den Helden und Dichtern des alten Griechenlands enden, die Vereinigung mit ihnen im Elysium als schönsten Lohn der freudigen Opferung für's Vaterland bezeichnen, ja gleich vorweg in Empfang nehmen. — So ganz war er Grieche in Gesinnung und Geist, als Mensch und Dichter, und so wahr ist es, wenn ihn E. Geibel, Schwan von Hellas und schönheittrunken nennt.

Haben wir bisher gesehen, was Hölderlin für ein Dichter ist; so haben wir doch noch nicht erfahren, wer er ist? Die Skizze seines Lebens, die ich Ihnen daher noch zu geben habe, wird hoffentlich in sich selbst die



Rechtfertigung enthalten, warum ich dieselbe dieses Mal gegen meine Gewohnheit der Charakteristik des Dichters nicht vorangestellt habe, sondern jetzt erst folgen lasse. Was ich übrigens über ihn zu sagen weiß, verdanke ich vornehmlich der kurzen Biographie G. Schwab's vor Hölderlins Gedichten und einem Aufsatze des auch schon dahin gegangenen Dichters Waiblinger, den dieser vor 11 Jahren zuerst in den Zeitgenossen hat abdrucken lassen.

Friedrich Hölderlin ist in jenem merkwürdigen deutschen Lande geboren, welchem Deutschland seine größten Kaiser, ausgezeichnete Dichter und Philosophen, Astronomen und Geschichtschreiber verdankt, — in Schwaben; und zwar erblickte er hier an den Ufern des anmuthig dahin rauschenden Neckar zu Lauffen am 29. März 1770 das Licht der Welt. Sein Vater, der dem Beamtenstande angehörte, starb, als der zarte Knabe zwei Jahre alt war. Seine Mutter, eine geborne Heyn, deren Vater aus Altenburg in Sachsen stammte, war eine vortreffliche, fromme und häusliche Frau. Sie gab dem Sohne in dem Kammerrath Gock zu Nürtingen, den sie heirathete, einen zweiten Vater; allein auch dieser starb schon im Jahre 1779, und Hölderlin wurde so mit einer Schwester und einem Halbbruder von der Mutter allein erzogen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß H., der auch in seiner ganzen Natur der Mutter nachartete, ihrer Erziehung die Reinheit der Gesinnung und den sittlichen Adel verdankt, der sein ganzes Leben wie seine Dichtung durchdrang. Er war ein lebhaftes, schönes, fast zu zartes Knäblein,

welches neben Reizbarkeit und innigem Gefühl früh einen feinen Verstand und noch mehr eine kecke Phantasie zeigte, die sich gern in die fernsten Fernen verlor und über die Wolken hinwegschwang. Noch als Jüngling und junger Mann war er ein Bild der Schönheit und Anmuth; aber nur die hohe Stirn über den glühenden Augen gab dem Gesicht den Jünglingsausdruck, während er etwas Jungfräuliches, überhaupt Weibliches in seinem durchaus liebenswürdigen Wesen hatte, welches ihm Aller Herzen gewann. Ein so gearteter Knabe hätte wohl der allerweisesten männlichen Erziehung und Leitung bis in seine Mannesjahre bedurft, um das Mißverhältniß, in welchem seine überfeine Natur mit dem Geschlecht, zu dem er nun einmal gehörte, und zu den Berufsarten stand, welchen dieses Geschlecht entgegen geht, einigermaßen zu mildern. Allein dieß vermochte die fromme, liebende, selbst zarte Mutter nicht, die bei aller Sorgfalt die sie ihm gewiß gewidmet hat, doch schwerlich auf Entwickelung männlicher Gesinnung und Kraft bedacht gewesen seyn dürfte. Als er nun in die Jahre kam, in welchen er zur Schule geschickt werden mußte, trat er zuerst in die Lateinschule von Nürtingen ein, wo er schon zu dem viel jüngeren, aber frühreifen Schelling, welcher bekanntlich schon mit 17 Jahren Magister wurde, sich hingezogen fühlte. Als er vierzehn Jahre alt war, entschloß er sich, dem Wunsche der frommen Mutter gehorsam, Theologie zu studieren und trat daher in die Klosterschule zu Denkendorf ein, ging im sechszehnten Jahre in die zu Maulbronn über, und bezog

mit 18 Jahren die Universität Tübingen. Von seinen Schuljahren ist uns wenig überliefert. Wer die würtembergischen Latein- und Klosterschulen kennt, wird nicht erwarten, daß hier dem Gemüth und der Phantasie Hölderlins, ich will nicht sagen die gehörige Nahrung und Leitung, sondern nur die rechte Berücksichtigung zu Theil geworden sey. Besonders in damahliger Zeit herrschte auf denselben noch vor die strenge, grammatischlericologische Methode, bei welcher Gedächtniß und Verstand ganz gut gebildet, Gemüth, Phantasie und Geist aber eher in sich zurückgedrängt wurden. Bei einer solchen Natur, wie Hölderlin's war, konnte auf diese Art Gemüth und Phantasie nicht unterdrückt, sondern nur zu einer um so energischeren, inneren Thätigkeit getrieben werden, wie phantasiereiche Leute, je mehr ihr täglicher Beruf nur ihren Verstand und mechanische Fertigkeit in Anspruch nimmt, Nachts um so lebhafter träumen.

Und so kam es denn auch, daß Hölderlin mehr als die Sprachen und ihre Grammatik lernte, wie sie getrieben wurden, vielmehr, wie eine Biene aus Blumen, die den Stoff dazu haben, mit sicherem Instinkte herausholt, was sie zur Honig- oder Wachsbereitung braucht, so aus den alten Classikern, besonders aus den Griechen das schnell heraus fand, was seinem Wesen zusagte, seiner unter dem Zeichen der Schönheit gebornen Seele Nahrung gab. Hiezu kam, daß trotz der klösterlichen Studien der sechszehnjährige Jüngling ein schönes Kind kennen lernte und in jener schwärmerischen überzarten Liebe zu ihm ent-

brannte, welche in jener Zeit, da Werther und Siegwart die Jugend beherrschten, nichts Seltenes war. *) — Auch weniger poetischen Gemüthern geben die ersten zärtlichen Empfindungen Lieder ein; und Hölderlin wurde durch sie zu einem langen, reichen, aber selten glücklichen, poetischen Leben erweckt. Bei der Weichheit seines Gemüthes und bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie nahm Alles in seinem Innern eine ätherische, ideale Gestalt an, welcher die Wirklichkeit ganz nie entsprach, die ihn dann häufig unsanft berührte, ihn verletzte und bald den Grund zu melancholischen Stimmungen legte, unter denen er je länger, desto mehr und tiefer litt. Schon auf der Universität trat diese Hinneigung zu melancholischen Stimmungen öfters hervor. Nicht gerade ungesellig, war er doch kein Freund jener lauten, wilden und rohen Burschenvergnügungen. Gleichwohl wurde er von seinen Altersgenossen geliebt, die freilich über seine excentrischen Vorstellungen, über seine schwärmerische Verehrung Griechenlands und seiner Literatur den Kopf schüttelten, und am allerwenigsten begreifen konnten, warum er sich manchmal Tage lang zurückzog, studirte, dichtete, oder mit einem angenehmen Tenor zu seiner Mandoline wehmüthige Lieder sang. Ueberhaupt war er sehr musikalisch, und

*) Auch Wilhelm von Humboldt, drei Jahre älter, als H., jener mit kritischphilosophischem Scharfsinn gewaffnete Kopf, dem überdieß eine universale, durchaus rationelle und eben so sehr auf's Praktische gehende Bildung zu Theil ward, war als Jüngling und junger Mann von sentimentaler Schwärmerei nicht frei. Vgl. Gustav Schlesiers Wilhelm v. Humboldt.

außer dem genannten Instrument spielte er das Clavier, und blies er auch die Flöte; was, da er sich der Musik mit Eifer widmete, wohl nicht ohne Bedeutung für den lyrischmusikalischen Charakter seiner Poesie seyn dürfte. — Wichtiger, als die bisherigen Bemerkungen, erscheinen für das Verständniß seines späteren Lebensganges folgende Umstände. Er war für das Studium der Theologie bestimmt, und obgleich er anfangs der Hoffnung sich hingab, in demselben Aufschluß über manche Fragen, Beruhigung über manche Zweifel, die Bestätigung und Begründung einer Weltansicht zu finden, welche sich in ihm schon auf der Schule zu gestalten angefangen haben mag; so fand er sich doch bald in allen seinen Erwartungen getäuscht. Noch ehe seine Studienzeit beendigt war, hatte er sich innerlich von der Theologie losgesagt, und sich seinen geliebten Griechen, besonders, wie es scheint, ihren Dichtern und Philosophen ganz in die Arme geworfen.*) In alle dem stimmte er mit einem Alters- und Studiengenossen überein, der auf dem Gymnasium zu Stuttgart

*) Nicht ohne Einfluß hierauf dürfte der Umstand gewesen seyn, daß Conz, der Hellenist und hellenisirende Dichter, 1789 Repetent am Stift zu Tübingen wurde. Auch nach den Universitätsjahren sehen wir Hölderlin noch vielfach in Verkehr mit Conz. Und war es nicht überhaupt die Zeit, in welcher Heyne eine Schwärmerei für Rom und Griechenland angeregt, in welcher Herder auf Homer, als den Vater aller naturwahren Sitte und Poesie hingewiesen hatte, und selbst der junge Werther, nebst Ossian und Klopstock, auch den Homer in der Tasche trug? Winkelmann hatte die Kunstwelt erschlossen, Lessing mit des Aristoteles Poetik die Gallomanie verjagt, Göthe in seiner Iphigenie (1787) unlängst gezeigt, bis zu welcher Vollkommenheit antike Stoffe in classischer Form wiedergeboren werden könnten.

ebenfalls eine große Vorliebe schon für die griechischen Classiker gewonnen hatte, mit Friedrich Wilhelm Hegel. Und merkwürdig! Es scheint beinahe, als ob in Hölderlin weit mehr, als in Hegel, das anregende Moment des innigen, lebendigen, freundschaftlichen Verkehres beider gelegen hätte, wie freilich auch die weibliche, in sich sicher ruhende Schönheit, wenn sie von Liebe beseelt ist, wunderbar anregend auf des liebenden Mannes Gemüths- Geistes und Willenskraft einwirkt. Beweis ist, daß Hegel, so lange er mit Hölderlin in Verbindung war, zu poetischen Ergüssen sogar sich hinreißen ließ, welchen es anzusehen ist, daß ihm des Freundes Poesieen unwillkührlich als Vorbilder gedient hatten, und daß ferner, als sie längere Zeit von einander getrennt, Hölderlin in Frankfurt a. M., Hegel in der Schweiz, lebten, jener an diesen eine poetischphilosophische Epistel erließ, die voll tiefster Sehnsucht nach dem Freunde, voll der lebendigsten Erinnerung an das frühere Glück ihres Zusammenseyns ist. *) Dieses war, wie aus der erwähnten Epistel unter andern auch sich ergibt, gemeinschaftlichen wissenschaftlichen Bestrebungen, namentlich auch philosophischer Speculation, »der freien Erforschung der Wahrheit, im Kampfe gegen jede Satzung, welche Meinung und Empfindung regelt,« gewidmet; und es ist gar nicht zu zweifeln, daß beide schon damals, in den ersten neunziger Jahren,

*) Vgl. Rosenkranz: Aus Hegels Leben in Prutz litterarisch-historischem Taschenbuch auf 1843.

von ihren geliebten Griechen geleitet, troß der noch herrschenden Kantischen Kritik, der speculativen Philosophie, im Sinne der alten Naturphilosophen, huldigten. Hölderlin schrieb als Symbolum ihrer Ueberzeugungen, wahrscheinlich, als er 1793 Tübingen verließ, jenes Ἓν καὶ πᾶν in Hegels Stammbuch, welches von jeher den philosophischen Verstand am meisten befriedigt hat, und nach welchem eben das Alleine, oder das eine All Gott, dieser aber weder blos im, noch weniger aber außer, vor und über dem All ist. Beide Freunde sind nicht bei dieser allgemeinen Vorstellung stehen geblieben. Von Hegel ist bekannt, daß er, später durch Fichte's Idealismus und Schellings Identitätssystem hindurchgehend, zu dem Autotheismus, zu dem, im menschlichen Selbstbewußtseyn zu sich selbst kommenden Gott fortgeschritten ist, zu einer Vorstellung, zu welcher bereits die erwähnte Epistel, die er an Hölderlin 1796 schrieb, in folgenden Worten nahe herantritt:

Der Sinn verliert sich in dem Anschau'n (des Ewigen)
Was mein ich nannte, schwindet.
Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin,
Ich bin in ihm, bin Alles, bin nur Es.

Hölderlin ist dagegen, obgleich auch er später das Fichte'sche System, und Schelling studirt hat, nur bis zu dem Gedanken des im All und Menschen seyenden Gottes und des in Gott seyenden All und Menschen fortgeschritten. Im Hyperion, jenem poetischphilosophischen Roman in Briefen, in welchem er, wie F. H. Jacobi im

Allwill, seine Weltanschauung niedergelegt hat und welcher, bereits 1793 begonnen, 1797 erschien, finden sich zwei dieselbe ziemlich klar bezeichnende Stellen, von denen die eine mehr sein Gemüth, die andere mehr den nicht ohne Phantasie speculirenden Kopf und den ästhetischen Sinn betheiligt zeigt. — Die erstere von beiden Stellen lautet: Eines zu seyn mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen. — Eines zu seyn mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All der Natur, das ist der Gipfel der Freuden, das die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle, der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht. In der andern Stelle wird als Wesen und Grund, als Gott der Welt und des Lebens das Heraclitische Ἓν διάφερον ἑαυτῷ, das Eine in sich Unterschiedene angegeben, in welchem alles Mannichfaltige zur Einheit, alles Entgegengesetzte zur Harmonie, zur Schönheit verbunden ist. Schönheit ist ihm Grund der Welt und Zweck des Lebens. Das allervollkommenste Wesen, Gott, ist ihm vollendete Schönheit. Der vollkommene reine Mensch ist ihm ein Gott, und sofern er ein Gott ist, ist er schön. Dieß ist der Punkt, von dem aus ihm die Realität der griechischen Götterwelt klar wurde. Wie ganz griechisch er sich aber Alles dachte, so daß ihm die alte Vorstellung Gottes als des Alles umfließenden, durchdringenden, leiblich und geistig belebenden Aethers ganz geläufig war, haben wir oben schon bei dem Hymnus an

den Aether gesehen. Und auch Heraclit, von dem er sein Prinzip Ἓν διαφέρον ἑαυτῷ entlehnt hat, bezeichnet ja als Wesen der Welt, als Gottheit, eine feurige denkende Substanz von ätherischer, Alles zeugender, belebender Natur. Aber, wie gesagt, während Hegel, dessen Speculation unzweifelhaft auch von Heraclit ihren Ursprung genommen, ja Vieles entlehnt hat, zur rein philosophischen Ausbildung, zur Systematisirung dieser Philosopheme und zur Uebersetzung derselben in eine neue Schulsprache sich wandte, dienten sie Hölderlin nur zu Anhaltspunkten für seine poetischhellenische Weltanschauung, zum Sporn, diese im Leben, oder wenigstens in poetischen Darstellungen geltend zu machen.*) — Wie erhaben er sich den Beruf des Dichters dachte, haben uns schon einige Gedichte gezeigt: Dichter sollten, wie in alter Zeit, wieder geistige Heroen, Propheten, Lehrer des Volkes werden. Und daß er selbst in sich den Drang fühlte, eine Zeit lang sogar die Hoffnung hegte und von dem Streben erfüllt war, sich Namen und Ruhm eines prophetischen Sängers zu erwerben, das scheint aus einem seiner Gedichte, »An die Par-

---

*) Später, im Jahre 1800 drückt er seine Ansicht über Gott in einem Briefe an seinen Halbbruder auf eine Weise aus, welche auf Hegels Philosophie, wie dieser sie seit 1807 vorzutragen anfing, ein bedeutendes Licht wirft: A Deo principium. Wer dieß versteht und hält, ja bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und vergehet in sofern in Nichts. — Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist; und dieses sei unter uns Gott. — In einem Briefe vom 2. Dec. 1802, ein halbes Jahr nach dem ersten Ausbruch seiner Geisteskrankheit, spricht er höchst merkwürdig von einer „höchsten Bewegung und Phänomenalisirung“ der Begriffe.

zen,« das noch nicht angeführt worden ist, ziemlich unzweideutig geschlossen werden zu können.

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Der Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet: einmal
Lebt' ich, wie Götter, — und mehr bedarf's nicht.

Wäre es nun unserm Dichter so gut geworden, wie einem Byron, wie einem Göthe, unter äußerlich günstigen Umständen, wenn auch gerade nicht in so glänzenden, zu leben; oder hätte sich seine dichterische Natur an einen so markigen Baum sittlicher Stärke *) und praktischer Rührigkeit anlehnen können, wie das bei Schiller und Lessing der Fall war: so würde er uns und die Welt am Ende wohl mit einem, oder selbst mit manchem großen Gedicht erfreut haben, von dem er in der Ode an die Parzen spricht; und überhaupt würde sein ganzes Leben und Seyn eine glücklichere, reifere Entfaltung gewonnen

---

*) Göthe fand 1797 in Hölderlins Gedichten „der Aether," „der Wandrer", in welchem Schiller selbst viel von seiner eigenen früheren Gestalt fand, dieß auch, setzte aber in einem Briefe an Schiller hinzu: allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten.

haben, als die ist, von welcher nun noch Bericht zu erstatten ist. —

Als Hölderlin 1790 seine Universitätsstudien beendigt hatte und Magister geworden war, trat er nicht in die Laufbahn ein, welche ihm seine theologischen Studien geöffnet hatten. Vielmehr lebte er jetzt fast drei Jahre lang ausschließlich seinen Lieblingsstudien, der Poesie und der Musik, so wie im lebendigen Verkehr mit gleichgestimmten Freunden, zu denen außer Hegel Conz, Neuffer und von Seckendorf gehörten. Schon um diese Zeit, 1792 und 1793, lieferte er poetische Beiträge zu Schillers Thalia, zu Stäudlins Musenalmanach, deren Form und Styl zwar noch sehr an seine damahligen Vorbilder Schiller und Matthisson erinnern, die aber gleichwohl schon deutliche Spuren jenes »incarnirten Hellenenthums« und jener »leidenschaftlichen Sehnsucht« nach dem Reinmenschlichen zeigen, welches eben die beiden Grundtöne seines Lebens und Dichtens sind. Auch Bruchstücke einer ersten Bearbeitung seines Hyperions erschienen damahls schon in der Thalia. Allein im Jahre 1795 sah er sich durch Mangel an Vermögen genöthigt, eine Hofmeisterstelle bei Freiherrn von Kalb im Meiningischen anzunehmen. Hier widmete er seine freie Zeit fast ganz dem angestrengtesten Studium der Kantischen, Philosopie und zugleich begann er eine neue Bearbeitung seines Hyperion. Die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm nicht allein durch die edelste Behandlung seinen Beruf, sondern begünstigte auch eine Annäherung an Schiller

und mehrere ausgezeichnete Männer in Weimar und Jena. Im Jahre 1795 finden wir ihn bereits in Jena, in das Studium des Fichte'schen Idealismus vertieft und in freundschaftlichem Umgange mit seinem großen Landsmanne Schiller. Dieser liebte und leitete ihn, und hätte gerne für ihn gesorgt. Er sah ein, daß er eine ihm entsprechende, und ihn doch aus sich herausführende Thätigkeit haben müsse und bemühte sich für ihn um eine Professur, die gerade offen war. Allein sie wurde einem Andern zu Theil und H. mußte auf's Neue an eine Hofmeisterstelle denken. Diese erhielt er, nachdem er die Seinigen in Nürtingen besucht und hier den ersten Theil des Hyperion abermals umgearbeitet hatte, in Frankfurt a. M. Hier übernahm er die Erziehung der Söhne eines angesehenen Bankiers (Anfang 1796) der zu unsers Dichters Unglück eine eben so liebenswürdige, als geistreiche Frau hatte. Es dauerte nicht lange, so bestand zwischen Hölderlin und der Mutter seiner Zöglinge ein Verhältniß, welches, wie ideal und platonisch es auch gemeint und gehalten worden seyn mag *), dem Herren Gemahl, als er es entdeckte, viel zu innig und vertraut vorkam, als daß er es nicht mit etwas unsanfter Hand hätte zerstören sollen. H. mußte nicht allein das Haus, er mußte sogar Frankfurt verlassen, September 1799. Während dieser Zeit sollte sein Hyperion, der schon 1797 erschien, die vierte Umarbeitung erfahren, in welche nun

*) Man vergleiche das Gedicht: Diotima.

neben Griechenthum und Schellingianismus auch die Gestalt seiner angebeteten und vergötterten Geliebten als Diotima aufgenommen wurde; und wir haben schon aus einzelnen Stellen dieses Buches gesehen, wie hoch gespannt die Saiten seines Geistes und Gemüthes waren. Der Widerspruch seiner Idealwelt und der Wirklichkeit spricht sich in diesem Buch eben so grell aus, als er ihn während jener Zeit und, da er aus dem Traum der Leidenschaft geweckt wurde, empfunden haben mag. Und wie sehr öfters in ihm selbst schon damals jede Zuversicht zu sich und zum Leben wankend geworden war, das können wir aus einem Gedicht entnehmen, welches überschrieben ist:

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt in bescheidener Knospe,
Blühet ewig Ihnen der Geist
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben
Auf keiner Stätte zu ruhn;
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe

Zu Klippe geworfen,
Jahrlang in's Ungewisse hinab!

Wie ist doch in diesem Gedicht auch keine Spur mehr jenes erhabenen Sinnes, welcher in dem früher mitgetheilten die Noth willkommen heißt, auf daß des Menschen heroischer Geist sich darin bewähre? — Aus Bettina's Briefen an die Günderode *) erfahren wir, daß Hölderlin bald nachdem er Frankfurt verlassen hatte, häufig in höchster Ekstase sich befand, dann wie ein Hellsehender über Poesie und Sprache redete und aus diesen aufgeregtesten Stimmungen zuletzt immer in äußerste Abspannung versank. Er vermochte weder seine Leidenschaft in sich selber zu besiegen, noch auch seinen idealen Vorstellungen und Wünschen zu entsagen, überhaupt nicht dem Leben, wie es ist, fest in's Auge zu sehen. Davon geben viele Gedichte Zeugniß, welche Klagen um und an »Diotima« zum Inhalte haben. Vielmehr wandte er sich nur desto leidenschaftlicher zu den Griechen und fing damals schon eine Uebersetzung des Sophokles an. Doch nahm er immer wieder von Zeit zu Zeit einen gewaltigen Anlauf zu eigenen Poesien, unter denen manche zu den vortrefflichsten gehören, die wir von ihm haben. Jetzt und später brütete er sogar über dramatischen Entwürfen, ein Zweig der Poesie, zu welchem er bei seiner durchaus lyrischen Natur, vielleicht am wenigsten geeignet war. Ein Trauerspiel »Agis,« welches in dieser Zeit entstand, ist leider

*) Thl. 1. S. 416.

verloren gegangen. Ein noch vorhandenes dramatisches Fragment »Tod des Empedokles« ist schon darum höchst merkwürdig, weil in ihm die feindselige Stimmung gegen die Menschen, von welcher er schon früher Anwandlungen hatte, die ihn aber fortan immer mehr beherrschte, auf eine colossale, man darf sagen, auf titanische Weise an den Tag kommt. Rosenkranz nennt dasselbe ein Seitenstück zu Göthe's Pandora und zu Schelley's Prometheus. Der Hauptgedanke dieses Drama's ist nämlich folgender: Ein edler Charakter, von den Göttern mit den höchsten Gaben ausgestattet, ist entschlossen, Alles zu thun, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern. Anfangs auf den Händen getragen, ist, da er die Schlechten verfolgt und die Schwachen zwar schont, aber nicht walten läßt, Undank sein Lohn. Er aber kehrt freudig in den Schooß der Natur, der Gottheit zurück. In dem Monolog dieses Philosophen, des Empedokles nämlich, der sich bekanntlich in den Aetnakrater gestürzt hat, wird die Seligkeit gepriesen, durch die Einsamkeit von den Menschen befreit, und durch die innigste Verbindung mit der Natur völlig geschichtlos geworden zu seyn. Dieß stimmt ganz und gar mit Hölderlins eigener Neigung zum Alleinseyn und zur Natur überein, welche wir schon mehrfach kennen gelernt haben. — Wäre ihm nur irgend eines seiner größeren Gedichte so gelungen, daß es ihm Dichterruhm und wenigstens eine leidliche Unabhängigkeit erworben hätte. Allein dieß geschah nicht und auch andere literarische Unternehmungen, die er beabsichtigte, mißlangen. So wollte er ein ästhetisches Jour-

mal Iduna herausgeben, welches den, wie er sich ausdrückte, humoristischen Zweck verfolgen sollte »der Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmackes mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur. »Aber es sollte nicht seyn. Nichts und Niemand vermochte mehr seinem nun schon überhand nehmenden Brüten über der Unmöglichkeit einer Ausgleichung seiner Innenwelt mit dem Leben, der Verwirklichung des Reinmenschlichen, woran seine Seele hing, zu entreißen. Jene Fragen in der Ode an die Deutschen:

Oder kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?

waren solche, mit denen er nicht bloß scherzte, sondern die ihn ernstlich beschäftigten und die er sich je länger desto entschiedener mit einem »Nein» beantwortete, welches für ihn, da seine ganze Existenz auf Verwirklichung von Ideen gestellt war, etwas zu Boden schmetterndes hatte. Und welcher wissenschaftlich und höher Gebildete, dem es je ernst mit der Wissenschaft, mit Ideen und Idealen gewesen ist, hätte nicht Minuten, Stunden und Tage verlebt, wo er sich ähnliche Fragen gestellt und durch ein ähnliches Nein erschüttert gefühlt hat? Unserm Dichter fehlte die Kraft, oder auch die Stumpfheit, welche die Meisten über den Jammer, den solche Einsicht gewährt, hinweghebt. Er grub sich immer tiefer hinein, und seine Lebensverhältnisse waren nur geeignet, ihn immer tiefer hineinzustoßen. Noch

einige Mal mußte er das Hofmeisterleben mit all seinen Leiden und Widerwärtigkeiten ergreifen, zunächst eine Zeit lang in der Schweiz, wo er 1800 war und wieder einige vortreffliche Gedichte, z. B. eines: »Unter den Alpen« verfaßte. Leider fand er keinen Buchhändler zur Herausgabe seiner sämmtlichen Gedichte, und er mußte, nachdem er 1801 in seiner Heimat gelebt und da das herrliche Gedicht: »Rückkehr in die Heimat« hervorgebracht hatte, sogar in Frankreich, in dem Hause des Hamburgischen Consuls zu Bordeaux nämlich, wiederum eine Hofmeisterstelle annehmen. An diesem Ort war er kaum ein halbes Jahr gewesen, als er plötzlich im Juli 1802 — und zwar wahnsinnig zurückkehrte. Niemand kann mit Bestimmtheit angeben, was die nächste Veranlassung zu dieser schrecklichen Katastrophe gegeben hat. Wahrscheinlich ist, daß er die Nachricht von der todesgefährlichen Erkrankung seiner geliebten Diotima, mit welcher ein brieflicher Verkehr noch lange nach der Trennung statt gefunden hatte, erhalten habe. Gewiß ist, daß er — wohl schon in halbem Wahnsinn — Frankreich in der furchtbarsten Hitze, welche damals herrschte, durchwandert hat, wie er im eiskalten December 1801 hingereist war. Obgleich er sich anfangs förmlich tobsüchtig zeigte und alle die Seinigen zum Haus hinausjagte; so kam er doch bald wieder zu sich und lebte ein paar Jahre lang mehr trüb- und tiefsinnig, als wahnsinnig vor sich hin. Die poetischen Arbeiten, so wie brieflichen Mittheilungen aus dieser Zeit zeigen noch herrliche Gedankenblitze, aber auch schon

das Ringen seines Geistes mit der einbrechenden Verwirrung seiner Vorstellungen. Sein Jugendfreund Sinclair verschaffte ihm sogar (freilich ein halbes Jahrzehend zu spät) die Stelle eines Bibliothekar's bei'm Landgrafen von Hessenhomburg; und er war wirklich noch im Stande von seiner früher schon in Homburg begonnenen Uebersetzung des Sophokles den König Oedipus und die Antigone zu Stande zu bringen. Doch während dieser Arbeit, welche namentlich in einigen Excursen gar wunderliches Zeug enthalten soll, verschlimmerte sich sein Zustand wieder so, daß er in seine Heimat, und zwar zunächst in's Klinikum nach Tübingen geschafft werden mußte. Hier wurde er zwei Jahre lang unter des berühmten Autenrieth Leitung ärztlich behandelt, aber nicht wiederhergestellt. Weil aber die Ausbrüche von Raserei, an denen es anfangs nicht fehlte, immer seltener wurden, endlich gänzlich ausblieben und einem Zustand von Schwäche, Apathie, verbunden mit allerlei ungefährlichen Wunderlichkeiten, wichen; so wurde er im Jahre 1806 wieder aus dem Klinikum entlassen. Da nahm sich seiner ein Schreiner an, der ihm ein Zimmer in seinem Hause einräumte und die nöthige Pflege freundlich angedeihen ließ. — Noch bis auf den heutigen Tag lebt er in diesem Hause, *) soll hie und da in seinem Hyperion lesen, auch immer nach Oden an Diotima — der poetische Name seiner Geliebten — wohl auch Hymnen an die Natur beginnen, aus Geistesschwäche aber

*) Seit dies geschrieben worden, ist der Beklagenswerthe gestorben.

auf der dritten und vierten Zeile sich in Unsinn verlieren und nicht weiter können. Wenn ihm irgend etwas Unangenehmes widerfährt, oder auch nur so vorkommt, so ergießt er sich in einem Strome toller Redensarten, rennt in seinem Zimmer auf und ab und legt sich endlich zornig ins Bett, wo er dann vier und zwanzig Stunden mit Niemandem ein Wort redet. Ausführlicher hat W. Waiblinger 1831 diesen beklagenswerthen Zustand, in den sein edler Geist versunken ist, in den Zeitgenossen beschrieben. So wenig man auch mit Sicherheit wird behaupten können, daß dies oder jenes den Wahnsinn herbeigeführt habe, so wird es doch sehr wahrscheinlich, selbst aus dem, was seine Seele noch im Wahnsinn beschäftigt, daß die unglückselige Leidenschaft zur Mutter seiner Zöglinge, der unlösbare Widerspruch, in dem er sich mit der Welt empfand und die Verzweiflung endlich daran, sich je als Dichter so ruhmvoll auszuzeichnen, als er wünschte, daß dieß alles zusammen zu schwer auf ihm gelastet habe, als daß sein Geist nicht endlich hätte erliegen sollen. — Und war es denn mit Tasso anders? — Ist denn nicht auch dieser an unglücklicher Leidenschaft, an unbefriedigter Begierde nach Dichterruhm zu Grunde gegangen? Doch wie dem auch sey, — wahr bleibt gewiß:

Und dein Haupt, o Schwan von Hellas, schönheitstrunkner Hölderlin,
Sollte statt der Lorbeerkrone nur ein Dornenkranz umzieh'n! —

III.

Ueber Aristophanes.

Von

J. L. Hoffmann.

Dem Aristophanes also sollen wir diesen Abend unsere Ohren und Herzen zuwenden, einem alten Athener, der schon 452 Jahre vor Christi Geburt das Licht der Welt erblickt hat? Als ob es nicht deutsche, als ob es nicht neue Schriftsteller genug gäbe, die der Betrachtung werth sind. Des frivolen und gemeinen Komödiendichters Lob sollen wir anhören, da doch bei der Aufführung jener sittenlosen Lustspiele nicht einmal in dem ungenirten Griechenland Personen unsres Geschlechtes zugegen waren? So würde ich in den strafenden Blicken mancher meiner verehrten Zuhörer, so in denen mancher meiner liebenswürdigen Zuhörerinnen lesen, wenn ich nicht, dießmal zu meinem Glücke, kurzsichtig wäre. Aber verzeihen Sie eben! Der Bauer redet gern von seinen Rindern und Schafen, der Schuster von seinen Schuhen und Stiefeln, der Jurist von seinen Akten und Prozessen, der Soldat von seinen Waffen

und Schlachten, der Philolog von seinen Gri echen und Römern.

War ich doch bisher ziemlich stark in der Selbstbeherrschung, habe von den sieben Böcken, die ich nach und nach vor Ihren Augen geschossen, nur zwei aus meinem Lieblingsrevier genommen, und einen davon hatte ich nicht einmal selbst aufgejagt. Wäre übrigens im geringsten zu besorgen, daß durch mich ein Alarm entstünde und das arme Wild in allgemeinem Treibjagen durch Deutschland und bis nach Frankreich gehetzt würde, wie die unglückliche Antigone, ich würde Mitleid mit ihm haben und meinen nach Griechenfleisch lüsternen Magen mit indifferenten deutschen Kartoffeln zum Schweigen bringen. Aber auf meine Empfehlung hin wird das einige Deutschland seine Kunst doch nicht durch die alte griechische verjüngen lassen wollen; und so magst du mirs vor allen Dingen zu Gute halten, geistvoller Alter, daß meine jugendliche Zudringlichkeit dich aus deiner Grabesruhe hervorzieht: wirst gleich wieder schlafen können, geschirmt von der federspitzigen Schaar philologischer Wespen; und zweitens mögen Sie mirs verzeihen, meine geehrten Zuhörer und Zuhörerinnen, daß ich wieder einmal in zunftgenossischen Zwecken arbeite, um so mehr, da ich Ihnen verheißen kann, daß diese Komödien von gar vielen Seiten unsre Betrachtung in Anspruch nehmen, und jene gerügten Anstößigkeiten nicht in der Tendenz der Stücke begründet, sondern leicht zu umgehende Beigaben waren, welche der Dichter als Würze hinzuthun mußte, um dem verdorbenen Gaumen der großen Menge

seiner Zuschauer Genüge zu thun. Entsprang doch für ihn daraus noch der unermeßliche Vortheil, daß er unberührt blieb von den Händen unreifer Knaben und überhoben den Erklärungen langweiliger Sprachmeister, und unbekümmert um die griechisch lernende Jugend unsrer Tage, ein heiteres Leben fortleben kann bei seinen Athenern im Chore der Eingeweihten seines Elysiums.

Ich habe einst von dem Wesen der alten Tragödie zu Ihnen geredet; die Komödie ist deren Kehrseite; auch sie war Staatssache, auch sie Festfeier, auch sie der Bacchusverehrung entsprungen und an den drei jährlichen Festen dieses Gottes zu Athen dargestellt, und hatte in dieser Stadt, als dem hauptsächlichen Wohnsitz griechischer Bildung, zwar nicht ihren Ursprung, doch ihre schönste Entwicklung. Der Wein begeistert zu erhabenen Gedanken und Gefühlen, der Wein erfreut des Menschen Herz und macht es muthwillig. Hatte ja auch in der bildenden Kunst Bacchus eine Doppelgestalt, bald ein ernster Gott mit langem Barte, bald ein weicher, heiterblickender Jüngling; und mit den begeisterungtrunkenen Frauen zieht auf seinem Esel der dicke, berauschte Silen und die grotesken, neckischen Satyrn. In der schwärmenden Bacchusfeier lag ein doppelter Bestandtheil; und wie um die ernsten Lobgesänge zu Ehren des Gottes die Tragödie herumwuchs, so die Komödie um die heitern Lieder, und hatte ihren Ursprung in den muthwilligen Spöttereien, mit welchen anfangs, das Gesicht mit Weinhefe beschmiert, zur Zeit der Lese eine lustige Jugend jeden Beliebigen anzu-

greifen pflegte. Und hob die Tragödie ihre Helden und Heldinnen im Handeln und Leiden hinaus über die Sphäre gemeiner Menschlichkeit, und sollte in ihrem Anblicke das Gemüth der Zuschauer sich läutern und in ihrem Geschick das Walten der Götter verehren lernen, und wählte sie deßhalb ihre Stoffe aus den nationalen Sagenkreisen einer größer gedachten Vorzeit, in welcher noch Göttersöhne und gewaltige Menschen auf Erden gelebt, so haftet der Witz der Komödie an dem wirklichen Leben, und wohnt in der unmittelbaren Gegenwart unter einem Geschlechte thörichter, verkehrter Zeitgenossen, gegen welche der Zufall, wie sie es nicht besser verdienen, sein loses Spiel treibt. Der wahre Komiker verfolgt mit dem tragischen Dichter dasselbe Ziel: beide wollen bessernd auf ihre Zeitgenossen wirken, jener durch Bewunderung eines Ideals in der Ferne, dieser durch Belachen der nahen Erbärmlichkeit. Darum wird der Komödiendichter zum Satiriker, und aus seinem possenhaften Spiel blitzt zuweilen strafender Ernst hervor, und die Komödie ist eine Satire, nur in Handlung umgesetzt. Dieß ist der richtige Standpunkt, auf welchem der Lustspieldichter stehen muß; Lachen erregen ist nicht der höchste Gipfel seiner Kunst, sondern Gesinnung muß durch sein Gaukelspiel blicken und die lustigen Figuren einen festen Hintergrund haben an des Dichters Charakter.

Aber wie war denn nun diese Wirklichkeit beschaffen, in der bei den Griechen die Komödie Wurzel schlug? Civilisirte Nationen leben ein doppeltes Leben,

eines in der Familie, ein anderes im Staat. Bei uns ist das letztere so sehr in den Hintergrund getreten, daß fast nur Beamte zum Staate zu gehören scheinen, und die übrigen Bürger unbetheiligt am öffentlichen Leben, nichts weiter begehren, als ihrem Gewerbe nachgehen und vom Staate ungestört für ihre Familie sorgen zu können. Gerade umgekehrt bei den Griechen und vorzüglich in Athen. Wenn wir uns zu wenig um das Gemeinwesen kümmern, so thaten es jene zu viel, und das Privatleben kam fast nicht in Betracht gegen das öffentliche. Der Bürger wohnte mehr auf dem Markt als in seinem Hause; und hatte der gemeine Mann auch kein weiteres Interesse an der Staatsverwaltung, so ging er doch hin in die Volksversammlung, oder setzte sich auf die Richterbank, um seinen Sold zu empfangen, und fühlte sich nebenbei etwas Gewaltiges in seiner Herrschaft über so viele Städte, und in seiner Befugniß, auch vornehme Herren durch ungünstige Entscheidung ihrer Prozesse demüthigen zu können. Es war auch nichts Geringes, ein Bürger von Athen zu seyn zu einer Zeit, in welcher an 1000 Städte dieser einzigen ihren Tribut entrichteten, und jeder Handwerker sich ein Souverain dünken mochte in der Versammlung, und besaß er Geschick als Feldherr oder als Redner, es auch werden konnte; denn bei aller Freiheit huldigt die Menge immer dem Mächtigen. Schon unter Perikles hatte sich die früher mehr aristokratische Staatsverfassung zur unbeschränkten Demokratie erweitert, und hatte auch dieser größte aller griechischen Staatsmänner dem ungebändigten

Rosse die Zügel straff gehalten, so rannte es, als es nach seinem unseligen Tode schlechtern Lenkern vererbt ward, planlos und maßlos dahin, bis es erschöpft zusammenstürzte. In dem unsichern Tappen einer auf ihre Macht bis zum Wahnsinn eifersüchtigen Menge, in dem verkehrten oder unlautern Treiben seiner Führer wucherte für den Komiker eine reiche Saat von Unkraut; auf den Staat waren Aller Blicke gerichtet, und öffentliche Personen und Einrichtungen mit ganz individuellem und persönlichem Spotte zu verfolgen, war das wesentliche, wichtige Vorrecht der alten Komödie. Ich sage der alten Komödie, in welcher Aristophanes den Thron der Meisterschaft einnahm, und welche allmählig zu Grunde ging mit der athenischen Macht und Freiheit. Als mit dem Ende des unheilvollen peloponnesischen Kriegs Athens stolze Größe zusammenbrach, als diese Stadt von der Höhe einer ersten politischen Macht zu einem Staate zweiten Ranges herabsank; als darauf die feile Menge jeden macedonischen Gewalthaber vergötterte, und endlich gar noch aus der Hand römischer Barbaren jubelnd die Freiheit empfing, die eben diese Stadt einst kühn dem großen Perserkönig abgetrotzt hatte; als die kleinen Nachkommen großer Vorfahren ihren Nationalstolz, uns Deutschen ähnlich, in Gelehrsamkeit und Bildung statt in Thaten setzten: da verschwand aus der Komödie die politische Satire, und nachdem sie sich eine Zeit lang mit literarischen Stoffen und allgemein menschlichen Verhältnissen, wie die deutsche Satire, fortgefristet, auch die persönliche. Die einst kräftige und

auch in ihren Fehlern große Demokratie war siech geworden; der Kranke erregt nicht mehr Spott, sondern Mitleid; und wenn die gewaltigen Worte eines Demosthenes seine in Lethargie versunkenen Mitbürger nur mit Mühe von des Vaterlandes naher Gefahr überzeugen und selbst da nur zu halben Maßregeln aufstacheln konnten, wo hätte ein Dichter ein Publikum gefunden, welches damals noch Witze über Staatsangelegenheit hätte kosten wollen? So entstand nach jener angedeuteten Durchgangsperiode der mittlern, zu Alexanders Zeiten die neue Komödie, welche dann von den Römern adoptirt und durch ihre Vermittlung zu uns gebracht worden ist. Unsre moderne Komödie unterscheidet sich in gar nichts als den unwesentlichen Veränderungen, welche der Wechsel von Zeiten und Sitten mit sich bringt, von jener griechischen sogenannten neuen, deren Repräsentanten für uns die Römer Plautus und Terenz sind, weil ihre griechischen Vorbilder, Menander, Diphilus rc. längst verloren gegangen. In beiden nichts denn Privatleben, betrogene Alte, bramarbasirende Soldaten, verschwenderische Söhne, leichtfertige Mädchen, schlaue Bediente, Kuppeleien und fatales Durchkreuzen von Liebesplänen, bis am Ende, was die Zuschauer schon voraus wußten, der rechte Liebhaber in den Besitz seines Gegenstandes gelangt. Denn eine Komödie, das wissen wir alle, ist ein Theaterstück, in der er das Mädchen bekommt. Dieß ist die neue Komödie, nicht von den Neuen, sondern schon von den alten Griechen erfunden und ausgebildet, als ihr öffentliches Leben saft- und kraftlos geworden war, von

den Römern fortgesetzt, weil sie kein Künstlervolk waren und gerade das annahmen, was sie bei den Griechen vorfanden, und von uns in unsre Verhältnisse übergetragen, weil sie für diese erstaunlich passend ist. Das Stück darf nicht gegeben werden, sagt der Censor; das sind Persönlichkeiten! ruft entrüstet die erste beste Carricatur von Privatperson, und belangt den improvisirenden Komiker iniuriarum. Wo soll der Witz seine Pfeile borgen, wenn er gar nicht persönlich sein darf? Es liegt in seiner Natur, ein bestimmtes Ziel zu haben, und wenn er ins Blaue schießt, so trifft er nichts. Darin liegt es, daß wir keine gute Komödie bekommen. Gesetz und Einrichtung des Staates, Sitte und Convenienz der alles nivellirenden guten Gesellschaft haben uns so difficil gemacht, daß uns nicht blos der litterarische Spott eines Platen indignirt, weil er gegen einzelne Personen gerichtet ist, sondern die Acht mancher Staaten und Kritiker eine gut angelegte Komödie schon dann trifft, wenn der Dichter es gewagt hat, einen längst verstorbenen König mit seinen Freunden in Hemdärmeln bei einer Pfeife Tabak vorzuführen. Deßhalb paßt für unsre Zeiten nicht einmal die mittlere Komödie, der Platens verhängnißvolle Gabel und romantischer Oedipus entsprechen, geschweige denn die alte mit ihrer rücksichtslosen Kritik und ihrem offenen Spott, welcher Sitten und Einrichtungen und mächtige Personen des Staates zu geißeln wagte. Diese ist ein Kind der Demokratie, aber der Demokratie eines Volkes, das für diese Verfassungsart geschaffen war, das sie nicht theoretisch erlernt und angezogen nach der

Mode, wie man einen Rock anzieht, sondern als natürliche Bekleidung mit ins Leben bekommen hatte, in der es sich zwanglos bewegte. Es war freilich nur ein kurzer Glanz, der der athenischen Demokratie, aber ausgeschmückt mit der reichen Farbenpracht eines schönen Schmetterlings, der nun seit zwei Jahrtausenden als Prachtexemplar in der Sammlung der Geschichte prangt. Nur die englische Redefreiheit könnte man der athenischen an die Seite setzen. Was kümmert sich Robert Peel um alle Carricaturen, welche die Opposition auf ihn macht? Er kann sie nicht verbieten, und sie schaden ihm auch nicht, so wenig es dem Kleon schadete, wenn Aristophanes den Wursthändler mit ihm um die Wette in der Unverschämtheit streiten läßt. Aber zu den Zeiten der französischen Republik, wer hätte es da wagen dürfen einen Marat oder Robespierre vor ihren eigenen Augen mit Spott auf die Bühne zu bringen? Denn die Franzosen waren trotz allen ihren Declamationen nicht reif und nicht mündig zur Freiheit.

Die Zeit der französischen Revolution war eben eine aufgeregte Zeit, könnte man einwenden, und wem der Augenblick die Macht gegeben, der mußte sie mit beiden Händen festhalten, mußte Hammer sein, um nicht Amboß zu werden. Aber gerade darin liegt eben das Krankhafte der französischen Freiheit; es war ein Fieberparoxysmus, nicht der erregte Zustand eines gesunden Menschen, bei welchem Action und Reaction der Kräfte den Organismus nicht gleich untergraben, sondern beleben.

War etwa in Athen zur Zeit der alten Komödie der

Lauf des Staates ein ruhiger, der sich langsam im Wiesenthale hinschlängelte? Hatte nicht der peloponnesische Krieg alle seine Kräfte in die höchste Thätigkeit versetzt? Standen nicht die Parteien sich aufs schroffste und feindseligste gegenüber?

Hier im Besitze der Macht die radicale Partei der Volksherrschaft mit ihrem Spartanerhaß, ihrer Kriegslust, ihren Demagogen und gewaltthätigen Rednern, mit ihrem Gerber Kleon und ihrem Lampenmacher Hyperbolus, ihrem Müller Eukrates und ihrem Schafhändler Lysikles an der Spitze, mit ihrem soldatischen Feldherrn Lamachus, bei dem es immer hieß: Feinde ringsum, mit ihrer Prozeßsucht und politischen Verdächtigung, mit ihrem System der Angeberei und ihrer Tyrannenfurcht; dort die unterdrückte und in heimlichen Verbrüderungen wirkende Partei der begüterten Aristokraten und Ritter, den festeren Institutionen Spartas geneigt, für den Frieden gestimmt, gegen die unruhigen Volksmänner erbittert, und stets bedacht, an die Stelle der absoluten Volksherrschaft einen oligarchischen Rath zu setzen. Und welch ein Schwanken der Verhältnisse, ja welch eine Unsicherheit des Privatlebens! Bald die Felder in der nächsten Nähe Athens von spartanischen Streifheeren verwüstet und das Landvolk in die Stadt geflüchtet, bald aus der Ferne Siegesbotschaften und der seltene Anblick gefangener spartanischer Bürger in der Nähe, bald der Abfall von Bundesgenossen, bald die Genugthuung ihrer Bestrafung, dann der kurze Sieg der Friedenspartei durch den fünfzigjährigen Frieden des Nicias, der doch wieder von

keiner Seite einen Augenblick gehalten wird, darauf der überwiegende Einfluß des genialen Alcibiades und die chimärischen Hoffnungen, die man auf seine sicilianische, mit nie gesehenem Pomp und Aufwand ausgerüstete Expedition setzt, der man aber gleichwol auf die schändlichen Intriguen der Gegenpartei hin die Seele raubt; dann das selbstverschuldete Fehlschlagen dieser großen Unternehmung und der durch die Thorheit des athenischen Volks herbeigeführte Uebertritt des begabtesten, aber charakterlosen Atheners zu den Spartanern, bis endlich die übermäßige Anstrengung aller Kräfte erst zur Oligarchie und die abermals verkehrten Maßregeln gegen Alcibiades zur bittersten Demüthigung Athens durch Lysander und der Herrschaft der 30 Tyrannen und in so drückende Lage führten, daß die durch Thrasybul wiederhergestellte Verfassung doch dem erschlafften Volke nimmer mehr die alte Energie zu verleihen im Stande war.

Und alle diese Gegensätze der Parteien und all dieser Wechsel der Verhältnisse in den mit Athen verbündeten Städten so gut wie in der Hauptstadt; der ganze Staat schwankend und schwebend auf der steigenden, fallenden Woge des Glücks. Und in all diesem Wechsel behielt dennoch die alte Komödie ihre Freiheit, und der fürchterlich verhöhnte Kleon vermochte sich an Aristophanes nur durch ein Paar ohnmächtige Prozesse zu rächen, in welchen er ihm vergebens sein Bürgerrecht streitig machte.

Zu diesem Gegensatz in der Politik gesellte sich aber zweitens die eben so große Verschiedenheit in der Bildung

und gesammten Ansicht des Lebens. Es war der Unterschied des altfränkischen Bürgers und jungen Weltmannes, der hergebrachten Gottesfurcht und modernen Religionsspötterei, der alten Sitte und neuen Modesucht, des einfachen, geraden Verstandes und der schlauen, dunstigen Sophistik, der schlichten Rede und der modisch geschulten Beredsamkeit, der einfach erhabenen Poesie eines Aeschylus und der weichlich süßen eines Agathon oder geistreich zugespitzten und philosophirenden eines Euripides. Die Philosophie hatte in der empfänglichen Jugend ihren zersetzenden Einfluß geübt, und nicht bloß wißbegierige, nach tieferer Einsicht strebende Geister, sondern auch zweideutige Charactere angezogen, welche von ihr einen oberflächlichen Gebrauch im Leben machten und das Alte verspottend sich von Religion und Sitte emanzipirt glaubten. Dazu kam noch, daß sie in Athen zuerst in der Gestalt der Sophistik unter der Begleitung glänzender Beredsamkeit auftrat und ohne Verlangen nach Wahrheit es blos auf Ueberredung angelegt hatte. So konnte man sie ja gleich in der Volksversammlung als Redner oder als Advokat bei Prozessen gebrauchen. Diese allem Positiven feindliche Art über Gott und die Welt zu räsonniren und, wie sich der Sprachgebrauch ausdrückte, den schwächern Grund zum stärkern zu machen, d. h. mit selbstbewußter Täuschung Andere Unwahres glauben zu machen, war so tief in den Charakter der athenischen Jugend eingedrungen, daß Festigkeit und Gediegenheit einer Grundansicht schwer daneben aufzukommen vermochte, und es der Ueberlegenheit eines Socrates bedurfte, um wenigstens in einer klei-

nen Schaar warmer Wahrheitsfreunde den Glauben an eine ewige Wahrheit zu befestigen. Das halt- und sittenlose, aber stets zungenfertige und redemächtige junge Athen hätte sich freilich, wie das junge Deutschland gegen die Helden der Befreiungskriege gehalten, mit seiner halben Bildung schlecht ausgenommen neben den alten Marathonskämpfern mit ihrem von guter Sitte getragenen Götterglauben, mit ihren schlichten Manieren und großen Thaten; und wenn jene kunstgeübte Rede, die bereits in eignen Redeschulen geübt ward, als ein mächtiger Hebel der Demokratie, mehr Einfluß hatte als kriegerische und ächte Bürgertugend, und wenn in ihrem Gefolge Verläumdung und Anschwärzung einherzogen; wenn neben der Verachtung von Religion und Moral doch der crasseste Aberglaube an Orakel und Zeichen wohnte; wenn der ganze Bildungsgrad des Volkes die Gestalt einer Uebergangszeit an sich trug, und gerade in solchen Zeiten bei Individuen wie Völkern des Lächerlichen gar viel offen zu Tage liegt: so mußte auch die Zusammenstellung der alten und neuen Zeit in culturhistorischer Rücksicht, für den Komiker, zumal wenn er jene etwas idealer und diese etwas karrikirter zeichnete, eine reiche, ja fast unergründliche Fundgrube werden.

Die bisher angestellten Betrachtungen werden Sie schon selbst zu dem Schlusse berechtigen, daß ein Dichter der alten Komödie ein Parteimann sein mußte. Und das war denn auch Aristophanes, der einzige uns übrige aber auch berühmteste Dichter dieser Gattung, im höchsten Grade.

Seine 11 Stücke, welche von 54, die er geschrieben, uns erhalten worden, sind Gemälde einer feindlichen Gesinnung gegen die zügellose Demokratie und ihre unfähigen und unredlichen Leiter, so wie eines festeingewurzelten Hasses gegen die neue Bildung und deren Vertreter. Er stimmt, wo er nur kann, den Preis der alten Zeit an, z. B. Ritter v. 565—572. (übers. v. Droysen)

Preisen will ich unsre Väter; sie bewährten alle Zeit
Würdig sich des Vaterlandes, würdig der Unsterblichkeit.
Denn zu Land in mancher Feldschlacht, in den Schlachten der Trieren,
Ueberall und immer siegreich, schmückten sie die Stadt mit Ehren;
Nimmermehr von ihnen einer, wenn sie Feinde vor sich sahn,
Zählte sie; der wackre Muth stets war der rechte Wehremann;
Mocht' vielleicht beim Ringen einer auf den Arm gesunken sein,
Ab den Staub sich schüttelnd sprach er: Nicht gefallen bin ich, nein!
Und von Neuem ward gerungen.

Wolken 1002—1008

Kraftstrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaus't mit Verläumdergebell in Bettelhallunkenprocessen,
Nein, nein, in dem Hain Akademos wirst du im friedlichen Schatten des Oelbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genuß, in der silbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Lust, wenn sich still zuflüstert Platane und Ulme.

Und weil eben für Athen die alte Zeit von den Perserkriegen an abwärts wirklich die bedeutendere und ehrwürdigere gewesen ist, so theilt der Leser unwillkührlich den strafenden Ernst, welchen der Dichter oft mitten zwischen den possenhaftesten Scenen hervorbrechen läßt, besonders aber in den sogenannten Parabasen, d. h. den nach Abschnitten der Handlung eingeschobenen längern Vorträgen des Chores, welcher der alten Komödie so gut wie der Tragödie eigen war.

Schon in der ersten Komödie, die er unter seinem Namen gegeben, den Acharnern aus dem Jahre 425, also 6 Jahre nach dem Anfang des peloponnesischen Krieges, ist ihm dieses wilde Getümmel herzlich verhaßt. Wenn er erst gewußt hätte, daß es von da an noch 21 Jahre fortdauern würde! Drei Stücke, die Acharner, der Friede und die Lysistrata haben den Zweck, den Frieden als das köstlichste Gut zur Beförderung des Familien- und Bürgerglücks aufs dringendste zu empfehlen. Ich will mich bei dem ersten dieser Stücke, den Acharnern, etwas aufhalten, um Sie gleich in die Manier und Architectur der aristophanischen Komödie durch ein Beispiel einzuführen. Die Scene stellt am Anfang den Versammlungsplatz in Athen vor, aber erst Ein Bürger ist da, Dikaiopolis, ein Mann vom Land; der ist nur einmal hergekommen, um vom Frieden zu reden, v. 27—39

— O Stadt! o Stadt! —
Ich selbst bin immer der erste zur Ekklesie;
Dann sitz' ich hier, und wenn ich so alleine bin,
So seufz' ich, gähn' ich, reck' und strecke mich, lüfte mich,

Kalkulire, jucke mich, schreib' in den Sand, langweile mich.
Schau' nach dem Land' hin, sehne nach dem Frieden mich,
Verwünsche die Stadt. verlange nach meinem Gut hinaus,
Das nimmer lärmte: »Kohlen kauft! Kauft Kohlen! Oel!
Kauft Essig. kauft!« da gab es kein »Kauft kauft!« es wuchs
Da alles von selbst, man kannte da Käufer und Keifer nicht.
Drum kam ich heut mit dem Vorsatz her, ohn' Weiteres
Zu toben, zwischen zu wettern, die Redner auszuschmähn,
Wenn einer irgend was anderes, als vom Frieden spricht. —

Endlich eilen mit einander eine Menge Leute herbei und es geht die Versammlung an. Gesandte, die die Athener an den Perserkönig um Subsidiengelder nachzusuchen geschickt, werden vorgeführt, einer im Namen der andern macht einen pomphaften Bericht, wie sie im vierten Jahr erst an des großen Königs Hof angekommen, wie sie dort aus goldnen und krystallnen Bechern getrunken und ganze gebratene Rinder vorgesetzt erhalten hätten und Vögel, Täuscher genannt, dreimal so dick als Kleonymus. Dikaiopolis kann sich nicht enthalten ungläubige Zwischenbemerkungen zu machen. Und einen Gesandten, fährt der Berichterstatter fort, brächten sie auch mit, des Groß-Königs Auge, d. h. Minister, Lügenartabas. Nun wurden bekanntlich die Komödien wie die Tragödien in Masken gespielt; und wenn eine in Athen bekannte Person aufs Theater gebracht wurde, so war die Maske Portrait, außerdem mußte sie nebst dem ganzen Costüm den Charakter der Rolle möglichst komisch versinnlichen. Dieses Lügenartabas Gesicht war also ein großes Auge und seine Tracht fantastisch im orientalischen Geschmack. Aber als Perser kann er das Griechische nur radebrechen; Ausländer reden immer in

einem Kauderwelsch, Griechen in dem Dialect ihrer Landschaft, gewiß zum großen Ergötzen der Athener, wie es auch uns im Lustspiele Spaß macht, einen Engländer radebrechen oder einen Altbayern seine derben Laute hervorgurgeln zu hören. Die Versammlung aber vernahm seine Sprache nicht, und der Betrüger von athenischem Gesandten dolmetschet ihnen das gerade Gegentheil von dem, was jener sagt. Artabas hatte gesagt, sie bekämen nichts, aber der Athener erklärt:

Nicht doch, von weiten Beuteln Goldes spricht der Mann.

Da wird es dem Dikaiopolis zu arg, v. 109—113

Was Beutel denn? Windbeutel und kein Ende du!
Geh' ab! ich will mir ihn selbst verhören, ich allein!
Wohlan du, sage deutlich mir, hieher gewandt,
Sonst wird dir der Buckel wer weiß wie Sardisch durchgebläut;
Sprich, wird der große König Gold uns schicken? — Nun? —
(Lügenartabas schüttelt mit dem Kopf.)

Und während nun Artabas vor einen weisen Rath geführt wird, macht Dikaiopolis kurzen Prozeß und ruft einen Mann her, Amphitheos, der sich schon früher als Friedensstifter angeboten hatte, aber von der Polizei als Bettler fortgejagt worden war, v. 130—133

Da hast du von mir acht Drachmen, Freund! die nimm und geh'
Und mache mir mit Sparta Frieden, bloß für mich
Und meine Kinderchen und mein liebes Eheweib.
Schickt ihr Gesandte derweilen und sperrt die Mäuler auf!

Hierauf erscheint ein gewisser Theoros, den die Athener mit dem Auftrag, Hilfstruppen zu holen an den König Sitalkes von Thracien geschickt hatten, und erzählt, wie

der König ungemein Athenerfreund sei, und »förmlich wie verliebt in euch, so daß er wohl an die Wände schrieb: Athener hold, Athener schön;« und sein Sohn, der Prinz, der sehne sich Würste mit ihnen zu essen am Trügefest. Der König habe ihm nun ein großes Hilfskorps gleich mitgegeben aus dem streitbarsten thrakischen Stamme der Odomanten; die würden um zwei Drachmen Sold ganz Böotien kurz und klein donnerwettern. Aber das saubere, natürlich möglichst schlecht costümirte Hilfscorps macht sich gleich ein Privatgeschäft und stielt dem Dikaiopolis seinen Knoblauch. Nun kann er es nicht mehr aushalten; er ruft: er habe einen Regentropfen verspürt, und es muß wegen des bösen Anzeichens die Versammlung vertagt werden. Da kommt der Mann, den Dikaiopolis um den Separatfrieden nach Sparta gesandt (um die Einhaltung von Zeit und Raum ist die alte Komödie überall unbekümmert) schon keuchend mit drei Fläschchen zurück. Es ist ihm auf der Rückreise schlecht gegangen. Denn daß er einen Frieden bringe, v. 180—185.

> Das witterte so ein Haufe betagter Acharniker,
> Steinkohlenalte Tölpel, eichenklotzige
> Griesgramme, Marathonsschläger, hagebüchne Kerl.
> Drauf schrien sie alle auf einmal los: »du Schurke du!
> Den Frieden holst du, und unsre Reben sind zerhaun!«

Acharnä war nämlich ein großer Marktflecken in Attika, dessen Bewohner, stämmige, kräftige Leute, meist Kohlenbrenner waren; die trugen gegen die Spartaner einen grimmigen Haß, weil diese ihnen bei ihren wiederholten Einfällen in Attika ihre Weinberge verwüstet hatten. In den

Fläschchen bringt nun der Mann dreierlei Friedensproben, fünfjährigen, aber der riecht dem Dikaiopolis nach Pech und Schiffsrüstung zu neuem Zug, zehnjährigen, der ihm auch nicht behagt; aber dreißigjährigen v. 196—202.

Der riecht — ja der — nach Nektar und Ambrosia,
Und nicht so nach »drei Tage Proviant gepackt!«
Und führt im Munde das süße Wort: »geh', wo du magst!«
Den wähl' ich mir und spend' ihn mir und trink' ihn aus,
Und lasse schönstens deine Acharner Acharner sein!
Nun frei des Krieg's und der Kriegsnöthen geh' ich heim
Auf's Land, und feire die ländlichen Dionysien!

Darauf sehen wir den Dikaiopolis auf seinem Landgut den Festzug ordnen, zur ländlichen Dionysosfeier, als dem Inbegriff ländlicher Lust. Die Acharner, die den Amphitheos bis auf die Bühne verfolgen und den Chor des Stücks bilden, erkennen daran, daß Dikaiopolis der Anstifter des Separatfriedens ist, und wollen ihn steinigen. Er vermag sich nur durch den Einfall zu retten, daß er einen Kohlenkorb ergreift, das theuerste Kleinod der kohlenbrennenden Acharner, und diesen mit dem Schwerte zu vernichten droht, wenn sie ihn nicht zu Wort kommen ließen. Diese schon an sich ergötzliche Erfindung ist, wie das ganze Benehmen des Dikaiopolis, noch obendrein eine Parodie eines Euripideischen Helden, des Telephus, der den kleinen Orest aus der Wiege riß, um ihn zu tödten, wenn Agamemnon ihm nicht Gehör gäbe. Der Kohlenkorb war ihrem Herzen so theuer, daß sie dem Dikaiopolis erlaubten zu reden, zumal da er mit dem Kopf über dem Hackblock sprechen will, um gleich geköpft zu werden, wenn er nicht recht be-

halte. Auch Telephus hatte unter denselben Umständen zu den Athenern sprechen müssen, wie Dikaiopolis zu den Acharnern; und Aristophanes treibt daher die Parodie noch weiter. Dikaiopolis geht zum Euripides ins Haus, der im obern Stockwerk unter allerlei Lumpencostümen an einer Tragödie arbeitend sichtbar wird. v. 410—479.

Dikaiopolis.

Euripides!

Euripides.

Du rufest?

Dikaiopolis.

Schaffst in der Schwebe du
Statt zur ebnen Erde? Lahme machen mußt du da wohl!
Und wieder Lumpen trägst du da aus der Tragödie,
Das Kleid des Erbarmens? Bettler machen mußt du da wohl!
Doch ich beschwöre bei deinen Knien, Euripides,
Dich, nur ein Lümpchen gieb mir aus dem Trauerspiel;
Denn ich hab' 'ne lange Rede zu halten vor unserm Chor,
Und red' ich schlecht, so ist's um meinen Hals geschehn!

Euripides.

Sprich, welches Elend denn? dieß etwa, darinnen ich
Den armen alten Mann, den Oineus ließ im Stich?

Dikaiopolis.

Nicht das des Oineus; viel erbärmlicher war es noch!

Euripides.

Den blinden Phönix hier?

Dikaiopolis.

Nein, Nein! den Phönix nicht!
Ein anderer, viel erbärmlicherer, als Phönix war's!

Euripides.

Auf welches Fetzcostüm des Mannes Wunsch nur geht!
Ja meinst du das vielleicht vom bettelnden Philoktet?

Dikaiopolis.

Nein, nein! ein viel bettelhafterer war's, als der!

Euripides.

So wünschest du gewiß das kothbeschmutzte Gewand,
Drin mein Bellerophon, der hinkende, zieht durch's Land!

Dikaiopolis.

Bellerophon nicht — der aber, den ich meine, war
Das alles auch, lahm, Bettler, Schwätzer, Zungenheld!

Euripides.

Nun weiß ich — Telephos, der Myser!

Dikaiopolis.

Ja, Telephos!
Von diesem gieb, ich beschör' dich, mir den geflickten Rock!

Eiripides.

Bursch, hol' ihm Telephos gesammtes Lumpencostüm!
Es liegt da oben bei Thyestens Lumpenthum,
Ja dort, da unterhalb der blassen Ino!

Kephisophon.

Hier!

Dikaiopolis.

»Du, Zeus, der Alles schau'st, dnrchschauest überall!«
Mich nun zu kleiden als den allererbärmlichsten!
Euripides, dieweil du mir dieß zu Liebe thust,
So gieb mir auch das Andre, was zu den Lumpen gehört,
Das filzige Hütchen auf den Kopf, das Mysische;
»Denn scheinen muß ich heut ein bettelarmer Wicht,
Und sein zwar wer ich bin, doch so erscheinen nicht.«
Auch sollen die Herrn Zuschauer wissen, wer ich bin,
Die Choristen aber wie die Tölpelgänse stehn,
Damit ich sie recht mit Phrasen nasenstübern kann!

Euripides.

Nimm hin den Filz, du webst fein Netz zu deinem Plan!

Dikaiopolis.

»Des Himmels Segen dir, doch deinem Telephos —«
Vortrefflich! sieh wie ich durch und durch schon Phrase bin!
Indessen bitt' ich noch den Bettelstab mir aus!

Euripides.

Nimm hin und walle Thors Felsquaderbau hinaus!

Dikaiopolis.

»O Herz, du siehst, wie man des Hauses mich verstößt«
Bedürftigen manches Dings wohl noch! Wohlan so sei
Zudringlich, heischend, unverschämt! Euripides,
Gieb mir das Körbchen, durchgebrannt vom Lampenlicht!

Eiripides.

Was hast du arger Thor noch des Geflechtes Noth?

Dikaiopolis.

Noth freilich weiter nicht, nur haben möcht ich's doch!

Euripides.

Höchst lästig bist du mir! Und wandre nun fürbaß!

Dikaiopolis.

Ach!
Des Himmels Segen dir, wie deiner Mutter einst!

Euripides.

Nun denn von hinnen mir!

Dikaiopolis,

Nein eins noch gieb mir erst,
Das Becherleinchen noch mit ausgebrochnem Rand!

Euripides.

Zum Henker nimms! du bist ein Fluch für dieses Haus!

Dikaiopolis,

Beim Himmel! du weißt nicht, wie du so oft auch uns gequält!
Doch herzenssüßer Euripides, dieß Eine noch,
Gieb mir den Scherben mit dem Schwamm zu wischen drin!

Euripides.

Mensch, Mensch, entreißen willst du mir mein Trauerspiel!
Nimm hin, und geh fürbaß!

Dikaiopolis.

Ja, ja, ich geh' — und doch
Was fang' ich an? noch fehlt mir eins; bekomm' ich's nicht,
So geht's mir schlecht! Vernimm, o Herz-Euripides,
Das Eine noch — und ich geh' und kehre nimmermehr;
In das Körbchen gieb mir nur ein Bischen Grünes noch!

Euripides.

Du bringst mich um! da nimm's! dahin nun, Musenkunst!

Dikaiopolis.

Nein, nicht so! nein, ich geh' — zu lästig ward ich schon.
O weh mir! weh mir! sterben muß ich! ich vergaß
Das Eine, Höchste, drin mein Wohl und Wehe ruht!
Euripelchen, Herzensliebsterchen, Zuckersüßerchen!
Auf ewig will ich verdammt sein, wenn das Geringste noch
Ich bitte außer dem Einen, dem einen Einzigen;

O gieb mir Kerbel aus der Mutter Verlassenschaft!
Euripides.
Der Mensch beleidiget! schleußt Hauses Zwilingshof!

Er legt nun als Telephus verkleidet den Kopf auf den Block, und leidet, die Schuld von den Spartanern wälzend, den ganzen peloponnesischen Krieg von einer elenden Privatgeschichte der Aspasia her, der zu Gefallen Perikles, der Olympier, jähen Zorns entbrannt, mit Blitz und Donner erschütterte wild das Hellenerland. Wie Dikaiopolis aber doch nichts Rechtes ausrichtet, die Acharner vielmehr Lamachus, den Feldherrn, zu Hilfe rufen, welcher pathetisch hervortritt mit Schild und Helmbusch vom Großthugöckelhahn, wie spottend Dikaiopolis bemerkt, da redet er zu ihnen ein überzeugend Wort, was denn eigentlich sie vom Kriege hätten, wo alle die grauen Männer wie sie gemeine Soldaten blieben, und junge Prahlhänse Gesandte und Feldherren würden. Die Acharner überzeugen sich, und zürnend und drohend entfernt sich Lamachus.

Hier wo in der Handlung ein Ruhepunkt eintritt, folgt nun die Parabase, welche theilweise vom Chorführer gesprochen theils vom ganzen Chore gesungen ward, und theils Rechtfertigung oder Empfehlung des Dichters, theils Tadel über verschiedene Gebrechen des Staats oder Spott über einzelne Personen untermischt mit kleinern Liedchen zum Lobe der Götter zu enthalten pflegte.

Auf die Parabasen, deren in einem Stück mehrere vorkommen können, hat Aristophanes sehr großen Fleiß ver-

wandt, und ich will Ihnen zur nähern Kenntnißnahme aus der vorliegenden folgende Stelle v. 676—692 mittheilen:

Wir, die hochbetagten Greise, ernstlich tadeln wir die Stadt;
Nicht wie das, was wir im Seekrieg Großes gethan, verdienet hat,
Hegt und pflegt man unser Alter; nein, wir leiden bitterschwer;
Denn ihr verstrickt uns alte Männer in Processe kreuz und quer,
Gebt den jungen Rednerbürschchen uns zum Hohngelächter her,
Uns verlebt schon und verstummt, gleich alten Flöten abgenützt,
Denen statt des Horts Poseidon nun der Stab ist, der sie stützt.
Und vor Alter schwach nur murmelnd stehen wir am Rednerstein,
Sehen nichts als nur des Rechts Verdreherein, Verdunkelein,
Doch das Bürschchen Staates-Anwalt, eifrig seinem Vortheil nach,
Greifet an und trifft mit gewählten, feinen Worten Schlag auf Schlag,
Kreuzt die Fragen, schneuzt die Antwort, stellet Fallen allerhanden,
Närrt und zerrt den armen Tithonos, macht so mürb' ihn und zu Schanden.
Und der Alte zuckt mit den Lippen, geht nach Haus verdammt zur Buße;
Und da schluchzt und weint er, sagt den Seinen dann mit traurigem Gruße:
»Was ich mir erspart zum Sarge, zahlen muß ich's nun als Buße!«

Die Anlage der aristophanischen Komödien ist nicht wie die der neuen auf eine Intrigue gestützt, welche die Aufmerksamkeit spannen und durch immer neue Verwicklungen erhalten soll, bis am Ende alles zur Befriedigung der Zuschauer sich auflöst. Den kaum geschürzten Knoten löst der Dichter vielmehr meist schon in der Mitte und thut dann nichts weiter als nach dem Gelingen des seltsamen Einfalls, der dem Stücke zu Grunde liegt, die lustigsten

Folgen daraus den Augen der Zuschauer vorführen. Wollte man also der Komödie des Aristophanes die innere Einheit absprechen, so wäre man nach unsern Begriffen von dramatischer Einheit recht wohl befugt dazu. Aber wer heißt uns alles mit Einem Maßstabe messen? wer heißt uns jene lustig tanzenden Spiele in die Schnürstiefel unsrer Kunstkritik einzwängen? Die innere Einheit der Handlung kannten die Alten so gut wie wir und haben sie uns vorerklärt als Regel für das Trauerspiel, nimmermehr aber für die freier herumspringende alte Komödie. Der Dichter zieht also nunmehr aus seinem närrischen Separatfrieden für eine einzige Familie practische Consequenzen. In welche Vortheile oder Nachtheile mußte der kluge Dikaiopolis kommen in seiner ländlichen Ruhe, während alles umher von Kriegslärm erschallt?

Er eröffnet vor allen Dingen einen Markt für die griechischen Stämme, mit denen Handel zu treiben in Athen des Krieges wegen verboten war. Erst erscheint ein Mann aus dem armen Megara (und die nun auftretenden Personen reden alle in ihrem Landesdialect); der hat seine zwei Töchterchen als Schweinchen herausgeputzt, was sich in Griechenland des Wortes wegen besser machte als in Deutschland, und viele spaßige Anspielungen veranlaßt, und sie an Dikaiopolis als solche verkauft, um sie von dem Hungertode zu retten; den Sykophanten, d. h. Denuncianten, der ihn anzeigen will, jagt Dikaiopolis mit seiner Peitsche, die er seinen Marktmeister nennt, davon; darauf verkauft dem Dikaiapolis ein Böotier eine Menge Wildprett, Ge-

flügel und einen sehr geschätzten Aal vom Copaischen See, und weil er als Tauschwaare etwas mitnehmen will, was es bei ihnen nicht gibt, packt ihm Dikaiopolis wohleingewickelt einen andern Sykophanten auf, läßt aber darauf dem schlachtenkühnen, gewaltigen Lamachus, dem »das Haupt des Helms dreimähnig schattiger Schmuck umweht,« nichts ab von seinem kostbaren Fische. Er will die Segnungen seines Friedens allein genießen, allein in Vollauf leben am Kannenfest. Unbarmherzig jagt er den Landmann davon, dem einfallende Böotier seine Rinder fortgeschleppt, und giebt ihm nicht ein einzig Tröpfchen von seinem Frieden; nur einer Brautjungfer gießt er, weil die Braut ihn bitten läßt, ein wenig in ihr Gläschen, damit der Bräutigam heut an seinem Hochzeittag nicht im Lager übernachten muß. Am allerdeutlichsten aber malt uns der Dichter den Contrast von Krieg und Frieden in den Schlußscenen. Was der Landmann schon verkündete, hat sich bestätigt: die Böotier sind am fröhlichen Kannenfeste ins Land gefallen. Lamachus muß trotz dem treibenden Schnee, das verkündet ihm ein eilender Bote, in den Krieg ziehen, aber den Dikaiopolis ladet ein andrer zu einem Pikenik beim Priester des Bacchus; beide rüsten sich nun einander gegenüber, und Dikaiopolis persifflirt immer den Feldherrn 1097—1100 u. s. w.

L. Mein Junge, bringe meinen Tornister mir heraus!
D. Mein Junge, bringe meinen Speisekorb heraus!
L. Bring' auch das Sparsalz, Junge; auch von den Zwiebeln nimm!
D. Für mich den Salzfisch; denn bei den Zwiebeln wird mir schlimm!

Beide gehen nach verschiedenen Seiten ab, jeder zu seinem Werke. Aber dem Lamachus bekommts schlecht. Ein Bote kommt gelaufen. v. 1174—1189.

O Diener, die ihr im Hause seid des Lamachos,
Warm Wasser! Wasser schnell in Töpfen warm gemacht!
Charpie gezupft! Heftpflaster schnell, o schnell geschmiert!
Baumwollenwatte, Bandagen für den Knöchel her!
'S hat unser Held sich verwundet an einem Grabenpfahl!
Da er über den Graben setzte, zerbrach er das Fußgelenk
Und fiel mit dem Kopf auf einen Stein und zerschlug sich den;
Und auch die Gorgo sprang aus seinem Schild heraus.
Und ach das Großthuwetterhahnsgefieder sank
Zerschmettert auf die Felsen hin, und jammerte:
„O Tages-Auge, dich schau' ich nun zum letzten Mal,
Verlasse meines Lebens Licht, bin fürder nichts!“
Mit solchen Worten in den Kanal hinabgestürzt,
Erhebt er sich wieder, hält zurück die Flüchtenden,
Jagt fort die Plünderer, schleudert ihnen nach den Speer.
Da ist er selber! Geht und öffnet ihm die Thür!

So wird nun Lamachus jammernd hereingetragen, zugleich aber sieht man im Innern eines Hauses den Dikaiopolis mit schmucken Dirnen scherzen als Eroberer des Weinschlauchs, und sein Jubel correspondirt in ähnlicher Weise wie oben mit des Lamachus Klagen. —

Eine noch tiefere Sehnsucht nach dem Ende des Kriegs malt der Dichter in dem Stücke, welches den Namen Frieden führt; was in den Acharnern das Verlangen eines Mannes war, steigert sich hier zu dem des ganzen Volkes; und als es dem Trigäus, der auf einem Mistkäfer in den Himmel geritten, und den vereinten Bemühungen des Chores gelungen ist, trotz den Drohungen des Kriegsgottes, der alle griechischen Städte in einem Mörser zerstoßen will,

aber keine Mörserkeule mehr hat, weil der Athener Kleon und der Spartaner Brasidas todt sind — als es trotz diesen Drohungen gelungen ist, die in einen Abgrund versenkte Friedensgöttin an einem Seile heraufzuziehen, da stimmt der Chor eine tiefempfundene Parabase an, von der ich Ihnen einen Theil vorlesen will, damit Sie sehen, welch idyllisches Talent unserm Dichter inwohnt, der überhaupt die Sprache so sehr in der Gewalt hat, daß er bald erhaben, bald schwärmend, bald tändelnd, bald burlesk und possenreißerisch, wie es ihm gerade beliebt, das genialste Potpourri an unsern Ohren vorüberziehen läßt. In jener Parabase singt der Chor also: v. 1110—1156.

Ich bin froh, herzensfroh,
Des schweren Helms frei zu sein,
Des Käs' und Brod's, Haferschrot's.
Der Krieg ist nicht mein Geschmack;
Beim Kamin nachthinein,
Freundchen rechts, Freundchen links,
Froh beim Wein auf zu sein,
Nachgeschürt dann und wann
Noch ein Stückchen trocken Holz,
Sommers gut ausgenäßt,
Und im Feu'r Kastanien schwärzend,
Und ein Thrakisch Mädel herzend,
Wenn zu Bett mein Ehekreuz!
Nichts behaglicher in der Welt, als wenn die Saat im Boden liegt,
Und der liebe Gott begießt sie, und ein Nachbar also spricht:
Sag' mir, was beginnen wir derweilen, Nachbar Feldermann?
Macht's doch recht der liebe Gott so, daß man Eins drauf trinken kann!
Also, Frauchen, heute setz' drei Metzen junge Schoten auf,
Rühre dichtig Kuchenmehl ein, Feigenschnittchen lege drauf;
Syre, rufe dann den Manes auch nur aus dem Feld herein;
Denn es ist für heut nicht möglich, abzublatten unsern Wein,
Noch zu überharken; sinkt man doch bis an das Knie hinein!
— Holt von mir zu Haus' die Taube und die zwei gebratnen Spatzen;

Auch die vier Stück Hasenbraten war da, und ein Frischmilch-Satzen,
Wenn mir Abends drüber her da nicht gekommen sind die Katzen;
Denn ich hörte, weiß der Himmel, was da poltern und da kratzen!
Drei davon bring', hörst Du, uns her, laß' den Vater eins verzehren,
Fordr' in Aischinades Garten einen Myrrhenzweig mit Beeren,
Und ersuch' Freund Charinades, heute möcht' er uns beehren
Und mit uns ein Schöppchen leeren,
Uns zur Lust, dem Gott zu Ehren,
Der der Saat so gnädig ist.
Wenn die Heuschrecke dann
Im Felde zirpt holden Sang,
Dann schau' ich wohl frohen Sinns
Den Lemnerwein reihhinab,
Ob er bald reifen wird,
(Früh ja reift dieß Gewächs.)
Seh' die Frühfeige auch
Schwellen schon, sich röthen schon;
Aber ist sie erst gereift
Kost' ich sie, eff' ich sie,
Sing dabei: o liebe Horen!
Setze drauf dann einen Mohren,
Fühle mich wie neugeboren,
Werd' so Sommers dick und fett.

Dieser Schilderung stelle ich, blos um eine Probe zu geben von der Tiefe, mit der er der Natur lauscht, eine Stelle aus den Vögeln auf die Nachtigal, zur Seite. v. 211—225.

Süß Weibchen, auf! auf! und verscheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süß hinströmt dein seliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnsucht hell wehklagst
Aus tiefster Brust!
Von der säuselnden Linde Gezweig steigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,
Wo der goldenumlockte Apoll dein lauscht,
Und zu deinem Gesang in die Lyra greift,
Und zu deinem Gesang den umwandelnden Chor
Der Unsterblichen führt;

Und es weht von der Lippe der Himmlischen dir
Mittrauernd mit dir,
Der Götter selige Wehmuth!

Kleon, der im Frieden die Mörserkeule genannt wird, stand an der Spitze der demokratischen Kriegspartei, ein Gerber und gewaltthätiger Schreier, welcher sich durch Gefangennehmung der auf Sphakteria eingeschlossenen Spartaner noch größere Popularität als schon vorher durch klugberechnetes Bekämpfen und Unterdrücken der Aristokraten unter dem Volke erworben hatte, und seit des Perikles Tode der erste Mann im Staate war. Gegen diesen Danton der Athener richtete Aristophanes seine Ritter. Wenn man bedenkt, daß Kleon gerade damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, als dieses heftigste aller aristophanischen Stücke gedichtet wurde, so weiß man nicht, ob man mehr die Keckheit des Dichters bewundern soll, der es wagte, in dieser Weise den einflußreichsten Mann im Staate anzugreifen; oder die unbeschränkte Freiheit, welche die Rede in Athen genoß; oder den Muth der Kampfrichter, welche dieser Komödie den ersten Preis ertheilten, zu der kein Maskenmacher sich getraut die Maske des Kleon anzufertigen; oder endlich den Leichtsinn des Volkes, bei welchem Kleon nach wie vor in der nämlichen Gunst stand. Die Komödie hatte das Recht der Hofnarren, sie durfte reden was sie wollte, man amüsirte sich, steckte die Wahrheiten, welche sie sagte, ein, wie werthlose Rechenpfennige, und kehrte unbelehrt und unbekehrt ins Leben zurück. Im Vergleich mit der Sprache, welche Aristophanes in den Rit-

tern gegen Kleon führt, sind die stärksten Herweghiaden und politisch-poetischen Capuzinaden des literarischen Comptoirs in Zürich und Winterthur wie die Schläge eines Kindes zu denen eines Riesen. Und in welch heilloser Gestalt zeichnet er das Volk selbst darin ab, das er doch mit seinem Spiele ergötzen wollte! Aber freilich dieses bestand aus vielen Köpfen, von denen jeder einzelne bei sich selbst denken konnte: So sind die Andern, aber ich nicht. Wir lachen ja auch von Herzen, wenn Jemand gute Witze über den deutschen Michel macht, und überlegen nicht, daß auch wir Fleisch von seinem Fleische sind. So eine Art Michel ist denn auch der alte Herr Volk, den Aristophanes in den Rittern als Person leibhaftig auf die Bühne bringt. Der hat sich einen paphlagonischen Sclaven gekauft, einen Gerber von Profession, eben den Kleon, den abgefeimtesten, hinterlistigsten Kerl von der Welt. Der merkte des Alten Art gar bald sich ab; er drängte sich auf, er schlich sich ein, diensteiferte, heuchelte, schmeichelte, hinterging und fing ihn, und drückte nun aufs jämmerlichste seine beiden Mitsclaven, die Feldherren Nicias und Demosthenes. Diese, seinen Sturz vorzubereiten, stehlen ihm, während er im Hause schnarcht, eines seiner Orakel; darin steht nun deutlich sein Untergang geschrieben. Denn es heißt in diesem Orakel: v. 129 u. s. w.

»Es wird zum Ersten hier ein Hedehändler sein,
»Der wird zum Ersten walten über diese Stadt!
»Nach diesem Ersten wird ein Schaafviehhändler sein,
»Wird mächtig sein im Lande, bis ein andrer kommt,
»Mehr Schuft wie er; zu Grunde geht er alsobald.

»Denn es kömmt ein Lederhändler« — der Klaffagonier —
»Ein Dieb, ein Großmaul, ein Orkan, sobald er schreit!«

Diesen nun muß ein Wursthändler stürzen, denn im Orakel heißt es weiter v. 197—201.

»Doch wenn der schnabelgekrümmte, der lederne Aar mit den Fängen
»Also den Drachen erpackt, den einfaltspinslichen Blutschlund,
»Dann geht schmählich zu Grund Paphlagonern die Knoblauchsauce;
»Aber dem Dickdarmhändler gewährt viel Ruhmes die Gottheit,
»So er nicht daß achtet, hinfort noch Wurst zu verkaufen.«

Daß diese Worte sich auf den Kleon und den Wursthändler beziehen, beweist der eine Diener durch folgende Combination: v. 202—210.

Wie aber bezieht auf mich sich das? belehre mich!
Der lederne Aar ist eben der Paphlagonier.
Was heißt denn aber schnabelgekrümmt?
Das heißt so viel,
Als daß er mit krummen Fingern immer stiehlt und raubt.
Dann ferner, wozu der Drache?
Das ist sonnenklar:
Lang ist der Drache, und die Wurst ist wieder lang;
Blutschlund, das ist der Drache, Blutwurst manche Wurst
Der Drache, sagt das Orakel, wird den Lederaar
Demnächst bezwingen, wenn er sich nicht beschwatzen läßt.

Während die beiden Sclaven sich berathen, geht ein Wursthändler vorüber mit seiner Wurstbank, und wie sie ihm gratuliren als dem Fürsten der hochgepriesenen Stadt Athen, der als Selbstherrscher den Rath mit Füßen treten und die Feldherren züchtigen darf, hält er sich erst für verspottet, und sieht trotz ihrer Versicherung von der Wahr-

heit der Sache nicht ein, wie aus ihm, einem Wursthändler, dem die Schulkenntnisse ganz und gar fehlen, noch ein großer Mann werden soll; allein gerade dieß ists ja, versichert ihm der Sclave, was ihn zur Staatsverwaltung befähigt. Daß das Orakel zutrifft, sieht er nun freilich ein; aber wie soll er es machen, um des Volkes Führer zu sein? Antwort: v. 213—219.

O Kleinigkeit: dasselbe thust du, was bisher:
Durcheinander rührst du und hackst wie Hachée und stopfst wie Wurst
Die Demokratie, und machst dir das Volk mit süßem Guß
Von küchenmeisterlichem Geschwätze mundgerecht;
Das übrige Demagogenwesen hast du ja,
Hundsföttische Stimme, schofle Geburt und den Straßenwitz,
Kurz, Alles hast du, was man zur Staatsverwaltung braucht.

Dabei werden die Ritter ihm helfen, welche in unsrer Komödie den Chor bilden. Aber wie soll er ihn denn besiegen? Antwort: Durch noch größere Unverschämtheit. Als daher der Paphlagonier schreiend und lärmend herauskommt, schreit und schimpft der Wursthändler, vom Chor unterstützt noch ärger; das dauert eine gute Weile, und muß den Athenern, besonders der vielen Anspielungen wegen, ein herrlicher Ohrenschmaus gewesen sein, bis zuletzt der Paphlagonier erzürnt sich entfernt mit der Drohung in den Rath zu gehen und alle Anwesenden als Verschworene zu denunciren, und der Wursthändler ihm nacheilt. Beide edle Männer wissen sich beim Rathe beliebt zu machen, und der Wettkampf wird fortgesetzt vor den Augen des alten Herrn Volk selbst, welchen ihr Schreien aus dem Hause

ruft. Dieser will denn auch Schiedsrichter sein, und bescheidet sie auf die Pnyx, den Versammlungsplatz. Da wird dem Wursthändler Angst, er ruft aus: v. 752—755.

O weh mir Armen! ach, es ist nun aus mit mir!
In seinem Haus' ist freilich der Alte ganz gescheut;
Doch sitzt er dort erst auf den Steinen, so sperrt er das Maul
Weit auf, als sollten gebratne Tauben hinein ihm ziehn!

Beide beeifern sich nun dem Herrn Volk Wohlthaten zu erweisen. Der Wursthändler schiebt ihm ein Polster unter, daß sich der nicht drückt, der bei Salamis mit war, gibt ihm Schuhe und einen Rock und gewinnt so des Alten volle Liebe, so daß er des Paphlagoniers später gereichten Mantel gar nicht mehr mag, weil er nach der Gerberei riecht; und der Wursthändler ist noch so boshaft zu behaupten, jener hätte den alten Herrn beim Ueberwerfen damit ersticken wollen. Der Paphlagonier wird abgesetzt, trotz seinen Orakeln, mit denen er Herrn Volk beschwatzen will, trotz seinen Leibgerichten, die er ihm auftischt; denn der Wursthändler bringt immer bessere Weissagungen, schmackhaftere Bissen; verzweifelnd läßt sich nach abgelegtem Kranze der Paphlagonier mit der Theatermaschine ins Haus schieben, und der durch den Wursthändler wieder verjüngte Alte schämt sich seiner frühern Tölpelhaftigkeit, und will hinfort leben wie in der schönen marathonischen Zeit, der Paphlagonier aber wird dazu verurtheilt, Würste zu verkaufen und mit Gassendirnen und Badern herumzuschreien.

Zwei Institute waren es, in welche die Democratie ihren Hauptwerth setzte, die Volksversammlung als gesetz-

gebende Macht, und die öffentliche Gerichtsbarkeit. Aus dem ganzen Volk wurden jährlich 6000 Richter gelost, ohngefähr ⅓ der Bürgerschaft, und in Schaaren von 500 in die verschiednen Gerichtshöfe vertheilt, und diese bezogen, wenn sie den Richtercollegien beiwohnten, einen täglichen Sold von 3 Obolen. Die Geringfügigkeit dieses Einkommens (ein Obolos ist etwas über 10 Pfennige) verdrängte die wohlhabenden Bürger von selbst vom Richteramte, und die ärmern hatten in ihm doch einen sichern und dabei höchst anständigen Erwerbsquell. Besonders älteren Personen dieser Klasse war das Rechtsprechen eine willkommene Beschäftigung; jüngere nahm Krieg oder Geschäft mehr in Anspruch, ältere aber konnten sich durch ihren Richtersold eine unabhängige Existenz erhalten und im Bewußtsein ihrer Macht glücklich fühlen, die sie nur zu oft durch Verurtheilung reicher Aristokraten geltend machten. Diese aufs Richten erpichten und versessenen Leute gibt Aristophanes in seinen Wespen unerbittlichem Gespötte preis. Der alte Philokleon, welcher an dem partiellen Wahnsinn leidet immer richten zu wollen, wird auf Geheiß seines Sohnes Bdelykleon in einem Gewahrsam von zwei Sclaven bewacht. Vergebens sucht er durchzukommen, erst durch den Schornstein, dann indem er sich unten am Bauch eines Esels anhängt, wie einst Ulysses bei Polyphem an dem eines Widders, endlich unter dem Dache hervor; vergebens will ihn der in aller Frühe mit Laternen ankommende Chor mit Wespenstacheln bekleideter Richter, welcher glaubt, er schlafe noch, durch Singen

alter Lieder munter machen. Er müht sich, an einem Seile herabzufahren, der Sohn läßt ihn zum großen Zorne des Chors wieder hinaufziehen, wie er halb unten ist. Und doch ists kein böser Sohn: er will ja den alten Vater mit Speise und Trank, mit warmer Kleidung und aller Bequemlichkeit versehen, nur soll er zu Hause bleiben, soll sich pflegen in seinen alten Tagen, und nicht im abgeriebenen Mantel Tage lang in winterlicher Kälte unter freiem Himmel zubringen. Den anfangs erzürnten Chor überzeugt er wohl, so daß dieser den Alten glücklich preist, wenn er aller Mühen des Gerichtsstandes überhoben, ein zufriedenes Alter genießen könne, Philokleon selbst aber hat wohl auch Wohlgefallen an den versprochnen Genüssen, allein die Bedingung, unter welcher sie ihm geboten werden, nämlich das Richten aufzugeben, setzt ihn in die leidenschaftlichste Aufregung, ja in eine Art Delirium; so daß er ausruft: v. **950—959.**

Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens,
Nur — Kennst du das Land —? dahin möcht' ich ziehn,
　　Wo der Herold ruft:
»Wer gestimmt nicht hat, steh auf, tret' her!«
Und träte dann hin zu der Urne des Spruchs,
Würf' ein mein Steinchen, bedächtig, zuletzt —!
Auf, Herz! frisch auf —! o wo weilst du, Herz —?
O laß mich, du Jammernde — ! Donner und Blitz,
Nicht mag im Gerichte mir Kleon selbst
　　Als Betrüger sich lassen ertappen!

Erst dann verzichtet er auf sein Gerichtsleben, als der Sohn ihm den Vorschlag macht, ihm ein Privatgericht im Hause anzuordnen. Er schreitet auch alsbald ans Werk:

da soll er am warmen Kamin über die Hausgenossen richten können nach seiner Bequemlichkeit und dabei seine gute Tasse Fleischbrühe schlürfen im commoden Schlafrock.

Sogleich wird der Anfang gemacht mit einem Prozesse zweier Hunde, der sehr ergötzlich zu lesen ist, und es für die Zeitgenossen noch in höherm Grade sein mußte, da der beklagte Hund Labes, der beschuldigt wird einen sicilischen Käse gestohlen und dem Kläger nichts davon gegeben zu haben, den Feldherrn Laches bezeichnet und der Kläger den Kleon.

Nachdem der Sohn dem Vater auf diese Weise das Richten abgewöhnt, sucht er ihn immer mehr zu modernisiren, er zieht ihm modische Kleider an: einen persischen Mantel und laconische Schuhe; er lehrt ihn sich fassionabel betragen, und führt ihn in gute Gesellschaft zu einem Pikenik. Hatte der Alte aber vorher nur mit Widerstreben die Gewohnheiten seines Alters aufgegeben, so thut er nun ohne Maß jugendlich, er betrinkt sich und insultirt alle Leute, hübscht mit einer Flötenbläserin, wirft dem Brodmädchen den Korb herunter und will nichts bezahlen für die zerbrochenen Wecken, und stellt in seiner jugendlichen Verwandlung carricaturmäßig die übermüthig sich dem Gesetz entschlagende athenische Jugend dar. —

Diese athenische Jugend muß in der That ziemlich burschikos gelebt haben. Der junge Phidippides in den Wolken wird von seinem alten Vater Strepsiades, den er durch sein chevalereskes Leben tief in Schulden gebracht hat, geschildert, wie er langes Haar trage, reite, fahre

und von nichts als Pferden träume. Leider hat jener, vorher ein begüterter Landmann, eine vornehme Frau aus der Stadt genommen, von dem alten Geschlechte der Alkmäoniden, die hat dem Burschen das Vornehmthun in den Kopf gesetzt, und der Alte muß obendrein mit beiden noch gar säuberlich umgehen. Aber wie soll er seine Schulden bezahlen? Diese Angst raubt ihm die Nachtruhe. Doch halt! Da drüben ist eine Denkanstalt; die Herren besitzen die Künste aus dem Recht Unrecht und aus dem Unrecht Recht zu machen; von diesen zwei Künsten will er seinem Sohne die zweite lehren lassen, und wenn dann die Gläubiger klagen, so muß der Sohn als des Vaters Advocat auftreten und keiner erhält einen Obolus. Und wer ist nun der Besitzer dieser Denkanstalt? Socrates.

Sokrates hat sich durch den Ernst der Forschung, mit welchem er die Edelsten der athenischen Jugend an sich zog, so wie durch die tiefwissenschaftliche Anregung, welche auf die begabtesten seiner Schüler, und durch sie auf Jahrtausende wirkte, einen welthistorischen Namen erworben, und der großartige Sinn, mit welchem er in den Tod ging, hat ihn schon kurz nach seinem Hingang zu einem Märtyrer und Heiligen gestempelt. Darum hat Aristophanes durch diese Komödie seinem eigenen Charakter in den Augen der meisten warmen Verehrer des griechischen Weisen ungemein geschadet. Wer wollte es auch rechtfertigen, daß er den bescheidenen ächten Philosophen in eine Klasse zusammenwirft mit der Scheinweisheit prunkender Sophisten, welche dieser überall aufs nachdrücklichste

und wirksamste bekämpft hat, und ihn zum Lehrmeister gerade derjenigen Künste macht, die zu verdrängen sich Socrates zur Lebensaufgabe setzte? War es Privathaß? War es Unkenntniß der Philosophie dieses großen Mannes? War es die Sucht, auch das Edelste und Höchste herabzuziehen und zum Gegenstande gemeinen Spottes zu machen? Daß Socrates selbst die Angriffe des Aristophanes nicht so hoch angeschlagen, beweist schon der Umstand, daß er der Aufführung dieser Komödie persönlich beiwohnte und sich von seinem Sitze erhob, damit die lachenden Zuschauer ihn besser sehen könnten. Daß Privathaß von Aristophanes fern gewesen, geht selbst aus dem Gastmale des Plato hervor, in welchem der launige Dichter an der von Socrates geleiteten Unterredung über die Liebe in ergötzlicher Weise Theil nimmt. Und könnte man es ihm so sehr verargen, wenn er über des Socrates neue Weisheit nicht im Klaren gewesen wäre, da ja unter uns Deutschen, die wir uns von Haus aus der Gründlichkeit und des philosophischen Geistes rühmen, Alt und Jung über alte und junge Hegelianer, über alten und neuen Schelling keck zu reden wagt, ohne in die Lehren dieser Denker tiefer eingeweiht zu sein als Aristophanes in den Wolken in die Philosophie des Socrates? Wer von uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf ihn. Die lachlustigen Athener selbst nahmen das Urtheil eines Komikers nicht so genau, und wer etwa gar dem Dichter einen Theil der Schuld an Socrates Tode zuwälzen wollte, der möge bedenken, daß unser Stück volle 23 Jahre vor dieser Kata-

strophe zur Aufführung kam. Pure Spottlust hat ihn aber auch nicht bestimml. Sondern: er war ein Feind der neuen Bildung, ein Anhänger und Verehrer der alten Marathonkämpfer; die hauptsächlichste Triebkraft der neuen Lebensansicht war die Philosophie; diese selbst war ihm also verhaßt, es mochte nun ihr Vertreter heißen wie er wollte; durch sie sah er die alte Thatkraft, die alte Poesie, den alten Glauben, die alte Biederkeit des Lebens zu Grunde gehen. Und ob zwar in eben der Philosophie wieder die alleinige Arznei für diese Krankheiten enthalten ist und aus ihr der einzige Trost zu quellen vermochte, so war doch philosophische Resignation nicht im Geschmack unsres Dichters, welcher lieber das Rad der Zeit wieder rückwärts gedreht hätte; ihm fehlte der Glaube an eine bessere Zukunft durch einen Fortschritt des Geistes, und mußte ihm fehlen, da das griechische Volk, was an ihm Herrliches war, schon in der Vergangenheit gestaltet hatte. So ist ihm Socrates, als der nahmhafteste Philosoph der Zeit, ein Repräsentant der Philosophie überhaupt, sammt der in ihr wurzelnden kunstmäßigen Beredsamkeit, und er läßt diesem eine Art Rhetorschule halten, die er doch nie gehabt hat. Des Aristophanes Sinn ist aufs praktische Leben gerichtet, der Sohn des Strepsiades mag nicht hinein zu den Philosophen-Jüngern mit abgehärmtem Gesichte; er könnte sich sonst nicht mehr vor den Rittern sehen lassen. Philosophie erscheint unsrem Komiker als Spitzfindelei, fürs Leben unnütz, als schädliche Grübelei, welche die Religion gefährdet. Denken die praktischen Menschen unsrer Tage, denken die

eifrigen Beschützer des Glaubens anders von dieser edelsten und würdigsten aller menschlichen Wissenschaften? Wollen wir also des Aristophanes Charakter von dieser Seite unangetastet lassen, um nicht durch unsre Beschuldigung uns selbst zu verklagen.

Der junge Phidippides in den Wolken macht es also wie unsre Studenten: er mochte nicht in die Denkerei; und wollte der Alte lernen, wie er von seinen Gläubigern los kommen könnte, so mußte er selbst noch des Socrates Schüler werden. Da gibt es nun ergötzliche Scenen. Gleich beim Eingang erzählt ihm ein Schüler von einer wichtigen Untersuchung, die er durch sein rohes Anpochen gestört habe. V. 144—152.

So eben fragte Socrates den Chairephon,
Wie weit ein Floh, nach eignen Schuhen berechnet, springt;
Es stach da nämlich einer in Chairephons Augenbraun
Und enthüpfte behend dann auf das Haupt des Socrates.

Strepsiades.

Wie mocht' er das ausmessen?

Schüler.

Auf das scharfsinnigste!
Wachs ließ er schmelzen, nahm darauf den Floh behend,
Und tauchte desselben beide Füße in's flüssige Wachs;
Sobald es kalt war, hatte seinen Schuh der Floh;
Den löst er ab und maß damit die Entfernung aus.

Und wie nun die Denkanstalt sich öffnet, da sitzen die Jünger umher in gebückter Stellung zur Erde schauend; denn

Sie verfolgen die Urgrundslehre bis unter dem Tartarus;

Socrates selbst aber schwebt oben in einem Flechtkorb; v. 222—233. Strepsiades:

Herr Sokrates!
Sokratelchen!

Sokrates.

Was rufst Du mich an, du Erdensohn?

Strepsiades.

Vor allem sag' mir, bitte, was du da oben schaffst?

Sokrates.

In Lüften schweif' ich, denk' ich über der Sonne Weg!

Strepsiades.

So, so! von der Flak' aus denkst du über die Götter weg,
Und nicht von ebner Erde; nicht?

Sokrates.

Ich würde nie
Die himmlischen Dinge schaun in ihrer Wesenheit,
Wenn nicht der Verstand so hinge, sondern die Abstraktion
Der Idee sich mischte mit der ihr wahlverwandten Luft.
Dehn wollt' ich am Boden haftend das Droben von unten her
Beschaun, ich fänd es nimmer. Sondern die Erde zieht
Gewaltsam an sich die Feuchtigkeit der Spekulation.

Es würde zu weit führen, wollte ich alle die komischen Situationen, die witzigen Wendungen, die selsamen Mißverständnisse auch nur andeuten, welche durch den beschränkten Sinn des Strepsiades und den karrikirten Philosophengeist des Socrates, oder durch den Gegensatz der ärmlichen Lebensverhältnisse mit dem idealen Aufschwung des letzteren selbst hervorgerufen werden. Nur von diesem ein einziges Beispiel. Strepsiades muß sich im Auftrag des Socrates auf ein Sopha legen und in den Gedanken seiner selbst versenken, um etwas auszudenken. Socrates entfernt sich; der Chor, der, um das dunstige, gehaltlose Wesen der Philosophie zu bezeichnen, aus Wolken besteht, welche aller Gestalten fähig, die von Frauen angenommen haben, spricht ihm Muth zu. Aber da kommen aus dem alten Möbel Wanzen herausgekrochen

und zerstechen den armen Mann, und hätten ihm das Denken, wäre er dessen überhaupt fähig gewesen, unmöglich gemacht. Aber Socrates dringt aufs neue in ihn und gibt ihm seinen zerrissenen Mantel; mit dem soll er sich zudecken, damit er ganz ungestört von der Außenwelt sich in sich selbst zurückziehen könne; allein es fällt ihm eben nichts ein als die Frage, wie er sich die Gläubiger vom Halse schaffen soll. Socrates erklärt ihm zuletzt, er könne ihm nichts lehren, weil er so vergeßlich und ungeschickt sei, und der Chor gibt ihm den Rath, er sollte lieber seinen Sohn schicken. Dieß geschieht denn auch trotz des Sohnes Widerstreben; Phidippides erhält Unterricht in der neuen Bildung und entfernt in Folge davon mit Spitzfindigkeiten und Gewalt die Gläubiger? Strepsiades ist außer sich vor Freude über seines Sohnes Fortschritte; aber als dieser nun gelegentlich die Waffe gegen den kehrt, von dem er sie erhalten, als er den Vater prügelt, und ihm gar zu beweisen versucht, daß er recht daran gethan, und rund heraus sagt, er werde es der Mutter eben so machen, da geht dem Alten endlich ein Licht auf über den Werth der gottlosen Denkerei; er ruft im Zorn seine Knechte und brennt und reißt mit ihnen, zu spät zur Besinnung gekommen, die ganze Denkanstalt nieder.

Der Streit zwischen Vater und Sohn war über die Dichtkunst entstanden; jener wollte ein Lied des Simonides oder Aeschylus bei Tisch vorgetragen hören, dieser sang ihm eine schamlose Stelle aus Euripides, worüber der Alte außer sich kam und den Sohn heftig anfuhr. Euripides ist

der Hauptvertreter der neuen Bildung in poetischer und musikalischer Hinsicht wie Socrates in philosophischer. Wer da weiß, welchen Werth die Griechen auf Poesie und Musik als einen Hauptlehrstoff zur Bildung der Jugend und ein vorzügliches Mittel zur Veredlung oder Verschlechterung der Sitten legten, der wird den Eifer des Aristophanes gegen Euripides begreiflich finden. Bei diesem machte die erhabene Einfachheit und der großartige Ernst des Aeschylus, bei ihm die harmonische Schönheit des Sophocles Platz einem Spiele fein angelegter Intriguen, und die gehobenere Sprache jener Dichter voll sittlichen Adels stieg herab zur Rede des gewöhnlichen Verkehres. Das Element seiner Kunst war das Rührende, und seine meisten Helden und Heldinnen wandten sich an das Mitleid der Zuschauer; da war wenig Kraft, wenig männliche Größe; auch in den Motiven war er nicht wählig, und Moralität der Handlung eben nicht die erste seiner Rücksichten. Dazu sein Hang zum Philosophiren und Räsonniren, und sein Auflösen der plastischen griechischen Götter in Dunst und Aether. Ihn trifft daher Aristophanes mit dem bittersten Spotte, wo es nur immer Gelegenheit gibt, und habe ich Ihnen schon vorhin aus den Acharnern eine hierauf bezügliche Scene mitgetheilt, so ist das bei Weitem nicht das ärgste, was er ihm gesagt hat. Wir haben noch zwei ganze Stücke übrig, die gegen ihn gedichtet sind: die Thesmophoriazusen und die Frösche. In jenen machen ihm die zum Fest der Thesmophorien versammelten Frauen den Prozeß, daß er ihr Geschlecht so unedel behandelt und lau-

ter schlechte Frauen auf die Bühne bringt; in diesen hält er nach seinem Tode in der Unterwelt einen Wettstreit mit Aeschylus, bei welchem sehr feine und treffende Urtheile über den poetischen Charakter beider Dichter gefällt werden. Der Gott Dionysos, an dessen Feste ja die Tragödien gegeben wurden, will sich einen großen Dichter heraufholen; denn alle Berühmtheiten sind gestorben. Euripides macht dem Aeschylus den tragischen Thron streitig; der bescheidne Sophocles steht seitwärts und mischt sich nicht in den Wettkampf.

So ist unser Dichter durch und durch Parteimann, er mag die Zeit in ihren allgemeinen Richtungen geißeln, oder Gelegenheitsstücke vorführen, die auf bestimmte Begebenheiten Bezug haben wie z. B. die Vögel, welche die politische Projectenmacherei und die Luftschlösser, die man bei der nachher so sehr verunglückten sicilianischen Expedition zu Athen baute, in meisterhafter Weise lächerlich macht. Aber mit dem athenischen Staat sank auch die Satire; denn der Parteihaß hatte sich abgekühlt nach Befreiung der Stadt von den 30 Tyrannen, und je mehr die Kräfte des Staats dahinsanken, desto unerquicklicher mußte auch dem Aristophanes das ganze politische Treiben erscheinen. Es gleicht einer poetischen Verzweiflung am öffentlichen Leben, daß er in den Ekklesiazusen die Herrschaft den Händen der Frauen übergibt, weil dieß die einzige Staatsform sei, die man bisher noch unversucht gelassen, und in dem letzten seiner Stücke, dem Plutus (Reichthum), welches er im Jahre 388 gedichtet hat, wendet er sich von

der Politik weg zu allgemein menschlichen Zuständen, und führt die Frage durch, wie denn der Zustand der Welt sein müßte, wenn der Reichthum den Händen der Schlechten entrissen und den Würdigen zu eigen gemacht würde. Dieses Stück bildet bereits den Endpunkt der alten Komödie, und den Uebergang zur unverfänglichern mittlern.

Mit dem Plutus hat Aristophanes seine Dichtungen geschlossen, der einzige große Dichter, welcher den peloponnesischen Krieg überlebt hat. Ich habe in meinem Vortrage keines seiner Stücke unberührt gelassen, und nachdem wir auf diese Weise über seine Dichtungsart in Stoff und Behandlung einen ziemlichen Ueberblick gewonnen, kann ich um so leichter eine allgemeine Charakteristik in wenige Worte zusammendrängen. Des Aristophanes Stücke also haben eine ernste politische Grundlage, Bewunderung der Vorzeit, Verachtung der Gegenwart als Demokratie und neumodische Weisheit; darauf erhebt sich ein luftiges Haus, oft scheinbar planlos im Einzelnen, aber wohlgefällig im Totaleindruck. Ein Hauptmittel des Komischen bildet die Carricatur; von dieser hat er überall den reichsten Gebrauch gemacht. Alle Fehler der Menschen werden lächerlich, wenn man sie übertrieben darstellt. Darum gibt er auch als ächter Parteigänger kein ungetrübtes Bild seiner Zeit, und wollte man seine Urtheile für baare Münze nehmen, so würde man manchem Ehrenmanne Athens sehr unrecht thun. Höchst genial ist er in Erfindung seltsamer Situationen, höchst gewandt im Anbringen passender Anspielungen auf Personen und Verhältnisse, häufig Beziehungen, deren Wirkung auf

uns sich mindert, weil der Witz ein Kind des Augenblicks ist. Eine reiche Fundgrube von Spaß eröffnet ihm die Parodie von Stellen anderer Dichter, die nicht nur ihm, sondern auch dem Publikum gründlich bekannt sein mußten, weil sie ja außerdem nicht die beabsichtigte Wirkung gethan hätten. Für die grosse Masse der Zuschauer aber bietet er eine reichliche Zugabe von Unfeinheiten jeder Art, welche durch alle seine Stücke zerstreut, in einigen aber so reichlich aufgetragen sind, daß sie fast ein Surrogat für den mangelnden Witz zu bilden scheinen. Darum heißt er bei Göthe im Epilog zu der Nachbildung der Vögel der ungezogne Liebling der Grazien. Merkwürdig bleibt es jedenfalls, wie er so sehr sich für gute Sitte ereifern und dabei der Gemeinheit selbst den Zügel schießen lassen kann. Verfolgt er ja auch in seinen Thesmophoriazusen den Euripides, weil er die Frauen geschmäht, und nimmt sie in eben jenem und einigen andern Stücken noch zehnmal ärger mit. Streitet er ja auch für die Religion, und gibt die Götter wiederum in Person dem Spotte preis. Im Plutos und in den Vögeln kündigen die Menschen diesen förmlich den Gehorsam auf, im Frieden spannt Zeus den Mistkäfer des Trygäus an seinen Donnerwagen, in den Fröschen wird Dionysos vor den Augen der Zuschauer geprügelt, und Herakles ist ihm der große Fresser, und Hermes der bestechliche Diebsgott, kurz nirgends wird der Götter geschont, und das unter einem Volke, welches den Anaxagoras wegen Irreligiosität aus der Stadt trieb und den Socrates, weil er neue Götter lehre, zum Tode verurtheilte.

Wie konnte die furchtbare Entweihung des Heiligen ungestraft hingehen, ja wohl gar ein Gegenstand des Spaßes werden? Ich erinnere erstlich an das Narrenrecht der Komödie, zweitens an die Parallelen, welche die Geschichte auch anderer Völker liefert, z. B. an die Narren- und Eselsfeste in Paris, an die Darstellungen alt- und neutestamentlicher Geschichten im Mittelalter überhaupt, wobei des Spaßhaften gar manches vorkam, an unsre komischen deutschen Volkslieder über die Schöpfung des Menschen, die Geburt Christi u. s. w. Ein Volk, das so zu sagen in seiner Religion festsitzt, erlaubt sich selbst mit seinen Mythen Scherze, die bei ernsten Angriffen auf den Volksglauben nicht ruhig hingenommen würden. Spaß mit dem Heiligen ist keineswegs immer verbunden mit Unglauben, und so wurde in Athen, welches den Beinamen der frommen Stadt führte, Alles hingenommen aus dem Munde eines Komikers, der ja nur Scherz trieb, was man von einem Philosophen sich nicht ungestraft hätte sagen lassen; denn jener tanzte als Fastnachtsnarr um die feststehenden Götterbilder, dieser suchte durch Gründe und Schlüsse das Fundament zu unterwühlen, auf welchem sie die gläubige Vorzeit errichtet hatte. Wie mit dem religiösen verhält es sich mit dem sittlichen Gehalt der Aristophanischen Stücke. Es ist ein Irrthum, wenn man, (wie Droysen hie und da in den Einleitungen zur Uebersetzung des Aristophanes thut,) unsrem Dichter ernste Grundsätze absprechen will, weil er sie selbst in seinen Dichtungen nicht gehandhabt. Wie seine politischen Ungerechtigkeiten auf Rechnung seines Parteieifers zu schrei-

ben sind, so fallen seine ganz unverhüllten Anstößigkeiten der Kunstgattung zu, in welcher er arbeitete. Wer wollte zweifeln an der Ehrbarkeit unsres Hans Sachs, und wie geht es zu in seinen Fastnachtsspielen? Scheint es doch, als wollte die gewaltsam aus dem öffentlichen Leben zurückgedrängte Sinnlichkeit dem Kampf um den Besitz der menschlichen Seele nur unter der Bedingung entsagen, daß ihr das Recht bleibt, periodisch die Herrin zu spielen. Diese groben Späße gehören zum Wesen der alten Komödie; aus ihnen hat sie sich entwickelt, ihrer konnte sie sich nicht entschlagen; vielmehr haben wir Ursache, den griechischen Genius zu bewundern, der jene ursprünglichen possenhaften Plattheiten so sinnig in großartige Kunstschöpfungen umzuformen verstand, während unsere Fastnachtsschwänke sich nie zu künstlerischer Form weder nachahmend noch selbständig erhoben haben.

IV.

Ueber das Wort „Gehen."

Von

Georg Arnold.

In einem früheren Vortrag habe ich versucht, eines jener Wörter unserer Sprache zu charakterisiren, die in allen möglichen Combinationen vorkommen und je nach ihrer Stellung die verschiedenartigsten Bedeutungen haben. Solche Wörter hat die deutsche Sprache viele und in ihnen liegt zum Theil ihre unübertroffene Tiefe wenn dagegen gerade dadurch auch ein Mangel an Bestimmtheit fühlbar wird, den andere Sprachen nicht zulassen.

Erlauben Sie mir daß ich dem Worte gehen durch die mäandrischen Gänge folge, die es im Sprachlabyrinth gezogen hat und gestatten Sie, daran einige allgemeine Betrachtungen zu knüpfen, die natürlich nur auf eine vorübergehende Unterhaltung berechnet sein können und sehr Ihrer Nachsicht bedürfen.

Man sollte die Deutschen für ein viel mobileres Volk halten, als z. B. die Franzosen, weil bei ihnen alles geht. So viel ist indessen gewiß, daß sie am Meisten vor sich bringen wenn auch andere Nationen rühriger scheinen. Sogar um nichts zu thun muß der Deutsche gehen, nämlich

müßig. Soll man ihn in Ruhe lassen so sagt er: Mein Gott, so lassen Sie mich doch gehen. Von der Geburt an geht das Gehen schon los. Wahrscheinlich ist es das erste Wort, das er hört, weil die Mutter, ehe er noch das Licht der Welt erblickt hat, schon immer gefragt wird, wie lange sie noch geht.

Kaum ist er ein Jahr alt, so muß er in's zweite gehen er mag nun laufen können oder nicht, dann geht er in die Schule und mitunter hinter sie, nachdem es kommt. Alle Tage muß er zu Tische und in's Bett gehen und je älter er wird desto mehr geht er dem Vater an die Hand. Er lernt nur ein Handwerk das gut geht, er führt nur Waaren die gangbar sind, seine Uhr muß mit der Minute gehen. Bald geht er über Land, bald auf die Reise. Er lügt wenn er sagt: ich gehe nach Leipzig zur Messe, denn er fährt und wenn er andeuten will, daß er auf seinen eigenen Unterthanen sich fortbewegt, so reicht es nicht aus, zu sagen: Ich gehe, sondern es muß heißen: Ich gehe zu Fuß.

Ich sehe nicht ein warum der Mensch sich was abgehen lassen soll; wie lange währt es, so muß er selbst abgehen, mit Tod nämlich und was er nicht hat aufgehen lassen, kann er dann nicht mitgehen heißen und es geht ihm nur ein Stich durch's Herz wenn er's auf einen andern übergehen sehen muß.

Wenn man von Einem sagt: Der geht auf den letzten Füßen, so braucht derselbe nicht eben bange zu sein, denn diese können lange Jahre aushalten, heißt es aber:

Er geht auf den letzten Schuhen, so erscheint die Sache ernstlicher und man denkt an den Heimgang. Ob was von uns übrig bleibt oder ob wir ganz vergehen ist eine Frage, in welche wir nicht tiefer eingehen wollen. Seit es bei uns nicht mehr umgeht glaube ich fast das Letztere, in früherer Zeit hatte man wenigstens die Aussicht ein Gespenst zu werden. Heut zu Tage gehen wir bei lebendigem Leibe mit so vielen Dingen um, und es werden manche göttliche und menschliche Vorschriften umgangen, daß es dabei sein Bewenden haben könnte; aber nicht genug, man geht auch mit uns oft so erbärmlich um, daß wir aus Desparation allen Umgang aufgeben und zum Teufel gehen möchten.

Wenn Einer dem Andern begegnet, so fragt er: Wie geht es Ihnen, lieber Freund? dabei denkt er für sich: Was geht mich der Kerl an. Der Andere antwortet: O sehr gut, während er oft sagen sollte, es geht gar nicht sondern es steht und zwar schlecht.

Fragt Einer einen Kaufmann: Wie gehen die Geschäfte, so weiß man schon daß er sagt: Miserabel, und geht man ihn um Geld an, so zuckt er die Achsel und spricht: Lieber Freund, es geht mir recht nahe Ihnen nicht dienen zu können, aber es geht wahrhaftig nicht.

Sonst gingen die jungen Leute aus und nahmen einen Kopf voll schöner Haare mit, jetzt sitzen sie zu Haus und die Haare gehen aus und kommen trotz alles Macassar-Oels nicht wieder heim. Jetzt heirathet man einen

Jüngling und die Glatze geht mit in den Kauf, da hat die Frau Jahr aus, Jahr ein Sonnenschein wenn auch der Himmel voller Wolken hängt.

Es gibt Freunde, welche uns beständig sagen: Wir würden für Sie durch's Feuer gehen. In der Regel gehen Sie uns aber nur um den Bart und die meisten gehen darauf aus, von uns Nutzen zu ziehen. So einer kommt sehr häufig und sagt: Bitte, lieber Freund, leihen Sie mir geschwind einen Thaler, das Geld ist mir ausgegangen. Es ist aber nicht wahr, es ist ihm nur keines eingegangen.

Wenn man einem Mädchen Liebeleien vorplaudert, so sagt es wohl: O, gehen Sie, Sie Loser — das heißt: fahren Sie fort, und wer hat nicht schon gehört wie das Kindermädchen dem Kleinen zuruft: Geh zu und schlaf jetzt, ohne daß sie den Widerspruch merkt, so wenig als der Hamburger, wenn er seinem Vordermann im Parterre zuruft: Sitzen gehen!

Sonst legte man einen Groschen für sein Glas Bier hin und wenn der Kellner herausgeben wollte, sagte man großartig: Es geht auf. Jetzt kann man sich das Reden ersparen, denn es geht ohnehin auf.

Unrichtig sagt man: Drei in eins geht nicht — es geht allerdings aber nur ein Drittelmal und wer sagt: Meine Pfeife geht nicht, thut ihr sehr Unrecht, denn er hält sie fest.

Durch das viele Gehen geht man mitunter irre und dann ist es ein Vergehen. So Einem kann es passiren, daß er eine Zeit lang gar nicht mehr geht sondern sitzt und auf Amnestie warten muß, mit der es so schnell nicht geht als man glauben möchte.

Mancher, der keinen Kopf hat, sagt: Es geht mir im Kopfe herum und Mancher, der kein Herz hat, sagt: Es geht mir zu Herzen; dadurch, daß ein Anderer einst gewollt hat, daß alles nach seinem Kopf gehen solle, ist er bekanntlich schlecht weggekommen, dagegen sieht man es gerne, wenns Einem von der Hand geht.

Es kann Einer mit sich zu Rathe gehen, ohne daß er sich von der Stelle rührt und einem Andern ist das Wasser schon bis an den Hals gegangen, ohne daß er naß geworden wäre.

Statt zu sagen, die Sonne geht unter, müßte es heißen, wir gehen unter und dies Untergehen hat den Vortheil, daß man dabei nicht zu Grunde, sondern regelmäßig wieder aufgeht, was sonst selten der Fall ist.

Meine Herrschaften, schreit der Ausrufer an einer Meßbude, kommen Sie herein, noch ist es Zeit, es geht eben an. Läßt man sich beigehen hineinzugehen, so sieht man, daß man noch gerne ½ Stunde hätte spazieren gehen können und möchte vergehen vor langer Weile.

Gehen nachtheilige Gerüchte über Jemand, so ist nicht immer darauf zu gehen; es geht oft mit Unrecht

über einen Menschen her und nichts geht mehr von Statten, als das Verläumden, aber es geht nicht immer so ungestraft hin.

Wo man leicht Zugang hat, da geht man viel ein und aus und wo es lustig hergeht geht man in der Regel nicht eher fort, als bis alles drunter und drüber geht und dann kann man sich gratuliren, wenn man frei ausgeht.

Wenn der Wind geht, so gehen auch die Windmühlen, wenn aber der Fluß mit Eis geht, so gehen selten die Wassermühlen.

Was macht es dem Schüler, der französisch lernt zu schaffen, daß im Deutschen alles geht. Wie oft sagt er nicht ganz vergnügt: la pipe est sortie, die Pfeife ist ausgegangen, la rêve est sortie der Traum ist ausgegangen und wundert sich, wenn es korrigirt wird. Diese Thüre heißt es, geht auf die Straße und diese in den Hof — die guten Thüren rühren sich nicht: dort geht eine Mauer um die Stadt, die so fest steht, als wüßte sie gar nicht, was denen von Jericho passirt ist.

Es gibt Dinge die gehen, ohne daß man was sieht, z. B. die Flecken, welche aus den Kleidern gehen, während man's bei anderen wohl merkt, am Meisten bei einem wollenen Strumpf, der eingeht, bei Saamen, der aufgeht, bei einer Farbe wenn sie abgeht, beim Bier wenn's auf die Neige geht.

Geht man einem Schuldner scharf zu Leibe, so

ist er im Stande und geht durch und entgeht somit allen ferneren unangenehmen Mahnungen. So wenig dies eigentlich angehen kann, so muß man es doch hingehen lassen, wenn man ihm nicht nachgehen will.

Ein böser Bube läßt die guten Lehren so lange zu einem Ohre hinein und zum andern wieder herausgehen bis ihm der Vater sagt: Geh' mir aus den Augen und es ist immer noch gut, wenn er dann in sich geht und sich bessert.

Wenn unsere Habe im Feuer aufgeht, so jammern wir, wenn's Wetter im Frühjahr aufgeht, so freuen wir uns; eine Hausfrau jubelt wenn beim Backen der Teig gehörig geht und möchte weinen wenn das Fleisch an, oder die Sahne zusammengegangen ist.

Sie meinen vielleicht es sei nun zu Ende und freuen sich auf mein Abgehen — ich muß Ihnen aber sagen, daß es noch weiter geht, obgleich ich manche Redensarten mit Stillschweigen übergehen muß.

Wenn Zwei mit einander anstoßen so sagen Beide: Auf Ihr Wohlergehen — es meint aber Jeder das seinige und die Leute haben auch Recht, denn wenn man viel auf Anderer Wohlergehen trinkt, so möchte es mit dem eigenen am Ende schief gehen, wo nicht ganz krumm.

Wenn wir aus einander gehen, so geht Einer dahin, der Andere dorthin, aber nicht Jeder geht nach Haus — das kommt von dem Sich gehen lassen.

Wenn es nach der Ordnung ginge so müßte man mit der Sonne zu Rüste und mit der Sonne wieder an's Tagewerk gehen, aber dies würde Manchem nicht eingehen, der von seinen alten Gewohnheiten nicht abgehen kann.

Die Kunst geht nach Brot, sagt das Sprichwort und es ist eine alte Klage, daß es ihr so ergeht. Besser wäre es die Kunst ginge in Sammt und Seide und das Brot ginge drein. Wie unangehm ist es, wenn man bei der Nacht etwas sucht und das Licht geht aus und wie schön wenn Einem bei irgend einer Untersuchung ein Licht aufgeht, wodurch man auf einmal klar sieht.

Nachdem die preußische Armee in der Schlacht von Jena den ersten Gang mit den Franzosen gewagt, der bekanntlich so unglücklich ausfiel, fehlte es nicht an ferneren traurigen Vorgängen, die den schlimmsten Ausgang erwarten ließen. Alle Festungen gingen fast ohne Schwertstreich über und es war ein saurer Gang, den der König bis Tilsit zurückgehen und dort die nachtheiligsten Bedingungen eingehen mußte. Wenn man die ganze Weltgeschichte durchgeht, so wird man kaum auf eine Periode stoßen, wo eine größere Feigheit kund gegeben, wo größere Fehler begangen wurden. Man hatte das von einem Heere nicht erwartet, das so geprahlt und solche Vorgänger wie die Helden von Hochkirch und Leuthen gehabt hat.

Wenn etwas in Nichts zergeht, so sagt man, es sei ausgegangen wie's Hornberger Schießen, und wenn das Herz recht voll ist, so sagt man der Mund gehe über, ich meine aber, dann gingen zunächst die Augen über.

Es ist ein Befehl ergangen die Kälber nicht mehr gebunden zu Markte zu bringen, ja man wird noch so weit gehen zu verlangen, man solle jedes Thier erst fragen, ob es zu Markte gebracht werden will, aber dann wird es auch ohne Fasttage nicht abgehen, denn das Viehvolk wird durchgehends keine große Bereitwilligkeit an den Tag legen.

Wenn ein Geschäft lange flau geht, so geht es zuletzt ganz ein, wo es aber scharf geht, da ist auch ein guter Fortgang zu hoffen — wiewohl am Ende alles in der Welt vergänglich ist, und wenn es eine Zeitlang noch so sehr im Gange gewesen sein mag.

Im heißen Sommer macht man seinen Spaziergang gern in einem Laubengang, und wenn man recht hungrig ist, so sieht man bei table d'hôte lieber einen Gang mehr, als weniger. Je reicher die Gänge in einem Bergwerk sind, desto höher gehen seine Actien, und je mehr Gänge eine Mühle hat, desto mehr bringt sie zu Wege. Je reiner das Metall, desto weniger Abgang beim Schmelzen, und je schlechter der Jahrgang, desto mehr Krebsgänge bei den Menschen.

Wir Nürnberger sagen: Das war ein Metzgersgang, wenn wir umsonst gegangen sind, und: Er geht auf den Geismarkt, wenn einer sichtlich zum Hinüberge-

hen sich rüstet; beide Redensarten sind aber nicht durchgängig gang und gäbe.

Hiermit geht mein Vortrag zu Ende, und ich gehe ab mit der Hoffnung, daß derselbe als ein ephemerer Scherz wohl hingehen kann. Es würde mir sehr nahe gehen, wenn ich die Indiskretion begangen hätte, Sie zu langweilen.

Gedichte.

I.

Die Windmühle.

Alter Müller, alter Müller! Willst du ewig Brüder hassen?
Nie dein Kind mit seines Gleichen, nie mit Menschen leben lassen?
Kannst dem holden Mädchen rauben seine Jugend ganz und gar
Soll sie ungekannt verblühen, aller Lebensfreude bar?
Kann bei dir ihr Herz erwarmen, der ein Greis du, müd und alt,
Wird sie dir Vertrauen schenken, dir so feindlich, stumm und kalt?!
»Meine Tochter, meine Tochter, lausche deines Vaters Worten,
»Tritt nicht aus der Mühle Schranken, deine Feinde lauern dorten,
»Zähm' die Neugier, Menschenaugen können dir nichts Gutes blicken
»Menschenworte, hör' sie nimmer, können Unschuld nur berücken,
»Hass' sie, diese Brut von Nattern, die die Mutter dir vergiftet,
»Die vom Anfang aller Zeiten alles Unheil angestiftet.«
Ella hörts und weinet leise, denn sie fühlt ein andres Ahnen,
Einsam, schaurig in der Mühle will es sie fortan gemahnen,
Denn von den verbotnen Früchten hat sie leider schon genossen,
Und ein ungekanntes Eden hat sich vor ihr aufgeschlossen.
In dem stillen Herzensschreine waltet Liebe hehr und mild,
Hoch am heiligen Altare flammt des kecken Jünglings Bild,
Der des Vaters Späheraugen hatte kühnlich Trotz geboten
Und schön Ella's Herz gewonnen, wie ihm auch Gefahren drohten
Eines Nachts des Müllers Stimme hallet schaurig durch die Luft
Ella, meine Tochter, Antwort gib dem Vater, der dir ruft:
Alles still. — Er eilt an's Fenster, da erblickt er und erbleicht
Ella kletternd an dem Flügel, der hinab zur Erde reicht.
Sieht's, und unten ihren Buhlen, in dem Nachtwind ihrer harren —
Da ergreift die Axt er fluchend, schlägt den Zapfen aus dem Sparren,

Rufet knirschend allen Winden, daß sie in die Flügel fassen,
Und sie kommen Blitzesschnelle, denn die bösen Geister hassen
Guter Menschen Glück, es drehen sich die Speicher pfeifend um —
Schleudern Ella auf den Felsen, blutigroth und todesstumm.
Und der Jüngling sieht's mit Grausen fleht des Himmels Rache an,
Heulend kommt der Sturm geflogen, bald ist alles abgethan.
Rasend drehen sich die Flügel, tück'sche Kobold sitzen draus,
Bis die dürren Hölzer rauchen und die Flammen schlagen aus.
Hei! da sieht in Nacht und Dunkel bald ein Feuerrad man sausen,
Und die alte Mühle stürzet, nieder in der Flamme Brausen.
Ob auch später aufgebauet, Niemand konnte drinnen bleiben,
Denn die Rachegeister ließen nimmermehr ihr tolles Treiben.
Und so steht sie, längst verfallen, doch allnächtlich zu der Stunde
Drehen sich die alten Flügel, schwirrt's und saust es in der Runde,
Und ein Aechzen tönt dazwischen und ein Fluch und Sterbgewimmer;
Also lebt des Müllers Sünde fort in Nacht und Sterngeflimmer.

G. Arnold.

II.

Das Posthorn.

Ein Posthorn thät erklingen
Gar hell in stiller Nacht,
Da haben treue Herzen
Sich stumm Valet gesagt.

Es war ein traurig Scheiden,
Es war ein hartes Muß,
Auf Nimmerwiedersehen,
Galt es den lezten Kuß.

Das eine mußte wandern
Umher in weiter Welt,
Es fand nicht Rast noch Ruhe
Frug Keiner was ihm fehlt.

Das andre blieb zu Hause
In stiller Einsamkeit,
Allein mit seinem Harme,
Allein mit seinem Leid.

So haben sie verbluten
An ihrer Wund' gemußt,
Und Niemand hat erfahren
Das Weh der armen Brust.

Das Horn nur nahm's zu Herzen
Blies nimmer frohen Ton,
Und allen seinen Brüdern
Bracht' Kunde es davon.

Da zog von Stund ein Trauern
In Posthorns Klänge ein,
Sie kommen oder gehen,
Es muß geklaget sein.

Und wer es hört, den ziehet
Es unaufhaltsam fort,
Ihn deucht, er müsse wandern
Mit ihm von Ort zu Ort.

Und müsse Alles lassen
Und folgen seinem Klang. —
Das ist der Liebe Sehnen
Das ihm ins Herze drang.

G. Arnold.

III.

Scheidelied.

Wach' nicht auf lieber Schatz, bis ich weit weg bin
Damit nicht das Scheiden dir trübet den Sinn
Ade, Ade!

Und hast du auch morgen den Liebsten verlor'n
Er hat dir ja ewige Treue geschwor'n
Und hält sie fest.

Halte du nur aus, bis er wiederkehrt,
Dann ist wohl die Freude das Warten werth,
Vertrau' auf ihn.

Muß leider hinaus in den feindlichen Streit,
Muß wandern und jagen, wer weiß wie weit,
Doch nur für dich.

Und hab' ich erstritten ein mäßiges Gut,
Dann thu' ich an dir wie ein braver Bursch thut
Und führ dich heim.

Laß mir nur die Sorge, laß mir die Müh'
Und gräme dich nicht, daß ich fürbaß zieh',
Ich trag's ja gern.

Und biete ich einst dir voll Schwielen die Hand,
Schwarzbärtig das Kinn und das Antlitz verbrannt,
So zweifle nicht

Ich bin noch derselbe, der jetzo ich bin,
Nicht ändert die Fremd' mir den treuen Sinn.
Ade, Ade! —

G. Arnold.

IV.

In den Ruinen des ehemaligen Carthäuser-klosters zu Nürnberg.

Dort, wo ein Priester in der Gläub'gen Mitte
Einst an der Kirchenthür den Segen gab,
Geht jetzt mit langsam abgemessnem Schritte
Ein finstrer Krieger klirrend auf und ab;
Und wo begeistert einer frommen Rede
Die Menge einst gelauscht am heil'gen Ort,
Ertönt der Ruf der schmetternden Trompete,
Tönt rauh gebietend das Kommandowort.

Doch drinnen in den öden weiten Hallen
Ist's noch so einsam wie es damals war,
Als diese Zellen nicht in Staub zerfallen,
Noch nicht zerbrochen Kirche und Altar;
Nun schaut des Himmels glanzerfülltes Auge
Herunter durch der Fenster öde Kluft,
Und statt des Dampfes von geweihtem Rauche
Haucht eine Blume ihren süßen Duft,

Ihr heil'gen Mauern, gabt ihr auch den Frieden?
Verschwand in euch wie ihr verspracht, der Schmerz?
Wart ihr die Freistatt einem Lebensmüden,
Die Freistatt für ein banggequältes Herz?
Verstummt in euch der Sturm der Leidenschaften,
Fern von der Welt laut tobendem Gewühl?
Und führtet ihr den halb der Erd Entrafften
Nun ohne Thränen, ruhig an das Ziel?

O nein! Betäubung wohl dem ersten Sturme,
Ein kurzer Schlaf, und ein geträumtes Glück,
Dann kam gleich einem nagend gift'gen Wurme,
Der Reue Qual, der alte Schmerz zurück. —

Hört ihr das Säuseln in den öden Räumen? —
Es ist der hier geweinten Seufzer Chor! —
Und jene Blumen, die am Boden keimen —
Aus Leichen keimen wuchernd sie empor!

Seht jene Rose, blühend aufgeschossen
Aus einem Herzen, das die Liebe brach,
Die Thränen, die dem matten Aug' entflossen,
Dem kurzen, früh entschwundnem Glücke nach, —
Sie sind der Thau, der ihre Blätter nähret,
Er strahlet täglich neu im Aetherschein, —
Der Winter naht, die Blüthe ist zerstöret,
Ein Augenblick der Ruhe kehret ein.

Da naht mit seinen tausend Jubelchören
Der junge Lenz im raschen Siegeslauf,
Und ach! auf's Neue fließen bange Zähren,
Und alle Wunden brechen blutend auf; —
Bis einst ein Sturm mit mächtigem Gebrause
Der Blume Keim für diese Welt zerstört,
Bis in dem stillen, in dem letzten Hause,
Das bange Herz zu schlagen aufgehört.

Dort liegt ein Sünder, durch Gewissensbisse
Der nagenden Verzweiflung banger Raub,
Denn Dornen wuchern durch der Mauer Risse,
Sie keimen auf aus eines Sünders Staub.
In heil'ge Mauern barg sich der Verbrecher,
Dem Menschenarm der feige Bösewicht,
Doch seinem innern fürchterlichen Rächer
Entgeht der Mensch auf dieser Erde nicht.

O Ruhe! sanfte Trösterin von Oben,
Wer dich nicht schon im eignen Busen trägt,
Dem wird ein Sturm am Lebenshimmel toben,
Bis er das Haupt zur ew'gen Ruhe legt,
Der Sünder findet nimmer dich auf Erden;
Zerschmetternd drückt ihn das Gewicht der Schuld,
Dir armer Leidender kann Tröstung werden,
Vertrau', dem milden Engel, der Geduld.

L. Marx.

V.

An Herder's Grab.

»Hier Herder's Grab!« — So sprach der Mann
Der durch die Hallen mich geführt.
Zurück! — Wo edle Menschen schlafen
Ist zwiefach mir der Boden heilig,
Der ihre ird'schen Reste deckt.
Still! — Daß kein Schritt die Todten weckt. —

Ein einfach Grab, und von des Schläfers Geist
Und von des Schläfers Thun: Licht, Liebe, Leben,
Die Worte drei, allein dir Zeugniß geben.

Licht, Liebe, Leben! — Inhaltschwer,
Gepräget auf metall'ner Platte,
Zeugt ihr von jenes Mannes Größe,
Der euch geglaubt, vertrauet hatte.

Ein Licht, der Wissenschaft entzündet,
Ein helles Licht, hast du dem Volk,
Dem deutschen Volke, dich gekündet,
Der du verlangt: »Des Lebens Sonnenlicht,
»Das ist, Vernunft, sie fliehet nicht!«

Doch nicht allein das Licht, des Geistes Helle,
Schien dir genug; du wolltest, daß das Herz
Zugleich ein edles Fühlen schwelle,
»So lange Tag und Nacht sich mischt
»Und uns des Himmels Sterne segnen,
»Sich Liebe mög' und Lieb' begegnen,
»Die Liebe, die vom Anfang war.«

Und wie denn Licht und Lieb' gebahr
Das Leben, — so sprießt künft'ges Seyn
Aus Licht und Lieb' im innigen Verein,

Das Leben, das du meintest im Gesang,
Wenn mit Gewißheit du hast ausgesprochen:
»Was in mir lebt, kennt nicht den Untergang!«

Was sterblich war, ist hier begraben.
So mancher mag an dieser Stätte
Erhoben schon gefühlt sich haben,
Und mancher noch wird sich erheben
Indem er hier auf deinem Grabe,
Die schönste Denkschrift, dir gegeben,
Die Worte liest: Licht, Liebe, Leben.

Julius Merz.

VI.

In der Heimath.

Seid willkommen schöne Heimath-Auen,
Seid gegrüßt mir, nach so langer Zeit!
Wieder darf ich euch, ihr Fluren schauen,
Wo ich einst der Jugend mich gefreut,

Wo im raschen, flücht'gen Knabenkleide
Leichten Sinn's ich durch die Auen flog
Und am Becher trunkner Jugendfreude,
Mich zum König und zum Halbgott sog.

Seid gegrüßt! Ihr seid dieselben wieder;
Anders seht ihr mich, der Knabe war,
Ach der Kindheit Blumen sanken nieder,
Ohne, daß ein Lenz sie neu gebar!

So blieb Nichts mir, das die Seele füllte,
Als der Hoffnung lichter Strahlenkranz?
Blieb kein Bild mir, das das Herz mir stillte,
Als Erinnerung in ihrem Dämmerglanz?

Ach, kein Schatten mehr der Huldgestalten
Die um meinen Jugendtraum geschwebt?
Riß das Band der süßen Allgewalten,
Das ein Gott um junge Seelen webt?

Ziehen ferner immer nur die Träume,
Wie geschiedne Genien von mir,
Weiter durch die weiten Himmelsräume?
Fliehen ewig sie, und ich bleib' hier?

Jene traulich stillen Eichenwälder,
Die mir sanfte Kühle oft gewährt,
Diese stillen Fluren, diese Felder,
Die mit ihren Früchten mich genährt;

Diese Wiesen, von dem Bach durchflossen,
Dieser Farbenschmelz der schönen Flur,
Diese Pracht, auf Blumen ausgegossen,
Dieser reiche Wechsel der Natur:

Sind sie nimmer denn die alten Freunde,
Die so treu mich und so lang gepflegt,
Denen ich des Abschieds Thränen weinte,
Denen immer dieses Herz noch schlägt? —

Ja sie sind's, sie sind es mir geblieben!
Wieder nahmen sie mich freundlich auf.
O Natur, wie treu bist du im Lieben,
Und wie unverändert ist dein Lauf!

Aber sieh', mit mir ist's anders worden,
Und das Knabenkleid ist abgestreift!
Aus dem Knaben ist ein Mann geworden,
Und die Blüthe ist zur Frucht gereift.

Aber: Trug das Ideal der Jugend
Kühn ihn zur Vollendung auch empor?
Ist die Freiheit ihm noch erste Tugend,
Die er schon als Knabe sich erkohr?

Hat die Wahrheit sich ihm auch erschlossen?
Hat die Liebe seinen Sinn geweiht?
Hat die Treue dann den Bund geschlossen,
Daß er sich mit Recht der Heimath freut?

Ach, wie weit bin ich vom großen Ziele!
Und doch zog es mich zur Heimath hin,
Zu dem Orte meiner Kinderspiele,
Mit dem vollen, großen Freiheitssinn! —

Fragt die Liebe denn und fragt die Treue
Einzig nach Vollendung? Saget an:
Tragen sie nicht erst mit stiller Weihe
Unser Herz zum großen Ziel hinan?

Läßt die Wahrheit ja sich auch ergründen?
Hat schon Wer die Göttliche erkannt?
Was kein Weiser je noch konnte finden,
Hätte je sich, mir allein genannt?

Und doch, Dank ihr! Dank ihr! Freundlich lichtet
Sie den dunkeln Morgen uns zum Tag;
Wenn der Jugend holder Traum sich flüchtet
Zieht sie liebend ihrem Bild uns nach.

Auf den Trümmern frohen Jugendlebens,
Vor dem krümmenvollen Labyrinth,
Flattert leuchtend sie, als Ziel des Strebens,
Dem erwachten irren Menschenkind.

Wahrheit, Wahrheit staunt die trunkne Seele,
Wenn der Jugend süße Täuschung fällt!
Wahrheit singt des Hainbewohners Kehle,
Wahrheit, Wahrheit widerhallt die Welt!

Sie, des Schöpfers erstgeborne Schöne,
Weckte rings um mich des Liedes Klang,
Bis die Allgewalt der süßen Töne
Mächtig zum erwachten Herzen drang,

Als ich kämpfend unter süßem Ringen,
Auf mich zu der Schönheit Urbild schwang,
Und mit schüchternem, gedämpftem Klingen
Leise endlich meine Harfe klang.

Freude trat mir nun auf allen Wegen,
Schöngeschmückt, wie eine junge Braut,
Mit dem Kranz der Liebe hold entgegen,
Die mir ihr Geheimniß gern vertraut.

War dies nicht der Wahrheit heilig Walten,
Daß aus Eden dieses Bild mir kam,
Engverschlungen mit den Huldgestalten,
Die ich, seelig, auf die Arme nahm?

Ja, du hast dein heilig Wort gehalten,
Wie's der Ahnung lieblich leiser Laut
Mir im Herzen und in Traumgestalten
Unter Lenzesblüthen einst vertraut!

So durft' ich zu dir jetzt wieder kehren,
Reich ein König, und ein Halbgott noch,
Durft den Becher höh'rer Freuden leeren,
Dran ich trunken mich und glücklich sog.

Durft' des Glückes ungemess'nen Segen
Freudethränend an dem Hochaltar
Deines Heiligthumes niederlegen,
Sagen, daß ich glücklich bin und war.

Aber, ach! Vergebens, ach vergebens
Sucht das Auge nach dem theuern Paar,
Das die Freudenquelle meines Lebens,
Das der Schöpfer meines Glückes war.

Drüben, in des Kirchhofs stillen Mauern,
An des Doppelgrabes engem Raum,
Sagt ein Spruch: Kein Erdenglück mag dauern,
Alles ist hienieden nur ein Traum.

Müller.

VII.

Der Morgen.

Du ahnungsfroher Morgenstrahl
Wie frisch durchzuckst du Herz und Glieder!
So mag einst Gottes Odem wieder
Durchwehen uns im Gräberthal!

Des Himmels Dom, ein Saphir klar —
Durchzittert rings von gold'nen Düften —
Die Lerche wirbelnd hoch in Lüften —
Die Erd' ein dampfender Altar!

Sag' an, o Herz! fühlst du, entrückt
In Himmelsruh' von ird'schen Sorgen,
Ein Säuseln nicht von jenem Morgen
Wo Adam erst die Welt erblickt!

Der Abend.

Du heilig glühend Abendroth!
Der Himmel will in Glanz verrinnen —
So scheiden Märtyrer von hinnen,
Sanft lächelnd in den Liebestod!

Des Aufgangs Berge still und grau —
Am Grab des Tags die hellen Gluthen —
Ein Schwan auf purpurrothen Fluthen —
Und jeder Halm im Silberthau!

O Sonne, Gottesstrahl! Du bist
Nie herrlicher, als im Entfliehen!
Du willst uns wohl hinüberziehen
Wo deines Lichtes Urquell ist?!

v. Muralt.

VIII.

Mondeszauber.

Was gleicht des Mondes Zauber
In unbewölkter Nacht,
Wenn er so stille wandelt
Dahin in voller Pracht?

Die Mutter steht am Fenster,
Ihr Knäblein auf dem Arm,
Es schlingt die zarten Hände
Um sie so liebewarm.

So blicken sie beschaulich
Zu Mond und Sternenlicht;
Die scheinen beiden traulich
Herab ins Angesicht.

Des Kindes Züge lächeln
Hinauf in sel'ger Ruh,
Die Sterne lächeln wieder
Ihr Licht dem Kinde zu.

Da weben sie der Mutter
Im Geist so tiefen Traum,
Daß sie davon muß weinen,
Und weiß es selber kaum.

Es ist, als würd' ihr ängstlich,
Heiß küßt sie da ihr Kind,
»Du sahst genug für heute!« — —
Und trägt's hinweg geschwind.

Sigmund v. Praun.

IX.

Gnome.

Was dir begegnen mag auf deines Lebens Lauf,
Nimm alles mit Geduld, kann's sein, mit Freuden auf!
Die Freude hält gesund; Gesundheit fördert Freude,
So halten immer frisch sich gegenseitig beide.

J. Schnerr.

X.

Der Brückenbogen.

Der Brückenbogen ist zu loben;
Er wölbt sich gut und fest nach oben,
Und nützt, daß man mit trocknem Fuß
Und sicher wandelt über'n Fluß,
Indessen stets zu seinen Füßen
Geruhig hin die Wogen fließen. —
Der Mittelstand, in jedem Reich,
Er ist dem Brückenbogen gleich. —

J. Schnerr.

XI.

Am Barometer.

Du Silbersäule im krystall'nen Rohr,
Wie senkst du dich? Was hebet dich empor? —
Du hebest dich im Druck der Atmosphäre,
Und sinkest, wenn sich mindert ihre Schwere. —
Du zeigst im Bilde uns der Seele Gang;
Nach oben hebt des Lebens Druck und Drang.

J. Schnerr.

XII.

Venedig.

Von des Mondes Licht umflossen
Schwimmt die Meerstadt auf der Fluth,
Stille hat sich rings ergoßen,
Und die Menge schlummernd ruht;
Träumend wie von frühen Zeiten,
Schläft Skt. Marco's Räthselbau,
Der Palläste Hallen kleiden
Sich in geisterhaftes Grau.

Und der einst'gen Braut zu Füßen
Glänzt das Meer im Silberlicht,
Längst hinauf die Wellen grüßen —
Doch Venezia hört es nicht.
Da, wie Geisterstimmen klagen,
Tönt's vom Grunde ernst und schwer,
Und vom Nachthauch fortgetragen
Rauscht es von den Wassern her:

Willst du immer träumend weilen,
Stolze Meerbeherrscherin,
Ruhm und Glück mit dir zu theilen,
War mir Lust einst und Gewinn!
Warum säumst du, zu vermählen
Dir, wie einst, den Bräutigam?
Willst du bess'res dir erwählen,
Oder lebst du nur dem Gram?

Sieh, in ew'ger Jugend winket
Dir mein unentweihter Kranz,
Und mein Silbergürtel blinket,
Hell wie sonst, im Mondenglanz.
Laß vom Bucentauer nieder
Deine einst'ge Macht mich schau'n;
Gieb den gold'nen Ring mir wieder,
Mich auf's neue dir zu trau'n.

Lasse deine Masten ragen,
Deine Flaggen weh'n vom Land;
Deine Schiffe will ich tragen,
Spielend, bis zum fernsten Strand;
Deinen weiten Inselreichen
Sende deine Winke zu —
Doch du harrst in trübem Schweigen?
Stolze Stadt, was träumest du?

Und Venezia hört die Klagen —
Rings das Ufer ist erwacht,
Und wie längstverklung'ne Sagen
Kehrt zurück die alte Pracht.
Der Palläste hohe Bogen
Sind von hellem Glanz erfüllt,
Und daher kommt es gezogen,
Einst'ger Größe Geisterbild.'

Edler Dogen langem Zuge
Schreitet Dandolo voran,

Der im kühnen Siegerfluge
Stambul's Kaiserstadt gewann,
Und Pisani, auf dem Meere
Sieggewohnt, ein starker Held,
Einst im Drang Venedigs Wehre
Gegen Genua's Macht gestellt.

Krieger in der Waffenglanze
Folgen, und der Richter Reih'n,
Frauen auch im holden Kranze,
Reichgeschmückt mit Gold und Stein,
Und in ihrer Mitte rauschet
Königin Cornaro hin,
Die die Krone eingetauschet
Einst der Meerbeherrscherin.

Dort mit fröhlichem Gewühle
Zieht im buntbelebten Chor,
Bei der Fackeln hellem Spiele
Eine Künstlerschaar hervor,
Tizian mit ihm Giorgione,
Könige der Farbenwelt,
Tintoretto, Pordenone,
Dem Bellini zugesellt.

In Skt. Marco's düstern Hallen
Ist das Priesterthum erwacht.
Schimmernde Gewänder wallen,
Und das Kreuz strahlt durch die Nacht,
Ihm nach, dichtgedränget, schreiten
Mönch und Nonne im Gebet.
Die drei Flaggen stolz sich breiten
Und der Löw' die Flügel bläht.

Auf des Meeres glatter Welle
Schauckelt sich ein Mastenwald,
Wie ein Sternbild schimmert helle
Bucentauers Prachtgestalt;

Und an seinen goldnen Seiten
Tausend Gondeln buntbekränzt,
Leichtbeschwingt vorübergleiten,
Daß die Welle leuchtend glänzt.

Lautlos aber wogt dies Leben —
Nur wie Stimmen aus dem Grab
Ernste Trauertöne beben
Von der Stadt zum Meer hinab:
Warum weckst du meinen Schlummer,
Mein Geliebter, süß und traut,
O, in tief verborgnem Kummer
Hab' ich oft nach dir geschaut.

Meiner Jugend goldne Tage
Kehren nimmer mir zurück,
Und, ein einzig Bild der Klage,
Weich' ich machtlos dem Geschick.
Meiner siegbekränzten Kronen
Bin ich weinend längst beraubt,
Knieend vor den fremden Thronen
Beuge ich mein alternd Haupt.

Und mein Jammer soll nicht enden,
Denn dort naht, um, ach, von dir
Ew'ge Trennung zu vollenden,
Ein verhaßter Freier mir;
Doch kein goldner Reif mich bindet
An des Landes fremden Rand,
Nein, die ehrne Fessel kündet,
Daß mich nur Gewalt verband.

Weicht zurück von meinem Strande,
Klare Wellen, ziehet hin!
Bettet euch im Ufersande
Oder in des Sumpfes Grün;
Doch wollt ihr euch zürnend wenden,
Grabt zuvor mir noch ein Grab,

Daß ich sinke, schnell zu enden,
Zu dem Bräutigam hinab.

Wie die Stimme so verklinget,
Weht es kühl von Osten her,
Und Aurora's Purpur dringet
Glühend über Stadt und Meer —
Schnell das Nachtbild ist entschwunden —
Und nur Fischerbarken ziehn
In den frühen Morgenstunden
Durch die Fluthen schweigend hin.

Fr. Wagner.

XIII.

Winterstimmen.

Auf dem Eise.

Wie macht doch des Eises Glätte
Froh der Knaben Sinn,
Freudig schleifen um die Wette
Sie darüber hin.

Knaben, jezt macht es euch Freude
Daß die Bahn so glatt,
Glücklich seid ihr in dem Kleide
Das noch Flügel hat;

Aber anders wird es werden
Schreitet ihr voran,
Und es kommen die Beschwerden
Auf der Lebensbahn.

Da schleicht ihr vielleicht am Stabe
Auch wie ich einher; —
Leicht ist's fallen wohl als Knabe,
Doch der Mann fällt schwer. —

Im Freien.

Wie in einem Schlafgemache
Ist es rings auf Wies' und Flur
Von den Gräsern, von den Blumen,
Find' ich nirgends eine Spur;

Denn es hat der gute Vater
Alle sorgsam zugedeckt,
Und sie schlafen, träumen, bis sie
Linder Frühlingshauch erweckt..

Blumen! wie seid ihr vor Menschen
Doch noch immer so beglückt;
Wie hat euch die gute Mutter
Jezt an ihre Brust gedrückt.

Ihr kennt nur in eurem Leben
Regen, Thau und Sonnenschein,
Wenn der rauhe Winter kehret,
Mit den Stürmen, schlaft ihr ein.

Wer wie ihr doch könnt' verschlafen
Seines Lebens Winterzeit!
O wie würde fern da bleiben
Ihm so manches bittre Leid!

Im Walde.

Tannen, Fichten, wie so traurig
Sie beisammen stehn,
Und durch ihre Zweige schaurig
Nordens Winde wehn.

Wo ich's wage hinzublicken,
Drohet jeder Ast
Augenblicklich zu zerknicken
Von des Schneees Last.

Stille herrscht und tiefes Schweigen
Rings im Forstgebiet,
Von den alten braunen Zweigen
Tönt wie sonst kein Lied.

Nur die kleine, blaue Meise
Schäckert froh umher,
Als wenn es im Schnee und Eise
Ihr noch heimisch wär!

Herz! so lern' auch du vertragen
Wie das Vögelein. —
Erst nach rauhen Wintertagen
Kehrt der Frühling ein.

Auf dem Berge.

Von dem Berge schau ich nieder
In das dicht beschneite Thal,
Und das schneeige Gefieder
Flimmert von der Sonne Strahl.

So weit wie das Auge blicket
Blinkt das prächtige Gewand
Und das Saat'feld ist geschmücket
Wie das öde Haideland;

So preißt noch des Schöpfers Güte
Selbst die Flur im Winterkleid,
Gleich wie wenn mit junger Blüthe
Und mit Blumen sie bestreut.

Mensch dir hat kein Sturm vertrieben
Deines Erdenglückes Spur,
Wenn dir ist dein Gott geblieben
Und ein Blick in die Natur.

An der Quelle.

Fels! wie bist vom Schnee umstarrt,
Und doch dränget silberhell
Aus der dicht beeisten Brust
Sich so sanft hervor der Quell.

Dir gilt es wohl immer gleich,
Ob nun hier die Blume trinkt
Und hoch in die blaue Luft
Singend sich die Lerche schwingt;

Oder ob der Wintersturm
Dich umfaßt mit kaltem Arm,
Denn gleich wie im Frühling ist
Jetzt dein Born noch mild und warm.

Sänger so muß deine Brust
Wie die reine Quelle sein,
Ist der Winter noch so hart, —
Frieren darf es nicht hinein.

C. Weis.

XIV.

Bitte.

Liebchen! O wie weht so kalt
Schon der Wind aus Norden,
Und wie ist's im Garten hier
Oed und leer geworden!

Alle Blumen sind verblüht,
Blätterlos die Bäume; —
So flieht unser Leben auch
Und mit ihm die Träume.

Doch was seh' ich, hier im Beet
Noch 'ne Blume stehen?
Ist es doch, als wollt um Schutz
Uns die holde flehen.

Blume, schützen können wir
Arme nicht dein Leben,
Denn wie dich, kann uns auch jetzt
Schon der Tod umschweben.

Doch, wie beuget sie der Wind!
Drohet sie zu knicken:
Komm, in deinem schönsten Schmuck
Will ich dich nun pflücken.

Nicht wie deine Schwestern sollst
Du im Sturm verderben. —
Liebchen! laß an deiner Brust
Sie, die letzte, sterben.

C. Weis.

XV.

Nach dem Sturm.

Baum, der süße Früchte trug,
Wie bist du jetzt so zersplittert!
Was hat hier auf einmal nun
Für ein rauher Sturm gewittert;

Der die Arme dir zerbrach,
Und die Brust hat aufgerissen,
Daß du in der Blüthenzeit
Hast dies Loos erdulden müßen.

War doch, alles, was du that'st,
Nur ein Spenden reicher Gaben,
Daß der Jüngling, wie der Greis,
Sich an ihnen konnte laben;

Doch jetzt, da der Sturm dich traf,
Werden sie dich nimmer kennen,
Dir das Räumchen wo du stehst,
Nicht einmal zum Sterben gönnen.

Einem andern wird der Raum,
Weil du nicht wie sonst kannst prangen,
Denn zu bald vergißt der Mensch
Was er Gutes hat empfangen.

Stündest du im tiefsten Wald,
Den kein menschlich Aug durchdrungen,
O! da hätten Vögel dir
Doch ein Sterbelied gesungen.

Aber ob den Menschen auch
Süße Frucht du hast getragen,
Kommen doch sie mit der Axt,
Um dich fluchend zu zerschlagen.

Und so lohnen sie sich selbst,
Unter einer jeden Zone. —
Baum, es ist ein alter Brauch,
Undank giebt die Welt zum Lohne! —

C. Weis.

XVI.

Der Besenbinder.

Ich bin der Besenbinder Veit,
Das ist mein ganzer Titel:
Zufrieden doch zu jeder Zeit,
Trägt gleich mein Weib ein schlechtes Kleid,
Ich einen groben Kittel;

So sind wir doch einander gut,
Könnt' ohne sie nicht leben,
Und hätte nimmer frohen Muth;
Thät' auch im Dorf sein Rittergut
Der gnäd'ge Herr mir geben.

Wenn ich so meine Besen bind'
Und sie sitzt mir zur Seite,
Hat auf dem Schoos das kleinste Kind,
Die andern emsig und geschwind
Arbeiten, welche Freude!

Die Zwecke, dann das eine schnitzt,
Das andre legt die Reiser,
Das dritte mir die Weiden schlitzt,
Das viert' die Stiele schält und spitzt,
Und's fünfte schreit sich heiser.

Ich aber sing ein fröhlich Lied
Und laß den Himmel walten
Und danke stets für seine Güt',
Daß er mir immer mein Gemüth,
Wie mich gesund erhalten.

Leicht wird mir so die Arbeit dann,
Wenn gleich oft Sorgen harren,
Und ist sie fertig, frisch voran
Fahr' ich zur Stadt, ein Besenmann,
Mit meinem Schiebekarren.

Wohl durch die Gassen eng und breit
Gehts dann im Tritt, im festen,
Und keiner, ist der besser schreit,
»Kauft Besen, kauft, es ist der Zeit,
Er hat die allerbesten.«

Bald ist vollendet der Verkauf,
Sei's Sommer oder Winter,

Und heimwärts gehts im raschen Lauf.
Die Berg' und Hügel ab und auf,
Zur Freude meiner Kinder.

Sie kommen, als gäb's einen Schmaus,
Entgegen ganze Strecken,
Da sucht man mir die Taschen aus,
Und frohen Sprunges geht's voraus
Dann mit den Kreuzerwecken.

Nun sagt, wo ist ein reicher Mann,
Der Güter hat und Titel,
Und der mit Seide angethan,
In seinem Schmuck, sich freuen kann,
Wie ich, im groben Kittel?

E. Weis.

XVII.

Die Thräne.

Kennst du die Wonne, die im stillen Weinen lieget,
Wenn tiefes Schmerzgefühl die enge Brust bewegt? —
Gewiß, du weißt, wie gut es Gott mit uns gefüget,
Daß er die Thräne hat uns in das Aug gelegt.

Hast du gestrebet schon, befreundet zu umfassen
So manches Herz und fühlst dich froh mit ihm vereint,
So glaube, daß, wenn je es könnte dich verlassen,
Dem Schmerz zur Linderung dann auch dein Auge weint.

Wenn wir am Grabesrand in ernster Wehmuth stehen,
Wenn, was uns lieb einst war, sein irdisch Ziel erreicht
Und wir vergebens rings nach bald'gem Troste spähen:
Dann kommt die Thrän' ins Aug und unser Herz wird leicht.

Wenn von der Heimath ist, vom Haus, der Mensch geschieden,
Getrennt von Allem, was ihm werth war, oder lieb,
Wenn bittres Heimweh raubt ihm seines Herzens Frieden,
Ist er doch reich genug, wenn nur die Thräne blieb.

Und schlägt des Wiedersehns ersehnte süße Stunde,
Die lang Entfernten sind auf's Neu sich wieder nah,
Da stirbt dem Glücklichen das Wort der Freud' im Munde
Und heiter lächelnd ist die Freudenthräne da.

Wenn du erfüllet siehst des Herzens stilles Hoffen
Wenn du erreichet hast, wornach du dich gesehnt
Und so dein ganzes Glück bei dir ist eingetroffen,
Wie süß ist das Gefühl, in dem dein Auge thränt.

So laßt die Thränen denn herab die Wangen fließen
Ob Freud' schuf oder Leid, die Perl' am Augenlid,
Der ist beneidenswerth, der kann sein Herz erschließen,
Und thränenschwer, wie sein's, das Aug des Andern sieht.


3 2044 037 101 540